Berkeley
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Georg Wegener

Der Zaubermantel

Georg Wegener

Der Zaubermantel

Erinnerungen eines Weltreisenden

Faust: Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein
Und trüg' er mich in fremde Länder!
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein.

Zweite Auflage

2. Aufl.

Leipzig · F. A. Brockhaus · 1920

Copyright 1919 by F. A. Brockhaus, Leipzig.

G463
W36
1920

Dies Buch iſt im Felde entſtanden und redet doch kein Wort von Krieg.

Wenn der Reiſende in der Sahara den endloſen Pfad durch Staub und Glut dahinzieht, ſo drängen ſich die Bilder kühler Wipfelſchatten und rauſchender Waſſerbäche vor ſeine Seele. Schleppt der Polarfahrer, hungernd und frierend, ſeinen Schlitten durch die fürchterliche Einſamkeit des Eiſes, dann umſchweben ihn, je länger, je leidenſchaftlicher, die Vorſtellungen fröhlicher Abende daheim im Freundeskreis, bei reichgedecktem Tiſch und flackerndem Feuer.

So ging es uns allen in dieſem furchtbaren Kampf. Wir ſtanden in ſeinem Dienſt mit allen Faſern unſeres Seins. Aber in den Stunden der Erholung, die er uns gönnte, da verlangte es uns gebieteriſch, an etwas anderes zu denken, als an ihn, von etwas anderem zu hören, als von ſeinen Pflichten, ſeinem Grauſen und ſelbſt von ſeiner Größe. Da ſtieg vor uns die andere Welt empor, die Welt der Schönheit, der Anmut, der Freude; die Welt, aus der wir verbannt waren wie aus einem Paradies. Wenn in ſolchen Stunden die Kameraden beiſammenſaßen und einer zum andern ſagte: erzähl' uns etwas, dann redeten auch ſie nicht vom Krieg. Dann kamen ihnen die Erinnerungen aus jener Welt, ſo wie ſie gerade in jedem einzelnen am mächtigſten waren; und davon erzählten ſie, jeder nach ſeiner Weiſe.

Das war's, was ich in dieſem Buche hier auch tun wollte. Auch ich nach meiner Weiſe; denn was am meiſten vom Herzen kommt, wird auch am leichteſten zu Herzen gehen. Vor 1914 war ich ein

M834027

paar Jahrzehnte hindurch, was man einen Weltreisenden zu nennen pflegt. Kein Erdteil und kein Meer der Erde, mit Ausnahme der südpolaren, war mir unbekannt geblieben. Darum empfand ich besonders hart, manchmal schier unertragbar, die Weltgefangenschaft, in der die Gegner uns hielten. Und die Erinnerungen an die Schönheiten, die ich gesehen, und an die wundervollen und merkwürdigen Stunden, die ich auf meinen Wanderungen erlebt, kamen mir mit leidenschaftlicher Sehnsuchtsgewalt. Von ihnen, von einigen der schönheitreichsten, der buntesten, der heitersten darunter, nur solchen, die noch in keinem meiner frühern Bücher geschildert sind, wollte ich den Kameraden — und das waren wir ja alle, an der Front wie in der Heimat — einiges berichten. Glaube ich doch, daß die Freude am Wandern und Schauen, die Sehnsucht nach den blauen Fernen, die Lust, von fremden Ländern und Menschen zu hören, uns Deutschen allen tief zu eigen ist. Der größte Dichter unseres Volkes hat das die deutscheste seiner Gestalten mit den Versen vom Zaubermantel sagen lassen, die diesem Buche als Leitspruch dienen. Ein Zaubermantel sollte es werden, der den Leser frei und fesselos mit mir dahintrug über Raum und Zeit.

Im Spätsommer vorigen Jahres sollte es erscheinen. Da kam, uns allen unerwartet, der erschütternde Zusammenbruch, und die Veröffentlichung unterblieb.

Heut ist ja nun wieder Friede! Aber die „andere" Welt hat er uns noch nicht wiedergebracht. Mag denn das Buch noch jetzt erscheinen, wo Traum und Erinnerung mehr denn je unsere Zuflucht sein müssen und das Sehnen unser bester Teil.

Im Herbst 1919.

Georg Wegener.

Inhalt.

Seite

1. In den finnischen Schären 1
2. Zarenwunder 21
3. Auf dem Gipfel des Adamspiks 27
4. Die sieben Pagoden 36
5. Beim Maharadscha Murli Manohar 43
6. Türme des Schweigens 51
7. Sonnenfinsternis 59
8. Die Brahmanen 74
9. Der Strom der Jahrtausende 85
10. Im fernen Westen 90
11. Der große Cañon des Colorado 105
12. Längs der Küste von Hawaii 119
13. Von jenseit des Erdballs 126
14. Talofa Samoa! 131
15. An entlegenen Gestaden 164
16. Siam 178
17. Eine Plauderei über einen Frühlingshut 209
18. Probefahrt 217
19. Im Bann von Avignon 238
20. Weltallphantasien 258
21. Die rosenrote Stadt 271
22. Mit dem Kronprinzen in Indien 279
23. Die Drachenbucht in Tongking 289
24. Hanoi und Saigon 300
25. Der Bromo auf Java 304
26. Meine kleine birmanische Prinzessin 316
27. Auf dem Irrawaddi 334
28. Ein Tag bei mir 350

1.

In den finnischen Schären.

1897.

Am Abend des 25. Juli hing die Sonne rotglühend über den ruhigen Wassern des Finnischen Meerbusens; ein Strom von Gold rann von ihr über die wundervoll, wie von unten her, durchleuchtete Meeresfläche, aus der die flachen Granitbuckel der Schäreninseln von Helsingfors emportauchten. Auf einem dieser vom Eise der Vorzeit glattgeschliffenen Buckel stand ich und blickte ungeduldig über den stillen Spiegel hinaus. Denn drüben, in Entfernung einer Viertelstunde etwa, ragte auf dem Gipfel einer Nachbarinsel ein hölzerner Aussichtsturm empor, der während des Sonnenuntergangs einen prachtvollen Blick über dies seltsame Gewirr von Inseln und Meeresarmen gewähren mußte. Ein Kahn lag vor mir auf den flachen Steinen, und den dazugehörigen Eingeborenen hatte ich in einem benachbarten Häuschen auch ermittelt; aber mich von diesem Eingeborenen darin hinüberrudern zu lassen, das schien nicht gelingen zu wollen. Es war ein richtiger alter Finne mit breitem, gutmütigem Gesicht, das schon an sich in lauter Falten und Fältchen verschrumpft war, im Augenblick aber noch mehr zusammengeknittert wurde durch das unsäglich freundliche Lächeln, mit dem er meine verzweifelten Bemühungen, mich ihm verständlich zu machen, begleitete.

Finnisch verstand ich damals noch weniger als Chinesisch, wo ich doch unter anderm wußte, daß Hoang-ho der Gelbe Fluß heißt; und so redete ich meinen Finnen schwedisch an, in der Annahme, daß er diese alte Kultursprache Finnlands kennen müsse, die er noch heute an allen Straßenschildern sieht, in der noch immer die Mehrzahl seiner

Bücher und seiner Zeitungen gedruckt wird und die zweifellos die Herrschaft sprach, deren Gärtner er war. Wenigstens hielt ich selbst das, was ich sagte, für Schwedisch. Allein je beredter ich wurde, um so gewinnender und um so verständnisloser lächelte er mich an. Ich versuchte es nun mit der internationalen Sprache der Gebärden, führte mit den Armen gewaltsame Ruderbewegungen aus, wies mit dramatischer Geste hinüber zu dem fernen Eiland und griff endlich in die Tasche, holte ein finnisches Markstück hervor und hielt es ihm unter die Nase. Indessen selbst diese lingua franca versagte diesmal; der heitere Ausdruck seines Gesichts machte nur dem eines tiefen Seelenschmerzes darüber Platz, daß er keine Ahnung hatte, womit er sich dies Geldstück verdienen sollte.

Da trat „das Wunderbare" ein. Die Tür des Balkons der kleinen Villa, neben der diese Szene spielte, tat sich auf; eine schlanke junge Dame in lichtgelbem Haar trat auf den Altan hinaus. Natürlich eilte ich hinzu und hielt mit abgezogenem Hute eine schwedische Ansprache hinauf an diese Dame.

Sie hörte ein Weilchen höflich zu, dann aber fragte sie mich, mit einem etwas ironischen Lächeln, in tadellosem Deutsch:

„Bitte, was ist es, mein Herr, womit ich Ihnen dienen kann?"

Nun rasch Rede und Widerrede, hierauf ein paar Worte von ihr in der melodischen, an das Italienische gemahnenden finnischen Sprache — und ein Leuchten ungeheuren Verständnisses ging über das verwitterte Antlitz meines Gegenübers. Sogleich waren die Ruder geholt, das Schiffchen ins Wasser gezogen; noch ein Gruß an meine Retterin, die freundlich vom Balkon herniedernickte — und wenige Minuten nachher schwamm ich mitten auf der spiegelnden Fläche, in deren Glätte mein Kahn eine lange Furche hineinschnitt.

Wie ich so langsam im flimmernden Golde dahinfuhr, überkam mich plötzlich die verwunderte Frage an mich selbst: Sohn meines Vaters, warum bist du eigentlich hier? Während andere vernünftige Menschen in Norderney oder Heringsdorf mit hübschen Mädchen am Strande Tennis spielen, auf grünen Alpenmatten Schlippermilch essen

oder meinetwegen in Bayreuth sich brünstig verzücken, treibst du dich hier einsam unter dem sechzigsten Breitengrad umher, an den Grenzen eines Landes, von dem du bisher nicht viel mehr weißt, als daß es aus Sumpf, Moor, See und eiszeitlichem Schutt besteht und von einem uralaltaischen Völkchen bewohnt wird, vor dessen Augen du ertrinken oder verhungern kannst, ohne ihm sagen zu können, wie du darüber denkst? Glaubst du denn, daß du immer, auch dort im fernen Norden, hinter den dunklen Wäldern am Horizont, wohin du willst, auf hilfreiche Engelserscheinungen wirst rechnen dürfen?

Ja, was war es eigentlich, als diesmal wieder die schönen Sommertage kamen, wo es den modernen Menschen mit elementarer Gewalt ergreift, wie den Zugvogel im Frühling und Herbst, was war's, das mich gerade nach Finnland verlockte? Ich kann es kaum deutlich sagen. Die alte Lust zur fröhlichen Schiffahrt, die immer wachsende Liebe zum großen, heiligen Meere; eine freundliche Erinnerung auch an die idyllischen Schäreninseln der schwedischen Seen, die ich vor Jahren einmal durchkreuzt; und dann überhaupt ein Durst nach Freiheit und Ursprünglichkeit, nach Gegenden, wo noch nicht jedermann gewesen, nach großen Waldeinsamkeiten, nach stillen, breiten Seespiegeln, nach goldenen Sonnenuntergängen über ihnen; vielleicht auch im Herzen ein Heimweh nach den zauberischen Dämmerungsnächten des hohen Nordens, deren Reiz niemand wieder vergessen kann, der sie einmal genossen hat.

So hatte ich denn die Bücher in die Ecke geworfen und war vom alten Lübeck aus in die Ostsee hineingedampft, hatte pfeifenden Regensturm und Wellentanz, flimmernden Sonnenglast und milchweißen Nebel, kurz was des Meeres wechselnde Laune dem Seefahrer beschert, ich möchte fast sagen mit gleichem Genuß, über mich ergehen lassen. In endloser Prozession waren tagaus, tagein die Hunderte und Tausende der Schäreninseln an mir vorübergezogen, die Schwedens Ostküste begleiten und in den dichten Schwärmen der Ålandsinseln sogar über die ganze Breite der Ostsee hinüberreichen, bis zu denjenigen Inselfluren, die wiederum die Ufer des finnischen

Granitblocks umkränzen. Heute, in erster Morgenfrühe, waren die Türme von Helsingfors, der Hauptstadt Finnlands, auf weißen Wassern vor mir aufgetaucht. In dem prächtigen Hafen dieser schönen, hellschimmernden Stadt hatte ich dann aber dem Dampfschiff Valet gesagt. Von hier sollte meine Wanderung ins Innere beginnen.

Welch eine seltsame Welt ist dieser Schärengürtel Skandinaviens und Finnlands! Eine beispiellose Durchdringung und Vermählung von Land und Meer, eine Zersplitterung des Festlandes in Tausende von Trümmern jeder Größe und Gestalt, eine Zerfaserung der Meeresfläche in ein unübersehbares Netz von Wasseradern.

Allerdings darf man die Schären Norwegens und diejenigen Schwedens kaum in einem Atem nennen, ein solcher Unterschied besteht zwischen ihnen. Steil fällt der riesige Urgesteinssockel der skandinavischen Halbinsel zum Atlantischen Meere hinab, denn seine Firstkante liegt der Westküste unmittelbar nahe. Nach Osten dagegen senkt sich das Land in breiten, leichtgewellten Plateauflächen ganz allmählich, bis es endlich langsam unter die Wasser der Ostsee hinabtaucht. An der von Fjorden zerrissenen Küste Norwegens bilden die Schären daher ein grandioses Felsgetrümmer von düsterer Wildheit; große, scharfkantige Berge bäumen sich unmittelbar aus der See bis zu wolkenumlagerten Höhen empor; stellenweise, wie in den Lofoten, als ein gletschergekröntes Hochgebirge mitten im Ozean. Dazwischen kleineres rauhes, zerklüftetes Geklipp, wirr durcheinandergeworfen, in allen Formen und Größen und fast ganz kahl und nackt, umbrandet von der breiten Woge des Atlantik. Auf der schwedischen Seite dagegen, am stilleren Ufer der Ostsee, fehlt diese Kampfstimmung der Natur; friedlich ist das Meer über das versenkte Land getreten und umspült geruhig die flachen Höhen aus rundlich gewölbtem Fels oder losem Blockgeröll, die noch aus ihm hervortauchen. Hier herrscht daher in der Schärenlandschaft, bei aller Vielgestaltigkeit ihrer Küstenumrisse, bei aller Verschiedenheit der Größen, doch eine weitgehende Einheitlichkeit der Grundformen. Die schwedischen Schären sind durch-

weg niedrige, verhältnismäßig weichgeformte Streifen- und Rundhügel; überall, bis zu winzigen Inselfleckchen hinab, mit mäßig hohem, dunklem Wald, meist von Nadelholz bedeckt und nur vegetationslos, soweit die Welle über die glatten Granitbuckel spült. Lediglich die äußersten Randinseln des Schärenhofes nach dem Meere zu bleiben kahl. Die tagelange Fahrt längs der Küste Schwedens bietet daher nichts von der erhabenen, die Seele tief erregenden Großartigkeit der norwegischen Landschaft, aber sie ist dafür von einem ganz eigenartig intimen Reiz. Dies unablässige Vorüberziehen der grünen, weichgeformten Inselchen in ihrer ewig wechselnden Monotonie, die das gleiche Grundthema unerschöpflich variiert, hat etwas süß Melancholisches und Träumerisches, etwas Musikalisches, dessen Zauber sich kein empfängliches Gemüt entziehen kann.

Die Schären Finnlands, zu denen das Gewimmel der Ålandsinseln ohne Lücke hinüberleitet, gehören im großen und ganzen derselben Art an wie die Schwedens. Indessen ein feiner, schwer in Worte zu fassender Unterschied ist auch hier noch bemerkbar. Die finnischen Schären sind vielleicht noch lieblicher, weil sie durchschnittlich kleiner, regelloser durcheinandergeworfen und auch in ihrem Relief häufig etwas bewegter sind.

Was aber die gesamten Schärenlandschaften der Ostsee für den Vorüberfahrenden noch besonders reizvoll macht, ist ihre Besiedelung. Längs der ganzen Küsten, vor allem aber im Bereich der großen Städte, sind die Inseln mit Hunderten und Hunderten allerliebster Sommerhäuschen besetzt. Die Skandinavier sowohl wie die Finnländer haben ja — in richtiger Schätzung ihres kurzen Sommers gegenüber dem langen und harten Winter — Schul- und Universitätsferien, die ein ganzes Vierteljahr dauern. Sobald am 1. Juni diese herrliche Freizeit beginnt, ergießt sich eine Völkerwanderung aus den schwül werdenden Straßen der Städte auf die Inseln. Am ausgeprägtesten erlebt man es bei Stockholm. Jeder, der es irgend kann, und sehr viele, die es eigentlich nicht könnten, besitzen auf irgendeiner Schäreninsel ihre kleine Holzvilla; mehr oder minder stattlich ein-

gerichtet, immer aber reizend im Grün versteckt, von niedlichen Gartenanlagen umgeben, mit einem hölzernen Landungssteg versehen und einer Fahnenstange, an der ein buntes Wimpelein flattert. Hier überläßt sich dann jung und alt einem unbeschreiblich idyllischen und wunderbar gesunden Bummeldasein, das den Tag mit Fischen, Baden, Segeln und absolutem Nichtstun verbringt. Kleine flinke Dampfer durchhuschen das Inselgewirr nach allen Richtungen, oft meilenweit hinaus, und erhalten die Villeninseln in Verbindung mit der Stadt. Bureaubeamte, Kaufleute oder Gewerbetreibende, deren Urlaub nicht die gesamten drei Monate währt, können somit tagsüber ihren Geschäften nachgehen und abends wieder draußen sein. Es gibt nichts Verführerischeres, als an schönem Sommertage zwischen diesen Inseln hindurchzufahren und überall die bunten Fähnchen über den Wipfeln flattern zu sehen; blumengeschmückte Balkone blicken durch die grünen Kronen, Kinder schaukeln zwischen den Baumstämmen, Buben baden am Strande, junge Mädchen sitzen lesend oder träumend auf überbuschten Bänken, schräggeneigte Segelboote, von tiefgebräunten Männern mit weißen Seglerjacken und -mützen geführt, fliegen schaumwerfend an uns vorüber, und alles atmet Frieden, Behagen und innige Freude an der Natur.

Bisher waren alle diese hübschen Bilder der Schäreninselwelt nur flüchtig an mir vorübergezogen wie eine reizende Theaterdekoration; nun saß ich endlich in Ruhe mitten darin und konnte sie in der Nähe kennen lernen.

Meinen Aussichtsturm auf der Insel Drumsö erreichte ich noch im rechten Augenblick. Die Sonne berührte gerade den Horizont inmitten eines schweren, violettroten Glanzes; der warme, ruhige Tag hatte die Luft mit Wasserdampf erfüllt; es war daher kein scharf blitzendes Leuchten, was über die Landschaft ging, sondern ein ruhiger, milder Lichtstrom von weicher, fast schwermütiger Stimmung. Aus der schimmernden Flut hoben sich gegen Westen Inseln auf Inseln, flach wie Schildkrötenschalen und schwarz von dunklem Wald. Gegen

das Meer zu lagen sie einzeln verstreut, und der Blick flog über sie hinweg auf die unbegrenzte Flut des Finnischen Meerbusens; nach der Landseite hin schlossen sie große und kleine blanke Flächen gleich waldumgürteten Binnenseen zwischen sich ein, deren Anblick aufs lebhafteste an unsere Havelseen erinnerte.

Die große Ähnlichkeit mit den schönsten See- und Bruchgegenden unserer Mark ist mir in Finnland immer wieder aufgefallen. Wir haben eben stille Wasserflächen vor uns, von niedrigen, waldigen Ufern umgeben und bestrahlt von einer milden, träumerischen Sonne wie bei uns. Hier bei Helsingfors vollends wird die Erinnerung an Potsdamer Havellandschaften noch vermehrt dadurch, daß überall jene freundlichen Villen aus dem Dunkel der Uferwälder hervorschauen. Auch Finnen selbst, die in Deutschland gereist waren, haben mir gesagt, daß sie in der Gegend von Potsdam die gleiche Empfindung einer überraschenden Ähnlichkeit der Landschaftsbilder gehabt hätten.

Wunderschön war von einem hohen Standort aus der Blick gegen Osten, wo die Häuser von Helsingfors, von der untergehenden Sonne bestrahlt, über See und Inseln emporragten. Namentlich ist es eine Kirche in Helsingfors — gerade wie im Landschaftsbilde von Potsdam — die dem Ganzen ein fesselndes und bedeutendes Gepräge gibt. Wie die Nikolaikirche in Potsdam heißt sie, und eben wie diese ist sie ein schöner, hochgewölbter Kuppelbau in den Formen der italienischen Renaissance.

Zwischen den Inselchen zogen hier und dort kleine Dampfer dahin. Mit einem fuhr ich zur Stadt zurück. Ein bildschöner junger Italiener mit schwärmerisch dunklen Augen und einem an Sommerstorff erinnernden Gesichtsschnitt stand im Vorderschiff und handhabte eine — aus Berlin stammende — Drehorgel, mit der er auf den Inseln den Tag über gearbeitet hatte. Ich sprach ihn deshalb deutsch an, aber er schien nur Italienisch zu verstehen. Ihm mochte noch seltsamer zumute sein als mir, wenn ihm zum Bewußtsein kam, wie weit das Geschick ihn verschlagen hatte.

Am Rande eines Granitfelsens badete eine Gesellschaft junger

Männer, die mit einem Boot von der Stadt dorthin gekommen waren. Anderswo warf ein Fischer mit seiner Frau Netze aus. Ganz besonders rührend aber war, wie auf den im Südwesten der Stadt Helsingfors gelegenen, etwas höher gewölbten Granitbuckeln allerlei Pärchen saßen und still, Hand in Hand, oder doch dicht nebeneinander, ohne ein Wort zu wechseln, dem Sonnenuntergang zusahen. Das waren nicht etwa nur sentimentale Liebesleute, sondern sichtlich auch verheiratete Paare aus den unteren Ständen; Mann und Frau, mit ernsthaften, arbeitsgewohnten Gesichtern, die nach Feierabend noch ihren ruhigen Spaziergang vor das Tor unternommen und nun dort oben den wunderbar friedlichen Abend genossen. Hier wie später noch oft genug habe ich mit Erstaunen das ungemein feine Gefühl des finnischen Volkes für die zarten, so sehr innerlichen Reize seines Landes beobachten können. Nicht allein bei den Gebildeten und bewußt Ästhetisierenden, sondern auch in Bevölkerungsschichten, denen bei uns derartiges ziemlich fern läge.

Am nächsten Tage, einem Sonntag, erhielt ich den Besuch eines finnischen Gastfreundes, des Bibliothekars der Helsingforser Universität, Dr. Vasenius. Ich hatte vor einigen Jahren in London die Bekanntschaft des Professors Axel Palmén, Dozenten der Zoologie in Helsingfors, gemacht, und die damalige Einladung des liebenswürdigen und für sein Heimatland begeisterten Mannes, doch einmal meine Reisen nach Finnland auszudehnen, hatte nicht wenig dazu beigetragen, meinen Entschluß zur diesjährigen Fahrt zu reifen. Leider war er nun selbst in diesem Sommer in der Schweiz, doch hatte er mich so freundlich an seine Verwandten empfohlen, daß ich mit offenen Armen aufgenommen wurde. Einer der Verwandten war sein Schwager, der genannte Gelehrte. Auch dieser hatte mit seiner Familie für den Sommer der Stadt Lebewohl gesagt und war, was in Helsingfors genau so Sitte wie in Stockholm, auf das „Land", d. h. hier auf die Inseln, hinausgezogen. Dort hinaus wollte er mich nun mitnehmen, und das war mir gerade recht, das hatte ich mir lange gewünscht.

Auf dem schmucken kleinen Dampfer „Adlercreutz" verließen wir den Hafen der Stadt. Wie eine Hummel von Blume zu Blume fliegt, so fuhr dies Schiffchen von Insel zu Insel. Überall an den Landungsstegen hielt es zwei bis drei Minuten, nahm die wartenden Bewohner an Bord, setzte andere aus, gab oder nahm hier ein Paket, dort einen Korb, dort einen Brief ab, kurz es war ein fortwährendes Kommen und Gehen, wie bei den Vorortszügen einer großen Binnenstadt. Nach zweistündiger Fahrt nahten wir uns unserm Ziel. Die Insel, die der Doktor bewohnte, hieß Lilla Bodö, lag fast zwei deutsche Meilen westlich von Helsingfors und gehörte zu einer Gruppe von sieben Inseln, die gemeinsamer Besitz der verzweigten Familie Palmén waren. Sie lagen ziemlich nahe am Außenrande des Schärengartens, also in der Nähe des offenen Meeres, und somit in größerer Einsamkeit und Ungestörtheit als die dem Festlandufer näher liegenden Inseln.

Die sieben Inseln, zum Teil aus dem Grunde zusammengekauft, um unerwünschte Nachbaransiedelung zu verhindern, bildeten ein kleines Reich für sich. Allerdings waren die kleinsten von ihnen nur wenige Morgen groß, kleiner als die Liebesinsel bei Stralau. Wer dabei aber an unsere Vorortsverhältnisse denkt, wo sich Garten unmittelbar an Garten drängt und ein Nachbar dem andern über den Zaun guckt, wird mit einem Gefühl von Neid sich diesen idyllischen Zustand vergegenwärtigen. Zumal für uns Binnenländer der Begriff der Insel noch etwas besonders Poetisches hat. Die Gattin des Dr. Vasenius erzählte mir lächelnd, wie sie einmal als junge Frau in München bei einer Gesellschaft — es war im Hause von Michael Bernays — mit diesem Besitz ein gewaltiges Staunen erregt habe, ohne zuerst zu begreifen, warum. Im Geplauder mit der Frau des Hauses kam sie darauf, daß sie im Sommer auf einer Insel im Meere wohne.

„Wem gehört diese Insel?" wurde gefragt, augenscheinlich in der Absicht, zu erfahren, welchem Lande sie gehöre.

Sie aber antwortete ganz ruhig: „Meinem Vater."

„Wie? Ihrem Herrn Vater? Eine Insel im Meer?"

Das schien der Münchnerin etwas ganz Ungeheures, Romantisches; sie wandte sich über die Tafel zu ihrem Manne und rief ihm zu:

„Denke dir nur, der Vater von Frau Doktor Vasenius hat eine Insel im Meer!"

„Eine Insel im Meer, eine richtige Insel, ganz allein?" so ging es rund um die Tafel, und der Gast wurde mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachtet. Augenscheinlich konnte man sich eine Insel nur in der Größe von zum mindesten Helgoland denken und etwa der Art, wie sie Sancho Pansa als Belohnung für seine Knappendienste vorschwebt. Als Frau Vasenius dann aber weiterhin sagte: „Ja, meine Familie besitzt sieben Inseln," da war es in dieser Tafelrunde zunächst, als ob plötzlich eine Prinzessin aus Tausendundeiner Nacht nach München geraten wäre.

Die liebenswürdige, lebhafte Dame, von der ich soeben erzähle, empfing mich an ihrem Landungssteg. Sie wie ihr Gatte waren von jener ungemein einfachen, offenen Herzlichkeit, die ich so vielfach in Finnland getroffen, und die einem sofort das Gefühl gab, daß man gern gesehen sei und aufrichtige, wohlmeinende Naturen vor sich hatte. Beide, namentlich aber die Frau, sprachen zu meiner angenehmen Überraschung ein ziemlich gewandtes Deutsch. Und dieselben Sprachkenntnisse fand ich später bei allen Gebildeten Finnlands wieder, mit denen ich zu tun hatte, so daß an der Erscheinung meiner unbekannten rettenden Dame von gestern viel weniger Wunderbares war, als es mir zuerst vorgekommen.

Wie jedes kleine Völkchen, das rege Kulturbedürfnisse hat, aber sich bewußt ist, daß es von den größeren Völkern eine Vertrautheit mit seiner eigenen Sprache nicht verlangen darf, so zeigen auch die Finnen einen großen Eifer und eine bedeutende Gewandtheit in der Erlernung fremder Sprachen. Jeder gebildete Finne ist zunächst zweisprachig; neben dem Finnischen spricht er das Schwedische wie seine zweite Muttersprache. Bis 1809 herrschte Schweden ja politisch an diesen Küsten, aber noch bis 1863 blieb Schwedisch die Amts-

sprache. Erst seitdem ist das Finnische als gleichberechtigt anerkannt worden; jedoch müssen die amtlichen Veröffentlichungen noch jetzt in beiden Sprachen abgefaßt werden, und 14 v. H. der Bevölkerung Finnlands haben noch heute das Schwedische wirklich zur Muttersprache. Die größten Parteigegensätze, die das politische Leben Finnlands in den letzten Jahren gekannt hat, gründen sich auf die Sprachenfrage. Auf ihre Überzahl gestützt, ist die finnische Partei von Sieg zu Sieg fortgeschritten. Auch heute will sie sich nicht mit einer Gleichstellung der Sprachen zufriedengeben, sondern es ist ihre Absicht, dem Finnischen den Vorrang zu erkämpfen, wenn nicht die amtliche Alleinherrschaft. Ohne Zweifel kann das insofern gefährlich erscheinen, als der ausschließliche Gebrauch des bis in die letzte Wurzel den großen europäischen Kultursprachen fremden, einzig dem Magyarischen verwandten finnischen Idioms eine starke geistige Schranke zwischen Finnland und dem übrigen Europa aufrichten würde. Dieser Gefahr wird aber in anerkennenswerter Weise durch einen vorzüglichen Sprachunterricht in den Schulen entgegengewirkt; denn das muß man auch der finnischen Sprachpartei zugestehen, daß sie die Güter der westeuropäischen Gesittung nicht minder schätzt als die schwedische Partei.

Unter den in den Schulen gelernten Auslandssprachen nimmt neben dem Schwedischen das Deutsche den ersten Rang ein. In keinem außerdeutschen Staat — Dänemark vielleicht ausgenommen — habe ich eine so weitverbreitete Kenntnis der deutschen Sprache gefunden wie hier, und mit herzlicher Freude hat mich die große Hochachtung erfüllt, die man in Finnland allenthalben der deutschen Wissenschaft und Literatur entgegenbringt. Ich lernte u. a. in Helsingfors eine finnische junge Dame kennen, Fräulein Hanna Lindberg — sie ist später zu Studien nach Deutschland gekommen, ging in der Berliner Gesellschaft auf wie ein strahlender Stern mit ihrer kraftvollen, lebensprühenden Jugend, ihrem überraschenden Wissen und ihrer hinreißenden natürlichen Gesangskunst, hat einen deutschen Gelehrten geheiratet und ist leider früh gestorben —, die in einer ganz verblüffenden Weise über unsere Literatur Bescheid wußte. Sie sprach mir

mit einem aufrichtigen Entzücken über die edle Anmut des Goetheschen Stils, der ihr so besonders gefiel; sie hatte aus eigener Lektüre des Laokoon und der Hamburger Dramaturgie herausgefühlt, wie sehr die scharfgeschliffene, verstandeshelle Sprache Lessings, des großen Franzosenbekämpfers, doch eigentlich selbst etwas von französischer Art habe; ja, sie kannte nicht nur den guten Gottsched, sondern sie hatte sogar dessen „Sterbenden Cato" gelesen und gestand mir ganz treuherzig, sie habe ihn schrecklich langweilig gefunden. Allmächtiger! Ich konnte ihr darauf versichern, daß sie mit letzterem nicht nur mir, sondern manchem deutschen Privatdozenten der Germanistik „über" sei.

Wie im Altertum die Inseln des griechischen Archipels eine Brücke über das Ägäische Meer gebildet und bewirkt haben, daß griechische Gesittung sich an beiden Ufern dieses Meeres festsetzte, so leiteten die Schären der Ostsee im frühen Mittelalter die schwedischen Normannen nach Finnland hinüber und ließen an den finnischen Küsten eine durchaus schwedische Kultur entstehen. Die schwedischen Eroberer und Kolonisten beherrschten und bestimmten die geistige Entwicklung des Finnenvolkes derartig, daß in den Bildungsschatz der finnischen Nation bis in die neueste Zeit kaum irgendwelche nationalfinnischen Errungenschaften von Bedeutung aufgenommen wurden. Trotzdem blieb aber die Hauptmasse der Bevölkerung nach Art und Sprache finnisch, die schwedische Bevölkerung besiedelte nur die westlichen und südlichen Küsten, und auch unter dieser, selbst wenn sie auch jetzt noch schwedisch spricht, ist doch der finnische Typus vielfältig erkennbar. Sogar der ganz schwedische Familienname beweist nichts für die wirkliche Herkunft aus Schweden; denn wenn früher ein aufgeweckter finnischer Junge in die schwedische Schule eintrat und nun seinen einheimischen väterlichen Namen nannte, dann sagte der Lehrer: „So kann man nicht heißen, das paßt nicht in gute Gesellschaft, du heißt soundso," und dann gab er ihm irgendeinen schönen alten schwedischen Namen, Lindberg oder Cederström oder sonstwie, oder er latinisierte bzw. gräzisierte ihn mehr oder minder kunstvoll zu Vasenius oder Relander. Wenn es möglich war, übersetzte er ihn ganz ins Klassische.

Hieß der Knabe etwa finnisch „Bär", so wurde ein „Ursinus" aus ihm, und stolz behielt er diesen äußerst vornehmen Namen bei, der ihm allein ein Fortkommen in den Kreisen der Gebildeten ermöglichte. Erst im letzten Jahrhundert, gleichläufig mit den nationalen Bewegungen im ganzen übrigen Europa, fingen auch die führenden Geister in Finnland an, sich auf ihr Volkstum zu besinnen und stolz darauf zu werden. Viel trug dazu das große Aufsehen bei, das die in den zwanziger und dreißiger Jahren unmittelbar aus dem Munde des Volkes gesammelten Gesänge des finnischen Nationalepos Kalewala überall erregten. Heute hält es die Mehrzahl der Gebildeten Finnlands für eine nationale Ehrenpflicht, an der Hebung des finnischen Volkstums mitzuarbeiten. Vereinigungen verschiedener Art dehnen eine darauf zielende Tätigkeit über das ganze Land aus, sorgen für Heranziehung des Volkes zu Bildung, verbreiten finnische Schriften, sammeln und erhalten eifrig alle Reste echt finnischer Kultur, ja versuchen solche neu zu schaffen, indem sie beispielsweise örtliche Volksfeste einrichten, die bisher noch nicht bestanden. Es ist heute durchaus kein Hindernis mehr, einen finnischen Namen zu tragen; ja man erlebt, daß längst schwedisch oder klassisch geformte Namen wieder finnisch gemacht werden, so daß die Familie Ursinus, die jetzt schon zu Ursin sich abgeschliffen hat, später vielleicht noch einmal wieder finnisch „Bär" heißt.

Ich machte vorhin auf die Gefahr aufmerksam, die in dieser starken Versinnung ohne geeignete Gegenmaßregeln liegen könnte. Andererseits muß man aber doch auch eine große Klugheit darin erkennen. In dieser Kräftigung des finnischen Volkstums wird sicher ein gewaltiges, ja vielleicht das einzig aussichtsreiche Bollwerk gegen eine künftige Verrussung geschaffen. Der Versuch dazu droht Finnland mit der Zeit ohne jeden Zweifel auch, und wenn man Rußland selbst kennen gelernt und die ungeheure Wucht empfunden hat, die einfach in der überwältigenden Bevölkerungsmasse dieses Riesenreiches liegt, so kann man um das Schicksal des kleinen Dreimillionenvölkchens bange werden. Das ist aber sicher: so leicht wie in den baltischen

Oſtſeeprovinzen wird die Ruſſiſchmachung nicht vor ſich gehen, weil hier eben das Volk ſelbſt ein immer wachſendes Intereſſe an der Reinerhaltung ſeiner Eigenart gewinnt, während es den Eſten und Liven der Oſtſeeprovinzen im Grunde ganz gleichgültig iſt, ob deutſch oder ruſſiſch ſprechende Herren in den Städten und auf den Gütern gebieten.

Bis jetzt iſt außer in den um Wiborg herum gelegenen Bezirken, die ſchon länger mit Rußland verbunden geweſen ſind, die Kenntnis der ruſſiſchen Sprache ſehr wenig verbreitet; ſelbſt bei den Gebildeten. Läſe man nicht auch in den Städten des Weſtens ruſſiſche Straßenſchilder neben den ſchwediſchen und finniſchen und ſähe man nicht auf den Schiffen die ruſſiſche Trikolore, ſo würde man kaum merken, daß man ſich im Machtbereich des Zaren befindet. Der gemeine Mann im Innern, beſonders gegen Oſten zu, ſpricht ausſchließlich finniſch; in dieſen Gegenden reiſt der Fremde, der nicht finniſch verſteht, abſolut als Taubſtummer.

Was mich betrifft, der ich nachher auch dieſe Gebiete durchzog, ſo habe ich allerdings nur wenig darunter zu leiden gehabt. Mit einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit haben mir meine Helſingforſer Gaſtfreunde nicht nur Empfehlungen an deutſch ſprechende Bekannte in den verſchiedenen Städten Finnlands mitgegeben, ſondern ſogar Briefe vorausgeſchrieben, ſo daß ich ſofort überall auf das freundlichſte erwartet und als Gaſt des Hauſes behandelt wurde. Selbſt Schiffskapitäne, deren Boote ich zu benutzen hatte, waren voraus benachrichtigt, Wagen und Pferde wurden mir viele Stunden weit entgegengeſendet, kurz ich wurde wie ein Wertpaket ſorgfältig von Hand zu Hand durch Finnland gegeben. Nur *ein* finniſches Wort hatte ich mir vorher mitteilen laſſen, und mit dieſem bin ich nicht ohne einen gewiſſen Glanz durch das Land gekommen. Es hieß Máljanne, das bedeutet ſoviel wie „Proſit!“ Ich pflegte, wenn ich erſt mit meinen freundlichen Führern und ihren Familien bekannter geworden war und wir gemütlich deutſch plaudernd um den Tiſch ſaßen, irgendeinen bedeutungsvollen Augenblick zu ergreifen, etwa wenn ein

ganz kleiner Engel durchs Zimmer fliegen wollte. Dann erhob ich mein Glas und sagte ruhig und mit gewinnendem Lächeln: „Mál-janne!“ — Die Wirkung versagte niemals; ein fröhliches Glänzen ging über die Gesichter, und man staunte über meine tiefe Wissenschaft.

Doch zurück nach Lilla Bodö. Da Helsingfors zu den Gegenden gehört, wo in der besseren Gesellschaft schwedisch gesprochen wird, finnisch nur von den unteren Klassen, so hatte Dr. Vasenius den Sommer über als Spielkameradin für seine kleine Tochter und seine zwei Knaben ein gleichaltriges finnisches Mädchen, Tochter eines kleinen Händlers, zu sich auf die Inseln genommen, damit die Kinder neben dem Schwedischen, das sie von den Großen hörten, gleichzeitig das Finnische als wirkliche Umgangssprache erlernten.

Unser Reich der sieben Inseln bestand aus granitischem Felsboden, der teils in Gestalt loser Blöcke, teils in anstehenden, vom Eise glattgeschliffenen Buckeln hier und da zutage trat. Dazwischen lag ein Humus, der, namentlich bei längerer Trockenheit, nicht besonders fruchtbar zu sein schien, aber doch ausreichte für einen dichtstämmigen Wald von Erlen, Fichten und Birken. An den Ufern der Inseln, hauptsächlich an den geschützteren Stellen, sproßte Schilfrohr aus dem flachen Grunde. Hölzerne Brückenstege verbanden die drei größten und nächstgelegenen der Inseln.

Auf der einen von ihnen stand das Haus des Dr. Vasenius, ganz in Bäumen verborgen, vom Landungsplatze aus nicht sichtbar. Es war ein schmuckloser, zweigeschossiger Holzbau; den Oberstock bewohnte eine zweite, zur Palménschen Verwandtschaft gehörige Familie. Die Einrichtung war außerordentlich einfach; man lebte ja wenig im Zimmer, sondern meist draußen unter den Bäumen. Der Doktor, der als eingefleischter Gelehrter natürlich auch während der Ferien die Bücher nicht lassen konnte, hatte sich abseits vom Hause und seinem Geräusch an einer andern Stelle der Insel ein kleines Häuschen gebaut, das nur einen größeren, ganz schmucklosen Raum enthielt. Hier standen lediglich ein paar Büchergestelle und zwei Schreibtische, für ihn und

für seinen Schwager von der andern Insel je einer. Das Ganze hätte einen höchst asketischen Eindruck gemacht, wenn nicht gewissenhaft hinter jedem Schreibtisch auch eine bequeme Chaiselongue gestanden hätte. Schnöderweise hieß die Hütte in der Familie „das Schlummerhäuschen".

Prächtig hatten es die Knaben, zwei zehn- bis zwölfjährige Buben, zu denen sich von der andern Villa noch ein dritter gesellte. Zur Seite des Wohnhauses besaßen sie eine große Zimmerwerkstatt in Gestalt eines eigenen geräumigen Gebäudes. Hier waren alle möglichen Sorten von Handwerkszeug, Leimtiegeln und Farbentöpfen vorhanden, und die Jungen zimmerten und bastelten mit großem Geschick sich alles selbst zusammen, was sie für ihr herrliches dreimonatliches Feriendasein brauchten. Sie machten sich kleine Schiffsmodelle, die, mit starkem Bleiballast beschwert, trotz des ärgsten Sturmes zur Nachbarinsel hinübersegeln konnten. Sie bezogen selbständig das Gerippe eines älteren Kajaks mit frischer Leinwand, kalfaterten und malten sie kunstgerecht an usw.

Ich muß gestehen, obwohl ich selbst eine wunderschöne Jugend als Pfarrersjunge auf märkischem Dorfe genossen habe, diese Jungens habe ich doch beneidet. Sie führten hier wahrhaftig das Ideal eines Knabendaseins. Stolz zeigten sie mir ihr Reich. Vom Zimmerhäuschen ging's zum Ruderboot und zu dem selbstgefertigten Floß, das am Ufer schwamm und eine Nachbildung der Hutterschen Arche aus dem „Lederstrumpf" sein sollte. Dann kam das Baden in der See; ich selbst tummelte mich lustig mit ihnen in den Wellen herum, und während ich mich dann noch im Adamskostüm auf den warmen Granitplatten trocken sonnte, mußte ich die Tomahawks und die Mokassins bewundern, die sie sich für ihre Betätigung als Indianerhäuptlinge angefertigt hatten. Drüben auf einer ihrer Inseln, die ganz vom wundervollsten „Urwald" bedeckt ist, waren sie gerade dabei, ein richtiges Blockhaus zu erbauen, das man gegen die tückischsten Angriffe verteidigen konnte. Die Mädchen erwarben ihre Daseinsberechtigung im Spiel der Brüder dadurch, daß sie als Squaws ihre Wigwams verwalteten, wenn

die Häuptlinge auf dem Kriegspfade waren. So ging es von einer Wonne zur andern. Wenige Minuten nach unserm gemeinsamen Bade sah ich die Buben schon wieder in ihrem Boot mit einem von der Mutter, mit oder ohne ihre besondere Genehmigung, entlehnten Laken keck auf der bewegten Wasserfläche herumsegeln. — Welch eine Welt für die Phantasie eines Knaben, dies Meer, diese Inseln und Klippen, diese Wäldchen und stillen Buchten; wahrlich, es sind nicht nur die dicken Backen und die gebräunte Haut, die sie nach solchen Ferien von hier mit heimbringen, sondern ein Herz, von kräftiger, sonniger Lust durchleuchtet, und einen Goldschatz an Erinnerung, der sie ihr Leben lang reich machen wird.

Daß aber auch auf diesem idyllischen Fleckchen Erde das schwere Menschenleid nicht fehlte, lernte ich bei einem Besuche kennen, den ich der fünf bis zehn Minuten weit entfernten zweiten Villa auf der mit einer kleinen Holzbrücke verbundenen Nachbarinsel abstattete. Das Landhaus lag gerade so wie das erste tief eingebettet zwischen Blockgeröll und Wald. Vor dem Hause, auf einem freien Platze, wo warme Sonnenflecken spielten, stand neben dem Kaffeetisch, um den die Familie herumsaß, ein Krankenwäglein, und darin lag eine junge, blasse Frau, die Gattin des Hausherrn. Viele Jahre schon fesselte sie ein tückisches Siechtum an diesen Fahrstuhl. Die langen, harten Winter über in der Stadt mußte sie eine Gefangene ihrer vier Wände sein; hier draußen durfte sie an schönen Tagen Licht und Sonnenwärme im Freien genießen. Sie war eine seltsam anziehende Erscheinung; trotz der schweren Schatten, die das Leiden um ihre Augen gezogen hatte, überraschte sie durch eine eigene fremdartige Schönheit. Der Typus des langen, schmalen Antlitzes mit der kühnen, scharfgeschnittenen Nase und dem dunklen, in Titusform gehaltenen Lockenhaar erschien durchaus südländisch, den Gesichtern ihrer Umgebung ganz fremd. Und dasselbe sprach auch aus ihrem ungemein lebendigen Temperament, das trotz der Hinfälligkeit des Körpers im Gespräch sofort sich kundgab. Tatsächlich stammte sie auch aus dem Süden, ich weiß nicht mehr, aus welchem Lande. Sie erschien wie eine fremde Blume, aus wärmerer Sonne hierher verpflanzt. Aber wenn ihr auch die Sonne

hier meiſt zu kalt ſein mochte, an Wärme der Herzen fehlte es ihr in ihrer Umgebung gewiß nicht. Es war rührend, mit welch zarter Sorge ſowohl der Gatte wie alle übrigen Familienmitglieder um ſie, die augenſcheinlich von allen geliebt wurde, ſich bemühten; und noch rührender war die freundliche Dankbarkeit, mit der ſie jeden Dienſt lohnte. Auch ſie ſprach vortrefflich deutſch, und raſch waren wir in einem Geſpräch, das von ihrer Seite reich war an Geiſt und Leben. Ich kann mich nicht vieler Menſchen erinnern, mit denen ich kaum länger als eine halbe Stunde zuſammengeweſen und bei denen mir dieſe halbe Stunde ſoviel gegeben hat, wie hier, für Verſtand und Gemüt; und als ich mich zum Abſchied über ihre ſchmale, blaſſe Hand beugte, war mein Dank ebenſo aufrichtig, wie mein Wunſch für ihre Geneſung.

Nachdem wir ſo endlich den ſchönen Sommertag mit Schauen, Spazieren, Schwimmen, Bootfahren, Eſſen, Trinken und Plaudern über alle möglichen Verhältniſſe Finnlands und Deutſchlands zu Ende gebracht hatten und die Sonne ſich wieder zum Untergang neigte, ruderten mich der Doktor und ſeine Frau eigenhändig in einem kleinen Kahne noch nach einer andern, dritten Villa in den Schären, wohin ich auch noch geladen war und wo ich nächtigen ſollte.

Dieſe einſtündige Fahrt durch die labyrinthiſchen kleinſten Meeresarme des Schärenhofes war ganz köſtlich. Waldige Ufer faßten die Waſſeradern ein, die ſich hier und da zu kleinen Seeflächen erweiterten, dann aber wieder ſo ſchmal wurden, daß unſer Schifflein auf beiden Seiten das dichtwuchernde Schilf der Ufer ſtreifte, und ſo flach, daß wir mehr als einmal auf einem unterſeeiſchen Block feſtfuhren und uns längere Zeit im Kreiſe darauf herumdrehten, ehe wir mit vereinten Anſtrengungen davon wieder loskamen. Ohne dieſe Felsblöcke hätte die Gegend wieder auf das täuſchendſte an die ſchilfumrahmten ſtillen Waſſerarme unſerer Havel erinnert, auf denen ich als Knabe ſoviel einſam gerudert und geträumt habe.

Die Sonne fing ſchon an, ein rotes Gold über die Flut und die Stämme am Ufer zu ergießen, als ich am Landungsſteg der Villa „Fridhem“ anlangte und mich herzlich von meinen Gaſtfreunden

verabschiedete. Es war nur ein langer Nachmittag bei ihnen gewesen, aber ich werde immer an seine ruhige Lieblichkeit zurückdenken.

War die Besitzung des Dr. Vasenius von ländlicher Einfachheit, so wie eben der Durchschnitt der Helsingforser Sommervillen ist, so lernte ich nun in der Villa „Fridhem" auch einen Typus der vornehmsten unter diesen Sommersitzen kennen. Sie war ein zweistöckiges, geräumiges Haus, von Gärten umgeben, mit hübschen Veranden und Balkonen versehen und im Innern reich und geschmackvoll eingerichtet; allerdings, wie das ja ganz richtig empfunden war, durchweg nur in leichtem Sommerstil, mit Tischen und Stühlen aus feinem Korbgeflecht und sonstigen leichtbeweglichen Gerätschaften. Auch hier, in der Familie des Barons Cederström, eines ungemein sympathischen Mannes von ruhiger Feinheit — er war Doktor der Medizin, hatte lange in Deutschland studiert und sprach unter allen Finnen, die ich näher kennen gelernt, das tadelloseste Deutsch — verlebte ich eine Reihe sehr hübscher Stunden. Wir wanderten durch den schönen Park, dem leider ein großer Windbruch vor einigen Jahren vielen Schaden getan hatte. Wir genossen von einer etwa 100 Meter hohen Granitkuppe einen melancholisch-schönen Sonnenuntergang, mit köstlichem Blick über die violett schimmernde See und die endlosen dunklen Wälder des Festlandes. Auch hier hatte ich wieder Gelegenheit, zu bemerken, wie feingestimmt die Gemüter der Einwohner für jede zarte Schattierung landschaftlicher Schönheit ihrer Heimatgegend waren. Wir besuchten auch den Platz am Meeresufer, wo eine goldene Inschrift in einem Granitblock anzeigte, daß der Kaiser Alexander III. mit seiner Familie hier mehrfach geweilt und wie wir den Abend genossen habe. Es ist ja bekannt, daß dieser Zar im Sommer mit Vorliebe die finnischen Schären aufsuchte. In der Mitte dieser einfachen Leute, in dieser friedlichen Natur fühlte er sich wohl und sicher. Es war Sitte, wenn er auf einer solchen Schärenvilla zu Gaste war, daß die gesamten Gesangvereine Finnlands ihre besten Kräfte vereinigten und des Abends auf einer der benachbarten Inseln finnische Volkslieder vor-

trugen, die dann wunderschön über das Wasser herüberklangen. Der Zar hatte jedesmal große Freude daran. — Einmal aber, so wurde mir erzählt, blieb diese Aufmerksamkeit aus. Von Petersburg war nämlich kurz zuvor der Versuch gemacht worden, die große Russifizierung aller Reichsangehörigen, die ja Alexanders III. Lieblingswerk war, auch auf Finnland auszudehnen. Sofort zeigte sich hier, mit welch einmütiger Entschlossenheit das finnische Volk dagegen Stellung nahm. Kurz ehe der Zar wieder in die Schären kam, lösten sich sämtliche finnischen Gesangvereine auf. Als der Kaiser nun wieder am Meeresstrande weilte und der Abend hereindunkelte, ohne daß die gewohnten Lieder erschollen, fragte er schließlich seinen Hauswirt:

„Warum singen die Vereine diesmal nicht?"

„Majestät," war die ruhige Antwort, „es gibt keine Gesangvereine in Finnland mehr."

Der Kaiser stutzte, erfaßte den Sinn dieses Vorgangs und — die Russifizierung hörte auf.

* * *

So dachten die Finnen im Sommer 1897! Sie hatten nur das erste, leise Grollen des nahenden Gewitterssturmes gehört und vermeinten, ihn mit so kindlichem Mittel beschworen zu haben. Wenige Jahre später, und die ganze Größe und Furchtbarkeit der Katastrophe, die durch die gewaltsame Verruffung über ihr aufblühendes Volkstum hereinbrach, offenbarte sich ihren entsetzten Augen. Großartig, aber doch hoffnungslos ist ihr fast zwei Jahrzehnte langer Kampf dagegen gewesen. Da brachte es eine außerordentliche Fügung der Ereignisse mit sich, daß Deutschland, obwohl selbst im schwersten Ringen um sein Leben, das finnische Volkstum in vielleicht letzter Stunde retten helfen konnte. Finnlands wunderschöne feierliche Danksagung an uns — um so schöner, als sie zu einer Stunde geschah, wo wir ihm nicht mehr zur Seite stehen konnten — hat das unauslöschlich besiegelt. Möge das tapfere kleine Volk nun aus eigener Kraft den Weg zu Freiheit und Frieden zu Ende gehen! (Sommer 1919.)

2.

Zarenwunder.

1897.

Ich fuhr zur See von Petersburg nach Peterhof. Gerade als wir frei auf dem offenen Finnischen Meerbusen schwammen, löste sich die drückende Schwüle des Tages in einem heftigen Gewitter. Schon von weitem sahen wir die Wolkenwand heranbrausen. Meer und Himmel glühten in seltsam wilder, an Aiwasowskische Bilder erinnernder Beleuchtung; dann raste ein Regensturm über uns dahin, so daß eine lange Zeit ringsum nur schäumende graue See und vom Himmel stürzendes graues Wasser sichtbar blieben. Ebenso plötzlich aber, wie der Regen gekommen, ging er wieder vorüber, und als wir den weit ins Meer hinausgebauten Dampfersteg von Peterhof betraten, tropfte es nur noch von den Bäumen.

Große Aufregung herrschte in dem Städtchen, denn alle die Hunderttausende, ja Millionen von offenen Glaslämpchen, die seit vielen Tagen zur Illumination von Schloß und Park des Zaren vorbereitet und im Freien angebracht waren, mußten sich mit Wasser gefüllt haben. Nur kurze Zeit war noch bis zum Einbruch der Dunkelheit; sollte der Zar heute abend siegen oder das Element? Das war die Frage, die alle Einwohner und die zahllosen Scharen der zum Schauen Hierhergekommenen bewegte.

Nach Einbruch der Dunkelheit wanderte ich vom Hotel Samson dem Park von Peterhof zu; in den Händen eine kleine, vom Hofministerium ausgestellte Karte mit allerlei Stempeln und Unterschriften. Auf dem langen Hauptwege, der durch den oberen Park

zum Schloſſe führt, ſtand zu beiden Seiten eine Allee hölzerner, ſäulenartiger Pfeiler, die von oben bis unten mit Lämpchen bedeckt waren, aber ſie waren dunkel geblieben. War alſo die Illumination wirklich verregnet? Doch nein, dort hinten in der Ferne blitzte und funkelte es ſeltſam zwiſchen den mächtigen Stämmen des Parks, und reicher, immer reicher entfaltete ſich beim Näherkommen ein Gewimmel farbiger Lichtpünktchen. Unentwirrbar zunächſt, bald leuchtend, bald verdeckt, je nachdem die Bäume ſich verſchoben, als tanzte dort ein Heer phantaſtiſch leuchtender Glühwürmchen durch den nächtlichen Urwald. Endlich trat ich hinaus auf den großen Platz, der ſich an die Weſtſeite des Schloſſes anſchließt.

Welch ein Anblick! Reihen vom Sockel bis zum Kapitell lichtflammender griechiſcher Säulen umrahmten ihn und goſſen ihren Glanz auf die gegenüberliegenden dichten Baumwände des unteren Parkes, der hier beginnt und der Hauptſchauplatz der Illumination werden ſollte.

Die Abſperrung war eigentlich ſehr viel geringer, als man bei dem zu erwartenden Beſuch des Zaren und ſeiner hohen Gäſte hätte denken ſollen. Der ganze Park war dem Publikum zugänglich gemacht, nur war das freie Umhergehen innerhalb desſelben beſchränkt. Um die Menſchenanſammlungen auf einzelnen Punkten nicht zu groß werden zu laſſen oder um ſie beſſer überwachen zu können, war der Park in lauter einzelne Bezirke geteilt, innerhalb deren die Leute, die dort jedesmal zugelaſſen waren, ſich bewegen konnten; aus dieſen Kreiſen in andere überzutreten, war aber dem gewöhnlichen Sterblichen verſagt. Nicht mir! Meine Karte ſollte auf Zutritt zu dem Bezirk des am Meeresufer gelegenen Schlößchens Monplaiſir lauten, wo die kaiſerlichen Herrſchaften nach der Galatafel im großen Schloß den Tee einnehmen und das große Feuerwerk auf dem Finniſchen Meerbuſen mit anſehen würden. Ich ſelbſt wurde aus den krauſen Zeichen auf ihr nicht klug, aber mit um ſo größerem Reſpekt hielt ich ſie feſt, wie einen geheimnisvollen Talisman, auf dem „Seſam, öffne dich!“ ſtand. Unaufhörlich, ungefähr alle hundert Schritt, wurde ich von irgendeinem gebieteriſchen Wächter zu Fuß oder zu Pferd, in dieſer oder jener Uni-

form, mit europäischem oder asiatischem Gesicht angehalten, aber, nachdem die Karte gelesen, mit der höflichsten Verbeugung weitergewiesen, unter staunender Hochachtung des Spalier bildenden und an seinen Ort gefesselten Publikums. Gerade dieses langsame Vorwärtsdringen von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, in immer intimere Wunder, immer näher an den Mittelpunkt des funkelnden Feenreiches, erinnerte an die Wanderung Alah-eddins im diamantenblitzenden Reiche der unterirdischen Geister.

Eine schräg geneigte Fahrstraße führte zunächst hinein in den Park; leuchtende Balustraden in opalschimmerndem Weiß begleiteten sie in ihrer ganzen Länge, und bunte Girlanden aus roten, grünen, blauen und gelben Glaslampen schlangen sich als funkelnde Schnüre durch die schweren Massen des Laubes, das sich über dem Wege wölbte. Die Straße mündete auf einen freien Platz, der rings von etwa 20 Meter hohen, aus lauter Lämpchen gebildeten Obelisken und Säulen umgeben war. Springbrunnen, nicht nur von außen, sondern auch von innen beleuchtet, standen als lebendige, schimmernde Kristallglocken inmitten weiter Blumenbeete, die mit verschiedenfarbigen Lampenreihen wie mit leuchtenden Perlenschnüren umsäumt waren. Zwischen den Büschen aber rieselte eine große, breite Treppenkaskade hernieder, über Stufen aus schräggeneigten, glatten Marmorflächen mit schachbrettartigem Muster. Diese Flächen bewirkten, daß das Wasser nicht rasch abwärts rauschte, sondern sanft dahinglitt und wie ein dünner, unzerrissener seidiger Schleier blieb. Die ganze Kaskade war von rosigen Lämpchen eingefaßt, so daß in ihrem Lichte diese feine, bewegliche, rosig schimmernde Schleierdecke über dem farbigen Marmorgrunde einen entzückenden Anblick gab. Doch ein Eindruck verdrängte und überstrahlte immer den andern. Da glühten überall aus den dunklen Laubmassen, schöner als die Goldorangen des Südens, zu unsern Häupten, zur Seite und in letzter, weitester Ferne, schlingpflanzenähnliche Gewinde aus edelsteinfarbigen Lämpchen und zogen sich als bunte Festons von Baum zu Baum. Da erhoben sich am Ende größerer Prospekte riesige Gerüste, die großartige, aus verschiedenfarbigen elektrischen Birnen leuchtend

zusammengefügte Wappen, Adler, strahlenumgebene Namenszüge trugen. Die Wasser der großen Simsonkaskade, wo Dutzende von mächtigen Wasserstrahlen Marmorstufen und goldfunkelnde Bronzefiguren besprühten, glühten in einem märchenhaften Rosenrot. Und nun zwischen alledem die gewaltigen Menschenmassen, wunderlich beleuchtet, mit den verschiedensten Gesichtern und Trachten Europas und Asiens, die glänzenden Wagen und Kleider und die fremdartigen Uniformen der Wachtmannschaften: kaukasischer Reiter auf herrlichen, silberfarbenen Pferden, die schlanken Gestalten mit spitzer Lammfellmütze und gegürtetem, reichgesticktem Kaftan.

Von Kreis zu Kreis rückte ich dem Mittelpunkte des Festes näher, und immer wundervoller wurde die Farbenmosaik zwischen den Bäumen vor mir. Endlich war ich gerade an der Umfriedigung des Gartens von Monplaisir angelangt, als aus den Tiefen des Parkes sich ein lawinenartig anwachsendes Hurrageschrei heranwälzte. Ein glücklicher Zufall hatte mich in dem Augenblick hierhergeführt! Die Kaiser mußten das Schloß verlassen haben und eben jetzt ankommen. Auf dem breiten, von Lichtwänden eingefaßten, von Tausenden von Menschen umrahmten Hauptwege des Parkes jagt ein Trupp tscherkessischer Reiter daher und hinter ihnen ein Zug von Hofkutschen. Die erste von ihnen, mit sechs riesigen Schimmeln bespannt, ist ein prachtvoller, zehn- bis zwölfsitziger offener Jagdwagen. Er stürmt bis zur Gitterpforte des Monplaisirgartens und hält dort mit einem Ruck. Hofbedienstete eilen hinzu, um die temperamentvollen, schäumenden Tiere festzuhalten. Vom vordersten Sitz springt unter den brausenden Rufen der Menge Prinz Heinrich, aus dem Innern schwingt sich elastischen Schrittes Kaiser Wilhelm, dann sein kaiserlicher Gastgeber, und in strahlenden Gewändern entsteigen dem Gefährt die beiden Kaiserinnen. Was sonst noch für ein Gewühl von goldbetreßten Röcken, Uniformen, Adlerhelmen, Ordensbändern und seideschimmernden Damentoiletten sich im Nu um diesen Mittelpunkt sammelte, beachtete ich nicht, sondern betrachtete nur die beiden Kaiser, die wenige Meter von mir entfernt sich bewegten; beide in ganz einfacher, schmuckloser Uniform, mit weißen Mützen — und

doch das Zentrum all dieses Glanzes. Lächelnd winkt jetzt die schöne Kaiserin Rußlands, gekleidet in ein langfließendes, reinweißes Gewand mit schmalen Goldrändern, der unsrigen, farbiger angetanen, mit dem Haupte, und die beiden hohen Frauen schreiten gemeinsam durch die Pforte, gefolgt von dem glänzenden Schwarm. Langsam wandelt der Zug im Geplauder, magisch beleuchtet, zwischen den Beeten und Gebüschen dahin, bis er im Schlößchen Monplaisir verschwindet. Dort wird er die auf der andern Seite, dem Meere zu, gelegene Terrasse gewinnen und das Feuerwerk ansehen. — An der Gitterpforte ist die Macht meines Talismans zu Ende; der Prozession in das Allerheiligste dieses Feenreiches zu folgen, ermächtigt er mich nicht.

Aber einen andern Teil des Monplaisirgartens erschließt er mir doch, einen Seitenflügel der Meerterrasse macht er, wie mich der wachhabende Offizier freundlich bedeutet, mir zugänglich; ich werde dort zwar den Hof nicht sehen, jedoch das Feuerwerk auf dem Meere, den Gipfelpunkt des Ganzen, ebenso wie er betrachten können. Mit energischen Ellbogen, mit hochgeschwungener Karte dringe ich mühsam bis zu dem mir gewiesenen andern Eingang vor. Die andrängende Menschenmasse macht sein Öffnen unmöglich, ich muß ihn unter Beihilfe der bewachenden Baschkiren oder Tscherkessen, oder was es für Leute waren, überklettern; und nun wandle ich gelassen, fast allein, unter mächtigen Bäumen am Rande der See, die sich stahlgrau und schweigend vor mir ausdehnt und in der Ferne mit dem dunkelblauen Sommernachthimmel vermählt.

Eine Weile liegt Himmel und Meer in träumender Stille; nur die zarte Musik klingt herüber, die die Teestunde der kaiserlichen Gäste begleitet. Da kracht ein Kanonenschuß! — Öffnen sich die Tiefen des Erdballs, um ihr glutflüssiges Innere emporzusprühen? — — Doch das Wort versagt. Was kann es denn wiedergeben von der unerhörten Pracht des Feuerwerks, das jetzt dort draußen auf der See, von dunklen Schiffen aus, vor uns gen Himmel steigt? Was von den Flammenströmen, die plötzlich senkrecht sich erheben, wie aus dem Schlunde eines Vulkans, und in der Höhe in tausend Gestalten verglühen? Von

den aus Hunderten von Raketen beſtehenden Girandolen, die, tropiſchen Rieſenpflanzen ähnlich, fächerförmig aufwachſen, um in der Höhe auf ihrem goldigen Grunde zahlloſe, in allen Farben funkelnde Blumen aufblühen und ſie dann langſam, wie einen Regen von Edelſteinen, in das ſchimmernde Waſſer hinabrieſeln zu laſſen? Was von den unabläſſig durcheinander tanzenden bunten Feuerkugeln, die dem reizenden Spiel zauberiſcher Jongleure gleichen? Was endlich von dem wunderbaren Reiz der melodiſchen Volksgeſänge, die aus unſichtbaren Booten vom Waſſer her dazu erklingen, begleitet von den leiſe ſchwirrenden Lauten der Balaleika, der ruſſiſchen Gitarre?

Feenmärchen des Orients an den Ufern eines nordiſchen Meeres.

3.

Auf dem Gipfel des Adamspiks.

1906.

Uralt und weitverbreitet auf der Erde ist die religiöse Verehrung hoher, auffallend gestalteter Berge. Und auch wohl verständlich. Sind sie doch die natürlichen Abbilder jener Altäre, die der Mensch sich unten für die Gottheit errichtet. Keinen zweiten Berg aber kenne ich, der so von der Natur vorherbestimmt erscheint, auf die gläubige Phantasie zu wirken, wie der Adamspik auf der Insel Ceylon. Einer Opferflamme gleich steigt sein Gipfel über dem Sockel des inneren Hochlands empor, eine so beispiellos regelmäßige Steilpyramide, daß sie aussieht, als hätten urweltliche Giganten sie mit dem Meißel zugehauen. Kein Rival auf weitem Umkreis beeinträchtigt den Eindruck dieses stolzen, einsamen Riesenmonuments, das, wo man auch seiner ansichtig wird, unwiderstehlich die Blicke auf sich zieht.

Aber die Schöpfung hat noch ein übriges getan, um ihm eine Anwartschaft auf Heiligkeit zu geben. Auf seiner obersten Kuppe findet sich, seit unbekannter Vorzeit schon bekannt, ein Naturspiel, ähnlich dem der Roßtrappe im Harz, das dem Abdruck einer riesigen menschlichen Fußsohle gleicht. Alle drei Religionen, die unter den Eingeborenen Ceylons vertreten sind, erklären sich diese Fußspur auf ihre Weise. Für die Mohammedaner ist sie der Fußeindruck Adams, der nach der Vertreibung aus dem Paradiese mehrere hundert Jahre hier oben, im Schauen nach dem verlorenen Eden versunken, gestanden haben soll — auf einem Bein augenscheinlich. Die Buddhisten erklären sie für den letzten irdischen Fußtritt Buddhas, der sich von diesem Gipfel aus in den Himmel zurückschwang. Den Hindugläubigen

endlich gilt sie als Sohlenabdruck Wischnus, der das gleiche tat. Die Anhänger aller drei Bekenntnisse finden also Ursache, den Berg in frommer Pilgerschaft zu ersteigen, und alljährlich besuchen ungezählte Tausende von ihnen den Gipfel, obwohl — oder vielleicht gerade weil — seine Ersteigung mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Über Jahrtausende erstreckt sich seine Verehrung. Die alte Mahavansa-Chronik Ceylons tut des Berges als eines Heiligtums schon um 150 v. Chr. Erwähnung. Die Adamslegende der heutigen Mohammedaner ist älter als der Mohammedanismus selbst, denn ein altes koptisch-christliches Manuskript aus dem 4. Jahrhundert nach Christus kennt sie bereits. Der große venezianische Asienreisende Marco Polo, der 1293, zur Zeit der Kreuzzüge, Ceylon auf seiner Seefahrt von China nach Persien berührte, berichtet: „Auf diesem Eiland ist ein sehr hoher Berg, so felsig und jäh, daß die Besteigung seines Gipfels nur möglich ist mit Hilfe von eisernen Ketten, die man für diesen Zweck angebracht hat." Das ist richtig, und die Ketten, sowie uralte, in den Fels gehauene Stufen, die auch der Araber Ibn Batuta sah, der ein halbes Jahrhundert später selbst den Berg bestieg, sind heute noch vorhanden. Niemand weiß, wer diese Ketten in das Gestein eingelassen und wer diese Stufen geschlagen hat. Poetische Sage schreibt sie, wie so vieles andere, den Lebenden nicht mehr erklärliche Menschenwerk in Asien, Alexander dem Großen zu.

Es war kurz nach Mitternacht, als mich der braune Verwalter des kleinen Rasthauses von Laxapana, am Nordostfuß des Adamspiks, weckte. Man besteigt den 2241 Meter hohen Berg in der Nacht, um vor Tagesanbruch auf dem Gipfel zu sein und das Schauspiel des Sonnenaufgangs von dort zu genießen. Ein singhalesischer Führer mit einer Laterne war zur Stelle und zwei Tamil-Kulis, die das Gerät zur Bereitung von Tee auf dem Gipfel, meinen photographischen Apparat, etwas trockene Unterkleidung zum Wechseln für mich und meinen Sonnenhelm für den Rückweg trugen. Die Tropennacht war lau und schwül, der Himmel bedeckt, so daß der bereits aufgegangene Mond nicht sichtbar wurde; nur ein schwaches Licht durchdrang die

Wolken und erfüllte rings die Gegend mit einem matten Dämmerschein. Undeutlich ließ sich erkennen, daß der Pfad, den wir gingen, langsam ansteigend durch Teepflanzungen aufwärts führte. Das vor mir tanzende Licht der Laterne, die der Führer nahe am Boden hielt, zeigte die Steine des Weges, hier und da ein Bachbett, das wir auf halbunterspülten Blöcken überschreiten mußten, im übrigen aber hinderte es mehr, etwas von der Gegend zu sehen; es wirkte wie eine Hypnose auf das Auge. Rauschen von Wasserstürzen war bald nah, bald fern zur Seite zu hören, sonst kein Laut in der schweigenden Nacht. Obwohl ich sehr ruhig ging, um die Kräfte zu sparen, brachte mich die dampfige Feuchte der Luft doch binnen kurzem in Schweiß. Und nicht lange, so regnete es auch. —

Endlich hoben sich zur Seite des Weges riesige dunkle Felsblöcke aus dem Nachtdämmer, von seltsamen Formen. Hier waren, soviel erkannte ich, die Teepflanzungen zu Ende. Wenn ich das Licht der Laterne mit meiner Mütze abblendete, konnte ich sehen, daß der Adamspik jetzt hinter den Vorhügeln, die ihn die letzte Zeit verborgen hatten, hervorgetreten war. Zunächst türmte sich vor uns eine mächtige Bergwand empor, der Gebirgsrücken, auf dem der eigentliche Gipfelkegel aufsitzt. Darüber stieg dann die erhabene Pyramide des letzteren wie ein wunderlicher Schatten in den mattleuchtenden Himmel auf. Irgendeine Schätzung der Maße oder der Entfernung war bei der Unsicherheit der Formen unmöglich. Aber der Anblick erfüllte doch das Herz mit Freude und ließ alle Mühen, die bevorstanden, gering erscheinen, denn der Regen hatte bald wieder aufgehört, die Kuppe war, gegenwärtig wenigstens, von Wolken frei.

„Way bad now" (Weg schlecht jetzt), sagte der Führer, und er hatte unleugbar recht. Der Pfad, der bisher breit und bequem gewesen war, die moderne Anlage eines englischen Pflanzungsbesitzers, wurde plötzlich ein ganz enger Fußsteig von solcher Holprigkeit, daß Acht auf jeden Schritt geboten war. Wir stiegen zunächst abwärts, um an den Fuß der uns gegenüberliegenden Bergwand zu gelangen. Der Fußsteig wand sich in eine dichte Wildnis von Strauchwerk und

niedrigem Dſchungel hinein, die infolge des Regens von Näſſe völlig troff. Unabläſſig ſtreiften die von Feuchte ſchweren Halme und Zweige die Kleider, ſchlugen mir naßkalt ins Geſicht oder ſchütteten von oben einen Tropfenregen aus. Der Weg wurde ſchließlich ſo urtümlich, daß ich meinte, wir müßten ihn verloren haben. Doch ging der Führer mit ruhiger Sicherheit weiter; dies ſei der richtige alte Pilgerpfad, ſagte er. Wie ſonderbar! Seit vielen Jahrhunderten, ſeit Jahrtauſenden vielleicht, wandeln ihn die Gläubigen, es gibt keinen ehrwürdigeren und wichtigeren in ihren Augen, und doch kommt von den vielen Millionen, wie es ſcheint, keiner auf den Gedanken, daß ſein Zuſtand unwürdig ſei und man ihn ändern müſſe.

In der Tiefe rauſcht ein Waſſer; auf einer kleinen Holzbrücke überſchreiten wir die Schlucht eines Baches, Sita Gangula, das „Kaltwaſſerfließ", genannt. Der Bach iſt heilige Flut; hier beginnt der eigentliche Anſtieg. „Way now very hill" (Weg jetzt ſehr Berg), ſagt der Führer. Hinter der Brücke zieht er ſteil empor, ein Stufenpfad aus ſchmalen, roh übereinandergehäuften Steinblöcken, auf dem wir raſch in das tiefe Dunkel eines hohen, geſchloſſenen Urwaldes hineintauchen. Iſt das überhaupt noch ein künſtlich gebahnter Pfad, oder iſt es ein natürliches Wildbachbett, oder vielleicht beides zugleich? Manchmal ſcheint es ein mehr als mannstief in den Boden eingeſchnittner enger Graben zu ſein, an deſſen Seiten Moos und Farne wachſen, und deſſen Grund feuchte, glitſchige Blöcke bilden. Vorſichtig muß die Stelle jedes Trittes beleuchtet werden, damit die Sohle richtig fußt. Zuweilen erkenne ich roh in den Boden gehauene Lehmſtaffeln, zuweilen ſind die Staffeln nur elaſtiſche Baumwurzeln, die aus der einen Wand herauskommen und in der andern wieder verſchwinden und abgeſchliffen ſind von dem Tritt Tauſender nackter Sohlen. An beſonders ſchwierigen Stellen hat hilfreicher, aber äußerſt anſpruchsloſer Sinn kleine Leiterchen geſchaffen, ganz urtümlich aus knorrigen Äſten, mit Fäden zuſammengebunden; Wurzeln und Baumſtämme zur Seite dienen als Geländer.

Der Führer ſteht ſtill und weiſt mir mit ſeiner Laterne zur Seite

des Pfades einige große, mir zunächst unverständliche Klumpen. „Elephants, Master," sagt er. Es ist die frische Losung wilder Elefanten. So interessant das nun freilich ist, eine nächtliche Begegnung mit ihnen hat doch ihre zwei Seiten. Sind sie auch im allgemeinen friedlich, so gibt es doch oft bösartige Griesgrame unter ihnen, von der Herde ausgestoßene Gesellen, die in ihrer Verbitterung sich geradezu ein Vergnügen daraus machen, Wanderern im Urwald aufzulauern und sie zu zertrampeln.

Nun geht ein Rauschen über mir durch die Wipfel, es wird lichter zwischen ihnen, die mondbeleuchtete Wolkendecke kommt durch, und ein kühler Windschauer fährt über uns hin. Wir haben die Bergschneide erreicht, die Basis der Gipfelpyramide. Sie steigt jetzt unmittelbar vor mir auf — aber ach, leider ins graue Nichts hinein, Wolken haben von neuem den Gipfel umzogen!

Zur Rechten liegt hier ein dürftiges Haus aus Lehm und Stroh. Auf das Rufen des Führers antwortet schlaftrunken jemand aus dem Innern; nach einiger Zeit wird eine Matte, die vor der Tür hängt, zur Seite geschoben, wir treten ein und sehen uns in einer Pilgerrasthütte von äußerster Dürftigkeit. Durch einen Teil des Daches gewahrt man den Himmel. Auf steinernen Pritschen rechts und links regen sich im Halbschlummer ein paar in Decken eingewickelte braune Gestalten; der Wärter des Hauses, ein verhutzelter alter Mann, wischt flüchtig einen der Steinsitze ab, damit ich mich niedersetzen kann.

Doch es ist 4 Uhr, noch liegen etwa anderthalb Meilen bis zum Gipfel vor uns, also geht es nach wenigen Minuten weiter. Jetzt beginnt der Bereich jener uralten Anlagen, die allein die Besteigung der schroffen, oft ganz glatten Gneiswände ermöglichen. Der Pfad ist meist eine richtige Treppe. Roh und unregelmäßig ausgearbeitete Stufen, unmittelbar in den Felsen hineingemeißelt, folgen einander, bald lang und bald kurz, bald wagerecht und bald schräg; oft so steil emporführend, daß man hinter sich das Bodenlose zu fühlen glaubt. Die Myrten, Lorbeer, Magnolien und Rhododendren nur, die üppig zur Seite wuchern und sich stellenweise über uns wölben, schützen den

Rückſchauenden vor Schwindel. Aber es ſind doch wirkliche Stufen, und an den ſchlimmſten Stellen laufen in den Fels eingelaſſene Eiſengeländer nebenher; oder der Führer greift in den Buſch nebenan und holt eine alte Eiſenkette herauf, die dort liegt und an der man ſich aufwärtshelfen kann. Wir tauchen hinein in die Nebelmaſſen, die den Gipfel umhüllen. Grauer Dampf ſtreicht durch das Dſchungel, das auch hier zu ſeiten des Pfades wuchert, und von neuem beginnt es zu regnen.

Nach wiederum mehr als einer Stunde gleichmäßigen Steigens im Wolkengebrau treffen wir auf eine alte Ziſterne, die zur Seite des Pfades über einer jäh abſtürzenden Tiefe erbaut iſt. „Adams Tränen" nennen die Eingeborenen den kleinen Teich. Meine Kulis machen halt und ſchöpfen daraus Waſſer für die Teebereitung. Von hier ſei es nur noch wenige Minuten bis zum Gipfel. Und wirklich, binnen kurzem treten über und in dem Nebel zwiſchen dem Gezweig die Dächer einiger kleiner Unterkunftshütten heraus. Wir ſind unmittelbar unter der Plattform der eigentlichen Spitze angelangt, die ein heulender Wind umtobt. Ich ſchaudere in meiner durchnäßten Kleidung. Die Uhr iſt fünf.

Der Führer pocht an die niedrige Tür einer der Hütten, aber gleichzeitig fällt ſie ſchon mit Gepolter nach innen auf den Boden. Vor mir ſehe ich einen leeren Raum zwiſchen vier rauchgeſchwärzten, fenſterloſen Lehmwänden und im Hintergrund drei braunhäutige Pilger, einer von ihnen ein kleiner Junge, die um ein ſchwelendes Feuerchen aus naſſen Äſten herumhocken und ſich die Hände wärmen. Die Art unſeres Eintritts ſcheint nicht weiter zu befremden; raſch wird die Tür wegen des kalten Zuges wieder angelehnt, meine Kulis packen die Sachen aus und ſetzen, ohne viel Worte zu den Anweſenden zu machen, unſern Teekeſſel mit über das Feuer. Ich wechſele im ſelben Raum meine durchnäßte Unterwäſche gegen friſche und hocke mich dann ebenfalls auf den Boden, um nach Europäerart die in den naſſen Stiefeln frierenden Füße, nicht wie die Eingeborenen die Hände, am Feuer zu wärmen.

Etwas nach $^1/_2$6 Uhr kommt der Führer, der zum Spähen hinausgegangen war, herein und ſagt: „Maſter, nun komm, es iſt Zeit." Das

heißt, die Sonne will aufgehen. Eine kurze Treppe führt von der Hütte zur Gipfelfläche des Adamspiks hinauf. Oben umschließt ein niedriges, weißgetünchtes Mäuerchen in unregelmäßigem Viereck eine kleine Plattform, die etwa neunzig meiner Schritte im Umfang mißt. An der Südwestseite des Gipfels sieht man die Stufen eines zweiten Pfades heraufkommen; das ist der andere Weg zum Adamspik, der von Ratnapura herführt. Er soll noch schwieriger sein als der Nordostpfad, den ich gekommen bin, und wird darum, weil er um soviel verdienstlicher, von vielen Pilgern, wie es heißt, sogar bevorzugt. An der nördlichen Ecke der Plattform hängen an einem Gerüst vier kleine Glocken. Das Morgenlicht wird zusehends heller und mit ihm das Heiligtum auf dem Gipfel immer deutlicher sichtbar. Über der kleinen Plattform erhebt sich in seiner Mitte noch ein Wulst von rundlichen Felsblöcken etwa vier Meter höher: die äußerste Spitze. Sie ist überbaut von einem offenen Pavillon mit vorspringendem Dach. Unter ihm liegt, von einem Holzgitter umgeben, die Fußspur Buddhas. Einige Treppenstufen führen hinauf.

Das Wunderzeichen stellt sich dar als eine flache Vertiefung in der umgebenden Steinfläche, in der nur die allerwilligste Phantasie den Abdruck eines menschlichen Fußes zu erkennen vermag. Sie bildet ein Rechteck von ungefähr 162 cm Länge und 74—79 cm Breite, dessen eine Schmalseite abgerundet ist. Diese vertritt die Stelle des Absatzes. Die Zehenseite ist der Treppe zugekehrt und springt ein wenig unter dem umgebenden Gitter vor. Hier erkennt man die Formen von fünf eng nebeneinanderliegenden gleichmäßigen Feldern, die die fünf Zehen vorstellen. Die Reste einer alten Bemalung der Fußspur unterstützen wesentlich die Vorstellung. Wo der Balleneindruck sein müßte, findet sich aber eher eine Erhöhung als eine Vertiefung. Das Ganze ist somit nicht entfernt so täuschend wie die Roßtrappe im Bodetal, und es würde überhaupt kaum als Fußspur hervortreten, wenn nicht ein glatter, einige Zoll hoch auf dem Felsen aufgemauerter Rand ringsherum liefe. Hier wenigstens hat also menschliche Kunst gütigst nachgeholfen.

Doch das ist ja für uns unwesentlich; die Tatsache der uralten und grenzenlosen Verehrung dieser Stätte ist gewiß. Und dennoch, wie bescheiden ist dies alles! Keine Priesterschaft wohnt dauernd hier, kein goldstrotzender Dom erhebt sich über dem Heiligtum; einsam, offen, unbehütet liegt das kleine Tempelchen hier oben, einfacher als ein beliebiger Selterswasser-Kiosk in einem europäischen Badeort. Nur ein paar bunte Blumen und einige Rispen der Arekapalme liegen vor dem Fußabdruck Buddhas, das ist alles.

Rings um den Gipfel schwimmt das weiße Nichts des Nebels. Aber im Osten wird es heller und heller. Und siehe, wie im ersten Akt des „Rheingold" der leuchtende Schein des Nibelungengoldes die Dämmerung durchbricht, so flammt dort in dem formlosen Gewog ein Glutschein auf — die Stelle der Sonne! Heller und heller wird sie, die Gestalten rotgesäumter Wolken formen sich im weißen Nichts und breiten sich weiter und weiter von dem Feuerkern aus. Augenscheinlich wird unter den Strahlen der jungen Tropensonne die Nebelhülle, die unsern Gipfel umlagert, dünner und dünner. Endlich — wie es geschehen, ich weiß es nicht, aber mit einem Male liegt der Berg völlig frei da und ringsum alles: Sonne, Berge, Täler, Seen, Wälder und Wolken, ein ungeheurer Eindruck! So etwa müßte man sich die Schöpfung denken, wenn auf ein göttliches „Werde!" plötzlich aus dem Nichts, aus dem wallenden Nebelgebräu des Chaos heraus die Welt fertig hervortrat.

Es war zuviel, es war nicht zu fassen in den kurzen Minuten, in denen es für mich sichtbar war. Denn bereits stürmten von unten durch die Waldwipfel, die den Berg umkleiden, wie weißgraue Wölfe in wilder Jagd die Vorläufer einer neuen Wolke herauf; im Nu waren sie oben, und das ganze Bild war mit einem Schlage wieder verschwunden; ringsher wieder nur das helle, leuchtende Nichts.

Aber dabei blieb es doch nicht. Bald riß die Wolke von neuem, dann schloß sie uns wieder ein. Ein langdauernder Kampf von höchster Spannung. Endlich siegte das Licht! Noch einmal zerging das Gewölk, flog in eiligen grauen Fetzen von dannen und kam nicht wieder. Frei in der Morgensonne lag die grandiose Landschaft. Das ganze

so phantastisch zerzackte Gebirge von Ceylon war jetzt unter mir ausgebreitet. Dort im Nordosten die schweren, wuchtigen Bergmassen, von Wolken überlagert, mußten die Hochländer um den Pidurutalagalla, die Gegenden des Hochtales von Nuwara Eliya, sein. Gegen Norden, wo heller Sonnenschein üppig grüne Täler zeigte, lagen die schönen Fruchtlandschaften der Bergstufe von Kandy. Im Westen zeigte sich in langer Linie die Meeresküste und dahinter die See als ein blasser Strahl. Ja auch gegen Osten, unter der steigenden Sonne, schien ein goldener Streifen den Widerschein des fernen Meeres zu bedeuten. Sonst aber war alles ein ungeheures Gewirr zahlloser scharfer Bergschneiden und spitziger Kuppen, die in Tönen von tiefstem Blau nah und fern, hundertfach zerzackt und zerrissen, emporstiegen. Zwischen ihnen in den Tälern lagen die Morgennebel in blendendem Schneeweiß, wildgeformt gleich dahinjagenden Meereswellen. Es sah ganz aus, als schaue man über einen endlosen Schwarm dunkler norwegischer Schäreninseln hin, zwischen denen ein vom Sturmwind zu höchster Wut, zu einem einzigen weißen Gischt zerpeitschtes Meer tobte. Gerade unter mir, in schwindelnder Tiefe, dehnte sich das grüne Laubdach der großen Urwälder, die den Adamspik umgeben und in deren Schatten der wilde Elefant sein Wesen treibt. Aus ihm schoß der gigantische Gipfel so jäh empor, daß man auf seiner Höhe wie ein Adler über den Wipfeln schwebte.

Aber trotz der Steilheit der Wände stieg doch der Wald mit ihm aufwärts, in der herrlichsten, von der reichen Feuchte dieser Höhe genährten Üppigkeit und Gestaltenfülle. Bis dicht an das Mäuerchen der Plattform brandete er hinan, und die höchsten Spritzer seiner Flut waren einige Rhododendronbäume von wunderbarer Schönheit, die auf ihren äußersten Zweigen große tiefrote Blütensterne trugen. In dem dunklen Laub glühten sie gen Himmel wie feierliche Opferflammen, die die Natur selbst zu Ehren ihres Heiligtums entzündet hatte.

4.

Die ſieben Pagoden.

1898.

Unter den zahlloſen Tempelſtätten Vorderindiens iſt eine der merkwürdigſten der Ort Mahavellipur, auch „die ſieben Pagoden" genannt. Seine Heiligtümer gehören zu den allerälteſten und rätſelhafteſten Indiens. Seit unbekannten Zeiten liegen ſie ganz verlaſſen, vereinſamt am öden Meeresſtrande ſüdwärts von Madras. Weder Eiſenbahn noch Fahrweg führt uns dahin; wir müſſen zu Boot durch die Lagunen der Koromandelküſte fahren. Mein Diener Ramaſſawmi bewährte in der Vorbereitung dieſer kleinen Expedition ſeine ganze Gewandtheit und Zuverläſſigkeit. Ohne daß ich etwas Weiteres als den Wunſch zu äußern hatte, daß ich die ſieben Pagoden beſuchen wollte, beſorgte er, was dazu nötig war. Er mietete ein Hausboot mit drei Kulis, von denen ſich der eine zugleich als Koch betätigte, beſchaffte Proviant, Lichter, Decken und Matten, kurz, was für eine Fahrt von zwei Nächten und einem Tage erforderlich ſchien. In kleinem Ochſenkarren wurden dieſe Gerätſchaften am Nachmittag vorausgeſendet; ich ſelbſt fuhr gegen $^1/_2$6 Uhr von Madras aus mit einem Wäglein nach, durch die Eingeborenendörfer der Umgegend dieſer Stadt.

Es dunkelte bald, aber der faſt volle Mond ergoß ſein helles Licht über die Landſchaft. Nach zwei Stunden ungefähr erreichten wir einen geradlinigen Kanal, der die Lagunen der Küſte nördlich und ſüdlich von Madras miteinander verbindet. Hier erwartet mich mein Boot, deſſen Bemannung mich mit ehrfurchtsvollem Salaam begrüßt. Das Fahrzeug iſt klein und urtümlich, doch verſteht Ramaſſawmi mir binnen kürzeſter Friſt mit den mitgebrachten Matten und Decken ein

anheimelndes Lager herzustellen. Währenddem wird am Ufer mein Abendessen bereitet. Die Leute haben ein Loch in den Sand gegraben, ein paar Steine herumgelegt, und über dem darin angezündeten Feuer brät und kocht der schwarze Kuli in Töpfen und Tiegeln. Dann serviert mir der Diener auf meinem Blechkoffer ein wirklich vortrefflich zubereitetes Mahl: Hackfleischkoteletts, Muttonchop, einen ausgezeichneten Eierkuchen mit Bananen, dazu Whisky und Soda. Beleuchtung: eine Stearinkerze, die auf den Bootsrand geklebt wird.

Gegen $^1/_2$9 Uhr setzt sich das Boot in Bewegung, den langen, schmalen, von einförmigen Sandufern eingefaßten Kanal abwärts. Einer der Leute zieht das Boot, auf einem Treidelpfade dahinschreitend, ein anderer schiebt an einer langen, am Hinterteil angebrachten Bambusquerstange. Ich, wie gewöhnlich von dem reichen Inhalt des vergangenen Tages todmüde, schlafe sofort in den Kleidern auf meiner Matte ein. Doch das Unterbewußtsein von dem Eigenartigen, das ich dadurch versäume, ruft mich von Zeit zu Zeit im Laufe der Nacht wieder wach. Dann erhebe ich mich, um eine halbe oder eine ganze Stunde auf dem Dach meiner Hütte zu sitzen und den Zauber dieser Fahrt zu genießen. Gegen $^1/_2$2 Uhr nach Mitternacht langen wir an einer Schleuse an, mittels deren der Kanal in die Lagunen mündet. Ein dumpfes Brausen wie das eines mächtigen, ganz nahen Wasserfalls tönt an mein Ohr. Ich vermag zunächst nicht klug daraus zu werden, bis ich merke, daß es das Brausen des Meeres hinter den Dünen ist, die seewärts die Lagunen begleiten. Bald schwimmen wir auf dem breiten, flachen Wasser dieser Lagunen, die nur ein schmaler Sandhügelzug von dem unsichtbaren Meere zu trennen scheint, denn mächtig tönt jetzt das Brausen durch die stille Nacht herüber und begleitet mich nun während der ganzen Fahrt. Meine Leute waten jetzt einfach durch das flache Wasser. Sie haben sich, der Nachtkühle halber, weiße Tücher um die Schultern gelegt und sehen in dem flimmernden Mondlicht aus wie Gespenster. Auf dem Wasser, durch das ihre Füße patschen, blitzen die Lichtstrahlen wie flüssiges Silber, Fische springen vor unserm Boote empor.

Um $^1/_2$5 Uhr bin ich wieder auf. Wir gleiten jetzt auf ſchmäleren Lagunen dahin, die der Kanal in der Mitte durchzieht; niedrige Dämme faſſen ihn ein, die aber von Zeit zu Zeit überflutet ſind. Wieder müſſen dann meine Leute durch das Waſſer waten. Sie ſingen eine ärmliche, klagende Melodie vor ſich hin, traurig wie die unſäglich öde Landſchaft um mich her. Der Mond ſteht jetzt ſchon ganz tief, dicht über fernen zackigen Bergen, hinter denen er verſinken will; ſein Licht iſt ſeltſam verändert, trübgelblich, meſſingfarben, wie eine ſterbende Sonne; wie die Sonne nach Jahrmillionen über der Erde auf- und untergehen wird, matt, kalt, unausſprechlich traurig. —

Um $^1/_2$7 Uhr weckt mich mein Diener endgültig mit fertigem Tee, Jam, Bananen und friſchem ſüßen Backwerk. Die Schatten der Nacht ſind verſchwunden, die Sonne iſt aufgegangen und gießt Freude und Lebensluſt in die Seele. Ein angenehmer Morgenwind hat ſich aufgemacht, meine Leute brauchen nicht mehr zu ſchleppen; ſie hocken am Bordrand und haben ein Segel aufgezogen, in deſſen Schatten ich nun an Deck ſitze und nach den wunderbaren Tempelruinen ausſpähe, die ich in dieſer weiten Einſamkeit finden ſoll; Bauten, von denen niemand mehr weiß, wer ſie einſt aufgerichtet hat. Wer Rider Haggards Bücher geleſen hat, wird es verſtehen, daß mir zumute war, als lebte ich den Anfang einer ſeiner Geſchichten durch.

Endlich, gegen 10 Uhr, hält mein Boot an, und ich werde bedeutet, wir ſeien zur Stelle. Verwundert ſehe ich auf dem öſtlichen Ufer, wo die Stätte liegen ſoll, nichts als rieſenhaftes Granitblockgeröll, das in wirren Maſſen zwiſchen Palmyrapalmen und Pandanusgeſtrüpp emporragt. Ich ſpringe aus dem Boot an den flachen Strand und eile auf einem ſchmalen Damm, der zwiſchen Reisfeldern angelegt iſt, auf den nächſten dieſer Granitblöcke zu. Je näher ich komme, eine um ſo merkwürdigere Form erhält er. Angelangt, ſehe ich zu meinem Staunen, daß der ganze mächtige Block durch Meißelſtriche zu dem Abbilde eines Tempelchens umgeformt iſt. Einen Innenraum beſitzt er allerdings nicht, die Außenſeite aber zeigt die übereinanderſteigenden Terraſſen mit Pfeilern und Dächern wie eine indiſche Tempelanlage.

Nischen mit Ornamenten und Figuren sind hineingehauen, alles aus dem härtesten Gneißgranit herausgearbeitet. Noch sieht man deutlich die mächtigen Meißelstriche; der harte Stein hat sie aufbewahrt, obwohl diese Bauten, ihren archaischen Formen nach, uralt sind. Jedenfalls gehen die Bauten von Mahavellipur zum großen Teil bis in die buddhistische Zeit Indiens zurück. Ähnlich zubehauene Granitblöcke, ganz systemlos neben unbearbeiteten liegend, sind noch mehrfach in der Nähe des Kanals zu sehen. Ein weit dichteres und mächtigeres Blockgeröll winkt aber auf der Höhe des hier $2^1/_2$ Kilometer breiten Landstreifens, der die Lagunen vom Bengalischen Meerbusen trennt. Die gegenwärtige Siedelung, die Mahavellipur heißt, ist ein ganz armseliges Eingeborenendorf, das ziemlich weit von der Ruinenstätte entfernt liegt; man sieht es hier gar nicht. Auch Spuren älterer profaner Besiedelung sind nicht zu gewahren; alles hier ist nur Dünensand und wildes, prachtvolles Granitgetrümmer. Ein gewaltiger Granitblock ruht lose nur mit einem Punkte seiner rundlichen Unterseite auf einer glatten Steinfläche, so daß er bei hinreichender Kraftaufwendung schaukelnd bewegt werden könnte. In diesem Labyrinth von Felsen liegt eine, für mich in der Erinnerung kaum noch unterscheidbare, Menge ähnlicher, zum Teil aber viel großartigerer Felsskulpturen. Die Blöcke haben hier riesenhafte Größe und sind teilweise zu wirklichen Tempeln ausgehauen, in die man durch ein von Säulen getragenes Tor hineintreten kann. Jeder einzelne ist mit allen Zieraten aus einem einzigen Block herausgehauen. Im Innern findet man an den Wänden Reliefbildwerke von wunderbarer Lebendigkeit, noch ohne die groteske Übertreibung der Hüften und Brüste und verrenkten Gliedmaßen, wie wir sie an den zeitlich viel späteren Tempelbauten der südindischen Nachbarschaft kennen. Zuweilen haben die in den harten Fels gehauenen Hallen, die Säulen mit ihrem kräftigen Kapitell und den hübschen Drachenköpfen am Fuß geradezu etwas Elegantes. Überall sieht man noch die Meißelstriche; ja häufig genug hat man den Eindruck, als seien die Arbeiten nicht fertig geworden, als habe eine plötzlich hereinbrechende Katastrophe das Geschlecht vertrieben oder vernichtet, das in

so seltsamer Felsenwildnis, in so öder Abgeschiedenheit am einsamen hafenlosen Meere hier seine Kunstwerke aufführte.

Eines der merkwürdigsten Schaustücke Mahavellipurs ist ein uralтes Felsenrelief, das eine 27 Meter lange und 9 Meter hohe, senkrechte, aus zwei Riesenblöcken gebildete Granitwand völlig überdeckt mit Massen von menschlichen und mythologischen Figuren, vielarmigen Göttern, Elefanten, Affen, Löwen, Tigern, allerlei Vögeln und Schlangen, die schwer zu deuten sind, teilweise aber eine große Lebenswahrheit besitzen. So die gewaltigen Elefanten auf der unteren Hälfte des rechten Steines. Auch humoristische Darstellungen finden sich darauf, ein Kater, der vor Ratten eine Buße ablegt. In der Spalte zwischen den zwei Blöcken schweben heilige Schlangen-Gottheiten; oben eine Schlange mit Mannes-, unten eine mit Frauenkopf, zu unterst eine richtige Kobraschlange. Man erklärt das Relief als eine symbolische Darstellung der buddhistischen friedlichen Versöhnung und Verbrüderung der Kreatur.

Andere merkwürdige Skulpturen erreicht man etwas abseits auf einer Wanderung durch tiefen weißen Mahlsand, den nur einige Kriechgewächse nebst Kakteen und niedrigem Stachelgestrüpp überziehen. Der Weg hierhin in der vollsten Mittagsglut war eine sehr unerfreuliche Aufgabe, und ich war sehr froh, als ich ohne Sonnenstich in dem Schatten der dortigen Steingebilde angelangt war. Fünf Tempelchen altertümlicher, dravidischer Form liegen hier beieinander, alle aus einem einzigen Felsrücken gehauen, der ehemals zusammenhängend sich über den Sand erhob. Ein trefflich gearbeiteter Steinelefant steht daneben, desgleichen ein weniger überzeugend gestalteter Löwe. An diese, zusammen sieben, Heiligtümer knüpft sich der üblich gewordene Name seven pagodas für die ganze Ruinenstätte an, der in Wahrheit viel zu wenig zählt. Die Tempelchen sind neuerdings von den Engländern aus dem Sande freigegraben und durch unaufdringliche Zementierungen hier und da taktvoll ausgebessert. Trotz der Festigkeit des Materials hatten sie im Lauf der Zeit schließlich doch gelitten, zum Teil vielleicht nicht ohne Schuld der Verfertiger. An einem Tempel erkennt man z. B. ganz deutlich, daß er viel zu kühn angelegt ist. Man hatte einen Innen-

raum mit schlanken Pfeilern in ihm schaffen wollen, ohne das Gewicht der darüberliegenden Granitmassen genügend zu beachten; dann aber scheint dem Erbauer die Einsicht gekommen zu sein, und das Werk ist im Innern halb vollendet geblieben, nur die Außenseite ist fertig ausgestaltet.

Ein neuer Marterweg durch glühenden Sand führt mich an die Meeresküste, wo hart am Strande, den Meereswellen mit den Fronten zugekehrt, noch allerlei andere wunderliche Gebilde sich finden. Vor allem eine Pagode — die größte von allen —, die sich von den andern dadurch unterscheidet, daß sie nicht aus einem Stein gehauen, sondern aus Werkstücken aufgeführt ist. Seltsam sieht der einsame graue Tempel hier an stiller, vollkommen verlassener Meeresküste aus. Er liegt so hart am Strande, daß bei Flut und Oststurm die Wellen in die Halle hineinspritzen müssen, die sich nach der Seeseite hin öffnet. Er ist wohl jünger. Ein großes, poliertes Lingam, also ein Schiwasymbol, befindet sich darin.

In einer dunklen Innenkammer dieses Tempels liegt ein schlafender Riese aus Stein von gewaltigen Verhältnissen; vor ihm eine Inschrift auf einer Steintafel. Vielleicht führte einst ein Vorbau zum Meere hinab; noch jetzt ragt aus den Wellen vor dem Tempel ein vierkantiger Steinpfeiler hervor, und allerlei Bauteile, Platten, Pfeiler und andere Werkstücke liegen in regellosem Durcheinander im Wasser, überzogen mit schlüpfrigem Seetang. Der Sage nach sollen in etwa 5 engl. Meilen Abstand noch fünf andere Tempel im Meere versunken liegen. Die Veranlassung zu dieser Ansicht hat vielleicht ein Felsriff gegeben, das in dieser Entfernung an der Küste entlang zieht und eine Wellenbrandung hervorruft.

Die Felsblöcke, die hier in der Nachbarschaft aus dem Seesand hervorragen, sind auf ihrer dem Meere zugekehrten Seite mit verwaschenen Skulpturen bedeckt, in denen man einen Elefanten, ein Pferd oder Göttergestalten erkennt. An andern aufragenden riesigen Blockwülsten werden nur bei längerer Betrachtung, dann aber plötzlich wie Spuk, geformte Gestalten deutlich: ein Steinkopf, eine Menschenhand, das übrige roher Fels. Alles macht hier den Eindruck, als seien die Arbeiten nicht fertig geworden.

In ein paar Meilen Entfernung von der Stätte der „sieben Pagoden", am Eingang des Eingeborenendorfes, sah ich noch ein Granit-

bildwerk, das, wie man aus der Abgeſchliffenheit der Formen des harten Steins erkennt, ſehr alt iſt und vielleicht von ſeinem urſprünglichen Standort dorthin geſchleppt wurde. Es iſt eine lebensgroße Affengruppe aus Granit von großer, humorvoller Lebendigkeit. Hinten ſitzt der männliche Affe und lauſt ſeine Gattin, die währenddem ein Junges ſäugt. Dieſes wie verſchiedene andere Bildwerke in den Tempeln von Mahavellipur zeugen von einer ausgezeichneten Beobachtung der Natur und von einer erheblich größeren Künſtlerſchaft, als ſie die ſpätere dravidiſche Kunſt aufweiſt.

Der heiße Tag in den Ruinen der vergeſſenen Stadt ging zu Ende. Ich beſtieg mit Einbruch des Abends mein Schifflein wieder und fuhr zurück gen Norden, nach Madras.

Die Sonne war eben am Untergehen, als das Boot auf den Wink Ramaſſawmis noch einmal am Ufer anlegte. Ich folgte dem Führer durch ein raſchelndes, ſtaubiges Palmengeſtrüpp. Nach wenigen Schritten tat es ſich auseinander. „Tigercave, Sahib," (die Tigerhöhle, Herr), ſagte der Inder leiſe, wie in einer Art abergläubiſcher Scheu, und vor mir ſah ich noch ein weiteres fremdartiges Bildwerk unbekannter Herkunft, unbekannten Alters, bizarrer noch als alle die andern. In einen großen, flachrund aus dem Boden aufgewölbten Granitblock war vorn eine breite Höhle in der Form eines aufgeſperrten Raubtierrachens von koloſſaler Größe hineingemeißelt; eine Reihe gefletſchter Zähne ſchienen ſeinen oberen Rand zu umſtarren. Jeder dieſer Zähne war aber wiederum ein — ungefähr lebensgroßer — Tigerkopf mit aufgeſperrtem, zähnefletſchendem Rachen. Rätſelvoll, ſchauerlich lag das Gebilde vergeſſener Menſchenhand hier in ſeiner einſamen Wildnis.

5.

Beim Maharadſcha Murli Manohar.

1898.

Der Maharadſcha Murli Manohar oder, wie ſeine ganze Benennung lautete: Raja-i-Rajman Maharaj Aſaf Nawazwant Rajah Murli Manohar Bahadur Aſaf Jahi, bekleidete die Stellung eines Accountant-General, d. h. er hatte die Oberaufſicht über die Einkünfte des Niſam von Haiderabad, des reichſten und mächtigſten unter den einheimiſchen Fürſten Indiens.

Maharadſcha bedeutet eigentlich einen regierenden indiſchen Fürſten, kommt aber auch, ähnlich wie unſer „Fürſt", als bloßer Titel vor. Als ich ihn in ſeinem „Office" kennen lernte, trug er europäiſche Kleidung: Hoſen und eine graue, bis zum Halſe geſchloſſene Jacke. Sein rundes, volles Geſicht hatte einen leicht olivfarbenen Ton und den Ausdruck eines behaglichen Lebensgenuſſes. Draußen hielt ein eleganter europäiſcher Viererzug, um ihn zum Pferderennen in dem nahegelegenen engliſchen Cantonment Sikanderabad abzuholen, wo Pferde aus ſeinem Stalle liefen. Seiner Aufforderung, ihn dorthin zu begleiten, konnte ich nicht folgen; die Einladung, ihn abends zu einer beliebigen Zeit nach dem Dinner in ſeinem Hauſe zu beſuchen, nahm ich dagegen mit großem Vergnügen an. — „Nach dem Dinner", das darf den Leſer nicht befremden; Maharadſcha Murli war Hindu, und der Hindu ſpeiſt nicht mit dem Europäer zuſammen. Dem weiteren liebenswürdigen Wunſche, auch meine Gemahlin mitzubringen, konnte ich bei dem damaligen Mangel einer ſolchen leider nicht entſprechen. Hätte ich es gekonnt, ſo würde dieſe in die Frauengemächer geführt worden ſein und ſich dort mit den Damen des Hauſes unterhalten

haben — abgesondert von uns. Der männliche Gast bekommt weder die Räume noch die weiblichen Einwohner eines vornehmen Hinduwohnsitzes zu sehen.

Abends um acht fuhr ich am Palast des Maharadschas vor, dessen Eingang ziemlich unscheinbar in der Front einer Straße sich öffnete. Über zwei dunkle Höfe rollte mein Wagen und hielt dann vor einer Freitreppe, die zu einer offenen Säulenhalle hinaufführte. Im Hintergrunde dieser Halle schimmerte Licht, und vor diesem Licht bewegte sich eine größere Anzahl dunkler Gestalten zwischen den Säulen. Ein paar Diener kamen mit Fackeln die Treppe herabgelaufen und geleiteten mich nach oben. Hier empfing mich der Sekretär des Maharadschas mit großer Höflichkeit. Die Schar der dunklen Gestalten, die Dienerschaft des Palastes, tat sich zu zwei spalierbildenden Reihen auseinander, und ich schritt dazwischen hindurch zum Hintergrund, wo das Licht durch eine große Tür aus einem dahinterliegenden Raume herausquoll. In dieser Tür stand mein Wirt selbst und begrüßte mich mit einem Lächeln und Händedruck.

Aber wie anders sah er jetzt aus! Er hatte den Geschmack gehabt, mir diesmal ganz „indisch zu kommen". Ein weites, seidenes Gewand von reinweißer Farbe umschloß seine Gestalt wie ein großer Talar. Um den Hals trug er eine dreifache Kette von dicken Perlen und auf dem Kopfe ein kostbares, goldgesticktes Barett. Feierlich führte er mich in einen langgestreckten, spärlich möblierten Raum, der halb Saal, halb Galerie genannt werden konnte, wenn er nicht für beide Bezeichnungen zu niedrig gewesen wäre. Hier mußte ich mit ihm auf einem gepolsterten Diwan Platz nehmen; ein Tischchen mit Zigaretten wurde vor mich hingestellt, während er von seinem Diener seine orientalische Wasserpfeife neben sich auf den Boden setzen ließ. Aus ihrem langen Schlauchrohr mit kostbarem Mundstück zog er dann behaglich den gluckfenden Rauch hervor.

Der Maharadscha sprach fließend englisch, und so verplauderten wir zunächst ein Viertelstündchen über meine Reise, über Deutschland und dies und das.

Außer mir waren nur noch einige wenige Personen aus der Halle mit in das Zimmer hineingetreten. Ich bin nicht recht daraus klug geworden, ob sie Untergebene oder Gäste waren. Sie saßen scheu auf Stühlchen nahe der Tür. Zuweilen richtete der Hausherr ein paar freundliche Worte an den einen oder den andern, aber so wie ein gnädiger Herr es tut, der einmal liebenswürdig sein will. Regelmäßig wurde diese Herablassung auch mit äußerster Ehrerbietung aufgenommen und unter tiefen Verbeugungen und mit eigentümlichen, die Hände wie zum Gebet zusammenlegenden Gebärden beantwortet. Die Leutseligkeit des Maharadscha ging im Laufe des Gesprächs so weit, daß er seine Wasserpfeife aus dem Munde nahm und sie seinem Sekretär zum Weiterrauchen hinreichte; was dieser mit dem Zeichen tiefster Beglückung tat.

Mein Wirt schien es sich vorgenommen zu haben, auch mich mit Liebenswürdigkeit zu überschütten.

„Haben Sie schon Haiderabad-Münzen?" Der Staat des Nisam hat nämlich noch das Recht, eigene Rupien zu prägen, die aber nur im Lande selbst neben dem britisch-indischen Gelde umlaufen, etwas geringer an Wert als dieses. Auf meine Antwort, daß ich mir durch meinen Diener auf dem Basar Proben davon hätte besorgen lassen, erwiderte er:

„Nun, so will ich Ihnen welche geben, die Sie gewiß noch nicht haben."

Wieder winkte er dem Sekretär. „Hier ist eine Münze, wie sie früher in Kurs war, heute nicht mehr. Und hier eine neue Form unserer Rupien, deren Ausgabe erst in Vorbereitung ist."

Ich nahm die interessanten Geldstückchen gern entgegen, erschrak aber später daheim, als mir der Gasthausleiter sagte, jenes alte Stück wäre von europäischen Sammlern fabelhaft gesucht und würde schon in Haiderabad selbst mit 17 bis 18 englisch-indischen Rupien (d. h. 23 bis 24 M.) bezahlt. Während unseres Plauderns mußte mir der Sekretär eine ganze Anzahl Empfehlungsbriefe an hervorragende indische Persönlichkeiten in verschiedenen Städten, die ich besuchen

wollte, wie Delhi, Agra, Jaipur, Benares, ſchreiben. Sie ſind mir ſpäter von großem Nutzen geweſen. Je mehr ich wehrte, um ſo unermüdlicher war mein Gaſtfreund im Erſinnen neuer Aufmerkſamkeiten. Auch ſeine Photographie im vollen Prunk ſeiner Maharadſchawürde dedizierte er mir mit ſeiner im Eingang wiedergegebenen großartigen Namensunterſchrift.

Schon am Nachmittag hatte ich ihm erzählt, es würde mir ſehr wertvoll ſein, einmal ſeine berühmten Juwelen ſehen zu können, von deren Schönheit ich gehört hatte. Mein Gaſtfreund kam jetzt ſelbſt darauf zurück; er habe, ſagte er, auch ſeine Frau veranlaßt, die ihrigen zurechtzulegen. Auf einen Wink von ihm wurden mehrere Platten herbeigebracht, auf denen die Geſchmeide ausgebreitet lagen. Es ſchienen alte Familienſtücke von hohem Wert: Halsketten und fabelhaft ſchwere Ohrgehänge mit einer Fülle von echten Perlen, Armringe, Fußgeſchmeide, prachtvolle, breite Bruſtgehänge aus goldenen Kettengliedern von merkwürdigen, ſchwer zu beſchreibenden Formen, Fingerringe, alle reich mit edlen Steinen, vor allem mit Mengen von Diamanten, beſetzt. Haiderabad iſt ja die hiſtoriſche Erbin des heut wenige Meilen von ihm in Trümmern daliegenden Golkonda, der alten, einſt durch ihre Diamantenſchleifereien ſo berühmten Stadt, mit deren Namen noch heut ſich bei uns die Vorſtellung einer märchenhaften Pracht verbindet. Allerdings gibt der alte indiſche Flachſchliff dieſen Diamanten nicht das Feuer, wie unſere Brillantform. Sie haben auch in der Regel nicht unſere durchbrochene Faſſung, die den Glanz noch erhöht, ſondern ſitzen feſt in der Maſſe drin und ſehen aus wie Glasſtückchen. Ihr lockender Reiz beſteht daher mehr in ihrer Koſtbarkeit als in ihrer Schönheit.

Jetzt entſtand eine Bewegung unter der Dienerſchaft draußen, deren neugierig durch die Pforte hereinſtarrende Geſichter im Halbdunkel des von innen hinausfallenden Lichtes während der ganzen Zeit bemerkbar geweſen waren; der Sekretär machte dem Hausherrn ehrerbietigſt ein meldendes Zeichen.

„Ah," ſagte dieſer zu mir, „das iſt ſchön. Ich dachte mir, daß es Sie intereſſieren würde, einmal eine gute indiſche ‚Nautſch' zu

sehen, und habe nach einer bekannten Truppe ausgeschickt, zweifelte aber, ob sie gerade frei sein würde, da sie sehr gesucht ist. Nun sind die Mädchen soeben gekommen."

Die Nautsch- oder die Tanzmädchen sind dasjenige, was wir seit alters als Bajaderen zu bezeichnen pflegen, ein Ausdruck, den man in Indien selbst nicht hört. Durch Dichtungen und phantasievolle Bilder hat sich bei uns mit dem Begriff der Bajadere eine ziemlich bestimmte Vorstellung verbunden. Wir kennen in Europa alle ganz genau die poetisch reizenden Gestalten mit dem biegsamen Wuchs des Palmstammes und den glühenden, dunklen Augen im Antlitz von feiner Goldbronze; zarte Schleierflore umwallen den schlanken, kaum halb bekleideten Körper, der sich zu den verführerischen Rhythmen einer exotisch leidenschaftlichen Musik in graziösem Spiele ebenso leidenschaftlich neigt und wiegt, und auf den schön geschwungenen Lippen thront ein zauberhaftes, verheißungsvolles Lächeln — — — sehr nett, in der Tat, aber leider gänzlich falsch, wie wir sehen werden.

Die Gesellschaft trat ein. Sie bestand aus zwei Mädchen und vier Spielleuten mit großen, lautenartigen Instrumenten, die mit einer Menge von Saiten bespannt waren. Bescheiden hockten sie sich im Mittelgrunde des langen Raumes auf dem Boden nieder, so daß sie in der ungünstigen Beleuchtung fast verschwanden. Ich konnte nicht einmal sehen, ob die Mädchen jung oder alt, hübsch oder häßlich seien. Hier saßen sie nun wohl eine halbe Stunde, ohne sich zu bewegen, und spielten und sangen etwas dazu. Sie schienen eine Art Vorspiel aufzuführen, um die nötige Stimmung zu erzeugen. Nun bin ich selbstverständlich von der Torheit entfernt, zu sagen, die indische Musik ist abgeschmackt und wertlos, denn die musikalische Erziehung der europäischen und asiatischen Völker ist so verschieden, daß eine wechselseitige richtige Beurteilung zur Zeit noch nicht möglich ist; ich sage aber getrost, daß diese Musik hier jedem Europäer, der nicht daran gewöhnt war, tödlich langweilig vorkommen mußte. Man hörte ein endloses Hinauf- und Herunterklettern näselnder Töne, in

dem mit Mühe ein Rhythmus und unmöglich eine geschlossene melodische Form unserer Art zu erkennen war.

Endlich schien diese Einleitung zu Ende, die Mädchen erhoben sich und verschwanden aus der Tür. „Sie kleiden sich um zum Tanz," erklärte mein Gastgeber, und man kann sich denken, daß er damit meine Phantasie lebhaft in der oben angedeuteten Richtung in Bewegung setzte. Nach kurzer Zeit erschienen sie wieder und mit ihnen nunmehr auch eine Anzahl Diener mit offenen, helleuchtenden Fackeln. Diese stellten sich zu beiden Seiten der Gruppe auf, die Fackeln hoch emporhaltend, so daß ein flackerndes, phantastisches Licht auf die Gestalten der Mädchen und den Fußboden vor ihnen fiel.

Hatten sie aber schon vorher erheblich mehr Kleidungsstücke angehabt, als die Hinduweiber sonst zu tragen pflegen, so waren sie jetzt beinahe so weit verhüllt, wie es überhaupt möglich ist. Lange, faltenreiche Gewänder aus einem bunten, golddurchwirkten und bei jeder Bewegung schillernden Tarlatan umgaben sie vom Hals bis zu den Füßen; ja sie trugen sogar, was ich bisher in Indien noch nie gesehen, bis zur Handwurzel reichende Ärmel von unschöner Form, eng und doch faltig. Die Füße waren nackt, aber alle Zehen mit Ringen überdeckt; ebenso die Finger. Schwere Schmuckgehänge hatten sie um den Hals, in den Ohren und den Nasen. Das eine der beiden Mädchen, die jüngere, war recht hübsch, und ein langer, schwarzer Überwurf, der von ihrer rechten Schulter herabfiel, stand ihr vortrefflich. Sie war aber nicht die Prima Ballerina, sondern tanzte überhaupt nicht mit; sie stand lediglich still mit unbeweglichem Gesicht und begleitete die Musik von Zeit zu Zeit mit ihrem Gesange. Die andere, größere, war jedenfalls früher einmal hübsch gewesen, jetzt mußten ihre Vorzüge mehr in der Reife ihrer Kunst bestehen. Sie war die ausübende Tänzerin. Die Dienerschaft rückte uns bequem die Sessel in Front des Vorgangs, brachte neue Zigaretten und einen süßen Likör, dessen Bereitung im Hause Murli Manohar eine alte Familienspezialität war und von dem auch mein Gastfreund jetzt mit mir trank, und nun begann der Tanz.

Freilich, nach europäischen Begriffen ist es kaum möglich, den Ausdruck „Tanz" anzuwenden. Zuerst war ich ganz verblüfft; die Dame stand still aufrecht da, hob nur zuweilen die Arme und ließ sie wieder sinken. Beim genauen Zusehen erkannte ich freilich, daß ihr ganzer Körper doch in einer leisen, aber genau gewollten Bewegung war, die den Rhythmen der Musik folgte. Sie tanzte nicht mit den Beinen, sie tanzte mit den Fingern und den Zehen. Die Hände schlossen sich zusammen, öffneten sich wieder, machten schlängelnde Bewegungen, die einzelnen Finger beugten und krümmten sich bald so, bald so; desgleichen die Zehen. Ja ich möchte sagen, sie tanzte auch mit der Haut.

Nachdem dies eine Weile gedauert, begann sie mit ihren Füßen, die um die Knöchel unter dem Kleide unsichtbare Schellenringe tragen mußten, ein rhythmisches Klirren und Klingen, und sie fing gleichzeitig an, langsam mit flachen Sohlen vorwärts zu gleiten bis dicht vor meinen Stuhl. Dann hob sie unmittelbar mir vor dem Gesicht die Arme und machte hier wieder jene wunderlichen Fingerübungen, die eigentlich aussahen, als ob sie die Gicht hätte und probieren wollte, wie weit die Finger schon steif geworden seien. Langsam glitt sie mit ihrem leisen Fußeklirren wieder zurück. Während dieser ganzen Tätigkeit lag ein starrer Ernst, oder vielmehr eine todestraurige Melancholie auf ihrem Gesicht, wie auf dem aller übrigen. Das schien dazu zu gehören, wie bei unsern Tänzerinnen umgekehrt das ewige Lächeln; denn als ich später nach Beendigung der Vorstellung mit der Gesellschaft sprach, mir ihre Kleidung, ihren Schmuck und ihre Instrumente zeigen ließ, lachten sie mit größtem Behagen.

Zunächst aber ging der Tanz unentwegt in genau derselben Weise weiter, wie ich ihn beschrieb; ich wenigstens war nicht imstande, neue Wendungen in seinen verschiedenen Abschnitten zu entdecken. Viel mehr als die Kunstleistung selbst packte mich der fremdartige Reiz der Umstände. Ich als Märker Kind in europäischem, schwarzem Frack hier zu nächtlicher Stunde ganz allein im Palast eines indischen Maharadschas, rings von anders gefärbten, anders

gekleideten, tiefinnerlich anders empfindenden Menſchen umgeben; vor mir dies phantaſtiſch fremde Bild in der unruhig flackernden, aber maleriſchen Fackelbeleuchtung: die ſchillernden Stoffe, die flimmernden Geſchmeide, die ſeltſamen Bewegungen, die düſteren Mienen, dazu die wunderliche Muſik, begleitet von dem leiſen Klirren der tanzenden Füße — es war doch kein Alltagserlebnis!

Freilich, über die Dauer einer Stunde hielt weder dieſer Reiz noch das völkerkundliche Intereſſe an dem Vorgang ſtand; die Geſchichte wurde tödlich langweilig. Wie die indiſche Muſik, ſo verſtehen wir Europäer auch die Feinheiten der indiſchen Nautſch nicht. Daß ſolche vorhanden ſind, daß alle jene Bewegungen der Finger und Füße uſw. ihren tieferen, vermutlich erotiſchen Sinn und ihren künſtleriſchen Wert haben müſſen, iſt über jeden Zweifel erhaben, denn die Indier können nächtelang dieſem Schauſpiel zuſchauen, und eine geſuchte Nautſchtänzerin wird mit erſtaunlichen Preiſen, Hunderten von Rupien zuweilen für den Abend, von den reichen Hindus bezahlt.

Mein Wirt merkte das wohl. Er fragte, ob ich genug davon hätte, und ich konnte nicht umhin, zu bejahen.

Eine Viertelſtunde ſpäter verabſchiedete ich mich mit aufrichtigem Dank von meinem liebenswürdigen Gaſtgeber, ſchritt wiederum zwiſchen den tief ſich verneigenden Reihen der Dienerſchaft durch die große Vorhalle, gefolgt von den Fackelträgern, die mir die Treppe hinab zu meinem Wagen leuchteten.

6.

Türme des Schweigens.

1906.

Nur wer Monate hindurch die ungeheure Monotonie der innerindischen Ebenen gekostet hat, ist recht vorbereitet für den berauschenden Schönheitszauber, den Bombay, „das Eiland der Palmen und Paläste", ausströmt.

Ich komme aus dem winterlichen Dekhan, die Seele bis in die Tiefen erfüllt von der düsteren Schwermut, die über diesem unseligen Lande liegt. Wie eine unwiderstehliche Hypnotisierung wirkt es, wenn man Tag um Tag, mit kaum merklichem Wechsel der Grundzüge des Bildes, die gleichen endlosen Flächen um sich gebreitet sieht, überstreut mit dunklem Basaltgeröll und versengt von einer mitleidlosen Sonne. So weit das Auge wandert, kämpft in dem mühsam aufgefurchten Erdreich ein dünnes Getreide den Verzweiflungskampf gegen die hoffnungslose Dürre, oder es entsprießt nur dorniges Gestrüpp dem Gestein, und halbverhungertes Vieh schleicht müden Ganges dazwischen umher. Ein unermeßliches Schweigen liegt in dem Rund, über dem am ehernen Himmel der glühende Feuerball seinen Bogen zieht, wie er es seit Jahrmillionen getan, und es ist zuweilen, als verspüre man in dem leisen Fluten des Monsuns, des Monate hindurch immer gleichen Luftstromes, der von Nordost über die Ebenen dahinstreicht, unmittelbar und körperlich das ewig gleiche Fließen der Zeit. Vollends in der rätselvollen Stunde, wo die Sonne versinkt. Ein blutig glühender Ball, hängt sie im Nebel des indischen Staubdunstes dicht über dem Horizont, wie zögernd vor dem letzten Schritt. Noch ist in Wirklichkeit

der ganze Himmel erfüllt von ihrem Licht, aber dieses Licht ist unsagbar düster in seiner Stimmung. Der vom Horizont umkreiste Erdraum, in dessen Mittelpunkt unser Fuß ruht, ist seltsam zwiegeteilt. Schauen wir nach Osten, von der Sonne weg, so blicken wir auf die beleuchteten Seiten der kleinen und kleinsten Bodenerhebungen: der Ackerfurchen, der Geröllblöcke, der leisen Wellungen der Ebene, und sehen dies alles in ein dämmeriges Violett getaucht, in dem die Formen aller Dinge sonderbar mystisch sich lösen und verschwimmen und der Erdrand unmerklich in den Himmel übergeht. Wenden wir uns jedoch nach der andern Seite, der Sonne zu, wo wir die beschatteten Hänge jener kleinen Unebenheiten vor uns haben, so gewahren wir plötzlich statt dessen, fast erschreckend, eine tiefdunkle Fläche, messerscharf gegen die blendende, messinggelbe Glut der Umgebung der Sonne am Himmel abgesetzt und im Kontrast zu ihr geradezu schwarz. In diese tödliche Schwärze, wie eine Flut von Pech, taucht die düstere Sonne langsam hinein. Jetzt ist ihr letzter Glutpunkt verschwunden; noch ein kurzes, brennendes Nachleuchten des westlichen Firmaments, dann stülpt sich die Nacht der Tropen, rasch wie eine zuschnappende Falle, über die Welt und uns, und das Herz erschauert unwillkürlich, wie im Vorgefühl des Todes, der uns allen ebenso sicher ist, wie diese Nacht diesem Tage war. —

Nun aber wandele ich am Meeresstrande von Bombay. Der höchste sinnliche Reiz der Formen, der Farben und des Lebens vereinigt sich in dem Blick, der vor uns liegt, wenn wir in der Abendkühle auf dem Sandstrand von Colaba nordwärts längs der See dahinwandern. In wunderbar eleganter Linie schwingt sich der große Bogen der Küste, um jenseits der silberglänzenden Fläche der Backbay in den Hügelzug von Malabar-Hill überzugehen. Lebhaft erinnert dieser ferne Stadtteil an die Bilder italienischer Gestade; aus dem dunklen Grün seiner Gärten leuchten dichtgedrängt und übereinander emporsteigend die luxuriösen Villen der reichen Einwohner von Bombay herüber; jener, meist dem Stamm der Parsi angehörigen Geldaristokratie, die zu den reichsten der Erde zählt. Auf dem diesseitigen Ufer der Backbay begleitet uns

die prachtvolle Flucht der großartigen öffentlichen Paläste, in denen die Weltmacht Englands hier an der Schwelle ihres indischen Reiches einen königlichen Ausdruck findet. Durch die weiten Parkflächen davor gleiten lautlos auf Gummirädern die reichen Gespanne der „guten Gesellschaft", die hier die Abendkühle der Meerbrise aufsucht, sauchen die Automobile und rollen die langen Züge der Bombay-Baroda- und Central-India-Bahn. All das übergossen von der Glut der langsam zum Meeresspiegel hinabsteigenden Sonne. Auf dem breiten weißen Sandstrand selbst aber, wo die langen glänzenden Wogen fächerförmig vorwärts schießen und sich wieder zurückziehen, wandeln Scharen von betenden, die Natur anbetenden, Parsen. Sie sind in Röcke europäischen Schnitts gekleidet, tragen jedoch die eigenartige Parsikappe aus dunklem Glanzstoff auf dem Kopfe. Ruhigen Schrittes kommen sie über die Kaitreppen herabgestiegen bis zum Rande der Flut. Hier beugen sie sich nieder, berühren mit den flachen Händen die Oberfläche der nächsten Welle und netzen sich damit das Antlitz. Sie küssen dann, nach verschiedenen Himmelsrichtungen sich niederwerfend, die Erde. Hierauf erheben sie sich, um eine heilige Schnur abzuknüpfen, die sie um den Leib tragen; sie ziehen sie durch die Hand, messen sie ab wie eine Art Rosenkranz und binden sie schließlich unter religiösen Formeln wieder um. Endlich stehen sie oder sitzen sie auf den Ufersteinen noch lange, im Anschauen des melodisch rauschenden Meeres und der Sonne, halblaut Gebete vor sich hinmurmelnd und anscheinend völlig versenkt in das All der Natur. Auch Frauen sind zuweilen darunter, in die wundervollen langen Schleiergewänder ihrer Tracht gehüllt. Oft ist diese von einem tiefleuchtenden Rot, so daß sie wie brennende Feuerpunkte in der Landschaft stehen. Es ist ein Schönheitsglanz in diesem allabendlichen Gemälde des Strandes von Bombay, wie er uns auf der Erde nur selten begegnet.

Aber auch diesem strahlenden Bilde ist ein Hintergrund des Todes, des Vergehens beigefügt, von seltsamem Ernst, ja in seinen Formen so fremdartig für unser Gefühl, daß er für manche Gemüter den Gipfel des Entsetzens und Abscheus vorstellt.

Unſer Blick folgt dem langſamen Kreiſen einiger Geier, die hoch in den Lüften über die Backbay hinüberziehen. Dort, jenſeits der Bucht, auf der höchſten Höhe des Höhenzuges, verborgen von dem Grün der Wipfel, aber, wie jeder weiß, unmittelbar inmitten der üppigſten Gärten und Villen, liegen die „Türme des Schweigens", das letzte Ziel der irdiſchen Wanderung der Parſen und wohl die ſonderbarſte Grabſtätte der Welt.

Die Parſen ſind Nachkommen alter Einwanderer aus Perſien, die einſt, nach der Zerſtörung des Saſſanidenreiches, mohammedaniſchen Glaubensverfolgungen in ihrer Heimat entflohen und, im zehnten Jahrhundert etwa, nach Indien kamen. Ihre Hauptmaſſe lebt jetzt in und um Bombay, und obwohl in der Dreihundert-Millionen-Menge der indiſchen Bevölkerung nur ein verſchwindender Bruchteil (noch nicht 100000 nach dem letzten Zenſus), haben ſie es durch ihre Intelligenz und ihren Geſchäftsgeiſt zu einer hohen Bedeutung in der indiſchen Welt gebracht. Durch Handel mit Europa und neuerdings auch durch einheimiſche Induſtrie ſind viele von ihnen in den Beſitz außerordentlicher Reichtümer gekommen. Die Zahl der Bombayer Parſi-Millionäre iſt groß. Ihr Einfluß in der Stadtverwaltung iſt nahezu ausſchlaggebend. Sie ahmen ſeit langem europäiſche Lebensgewohnheiten nach; ſie bauen ſich üppige Landhäuſer europäiſchen Stils, haben die koſtbarſten Automobile, ihre Frauen machen Konverſation in Franzöſiſch und Engliſch und ſpielen Klavier; ihr Sinn für Wohltätigkeit und ihre Opferwilligkeit für gemeinnützige Zwecke hat Bombay, das ſie gewiſſermaßen als ihre Stadt anſehen, mit zahlloſen Stiftungen ausgeſtattet und mit Bauten und Denkmälern geſchmückt. Daneben aber haben ſie doch ihre alte, aus Perſien mitgebrachte Religion und religiöſe Sitte bis auf den heutigen Tag bewahrt. Dieſe Religion geht in gerader Linie auf den uralten Naturdienſt Zarathuſtras zurück und prägt ſich aus in einer Verehrung der Elemente, insbeſondere des heiligſten, des Feuers. Sie beten es an in der Geſtalt der Sonne, aber auch der irdiſchen Flamme. Noch heute ſoll auf einem Altar des Haupttempels in Bombay dasſelbe heilige Feuer brennen, das ihre Vorväter

einst vor tausend Jahren aus der Heimat mitgebracht haben und an dem alle andern Tempelfeuer entzündet werden. Priester hüten und nähren es in einem unterirdischen Raume unter Hymnengesang und Verbrennung von Weihrauch.

Merkwürdig rein und edel erscheinen uns heute fast alle äußeren Formen, in denen diese Religion uns entgegentritt. Und höchste Reinheit des Empfindens ist eigentlich auch der Grundgedanke, der zu der, für unser unvorbereitetes Gefühl so schauerlichen Bestattungsart ihrer Toten führt, die sich hinter den geheimnisvollen Mauern der „Türme des Schweigens" vollzieht.

Für die Überzeugung des Parsi ist nur die Seele des Menschen von wirklicher Bedeutung, der Körper nach dem Tode eine wertlose Hülle, deren Auflösungsprozeß eine widerwärtige Häßlichkeit ist. Bestattet man diesen vergehenden Körper im Boden, so befleckt man damit das reine Element der Erde; verbrennt man ihn, so besudelt man das heilige Feuer; wirft man ihn ins Meer oder in den Fluß, so geschieht das gleiche mit dem Wasser; überließe man ihn endlich der Verwesung unter freiem Himmel (abgesehen davon, daß derartiges sanitär sich von selber verbietet), so würde das Element der Luft damit entweiht werden. So sind die Parsen auf den Gedanken gekommen, ihn — den Geiern zum Fraß vorzuwerfen. Die berühmten „Türme des Schweigens" sind die den Vorgang selbst dem menschlichen Blick entziehenden Stätten, wo die Körper der Dahingeschiedenen diesen seltsamen Totengräbern ausgesetzt werden.

In etwa halbstündiger Fahrt bringt uns ein Kutschwagen aus dem europäischen Geschäftsviertel der Stadt nordwärts um die Bai herum an den Fuß von Malabar-Hill. Hier steigt eine gutgehaltene Straße, die Gibbs-Road, rasch empor und entrollt uns nach links, nach Osten, in immer reicherer Schönheit das wahrhaft wundervolle Bild der leuchtenden Meeresbucht und der riesigen Stadt dahinter, während im Westen die dichte Vegetation tropischer Gärten den Weg begleitet. Jetzt öffnet sich innerhalb dieser letzteren zu unserer Rechten ein breites Gittertor, an dessen Pfeilern angeschrieben steht: „Parsee

only admitted" (Nur Parsi zugelassen). Wir haben uns jedoch eine Erlaubniskarte besorgt, und so rollt unser Wagen ungehindert hindurch.

Staunend sehen wir uns aus der menschenbelebten Stadt plötzlich hineinversetzt in die Einsamkeit eines halbwilden Parks, den große, dichtwipflige Bäume beschatten. Eine hohe Felswand aus mächtigem Blockgetrümmer steigt ernst vor uns empor. Üppiges Schlinggewächs hängt daran hernieder, einzelne Palmen, tiefgrüne Mangos und Feigenbäume mit phantastisch wirren, wie aus Stricken zusammengedrehten Stämmen sind malerisch zwischen dem Gefels verteilt, und auf der von hier unersteiglichen Höhe werden Mauern und einige weiße Gebäude sichtbar. An einem Wärterhause hält unser Wagen; wir müssen ihn verlassen und gelangen nun, von dem Wächter geleitet, an den Fuß einer breiten, weißgetünchten Freitreppe, die zwischen zwei Reihen blühender Topfgewächse aufwärts leitet. Sie führt zu einem neuen Toreingang von weißer Farbe empor, dem Zutritt zur Hochfläche, auf der die Türme liegen. Schon der wilde Felsenpark unten gemahnt an die Phantastik einer tropischen Opernausstattung; hier, wenn man so allein — der Wächter bleibt unten zurück — auf der stillen, weißen Treppe emporsteigt, in dem vollen Gefühl des Sonderbaren, das uns erwartet, ist es vollends eine Art mystischer Stimmung, die einen überkommt, als würde man von unsichtbaren Mächten stufenweise in die Geheimnisse einer freimaurerisch-feierlichen Tempelstätte eingeführt.

Oben am Torbogen empfängt uns, aus einem dahintergelegenen Hause tretend, ein schneeweiß gekleideter Parsi mit stummem Gruß. Er ist nun unser Führer. Zunächst zeigt er uns am Wege einen niedrigen, weißgetünchten Steinpfeiler, in dem ein kleiner eiserner Sicherheitsschrank eingemauert ist. Dieser enthält die Schlüssel der „Türme des Schweigens". Dann schreiten wir auf verschlungenen, von blühenden Blumen eingefaßten Gartenwegen über die Hochfläche, die abseits von diesen Wegen eine dichte Wildnis von Bäumen und Sträuchern ist. Regellos in dieser Wildnis verteilt liegen die Türme. Sie sind so niedrig, daß nirgendwo von der Stadt aus etwas von ihnen zu

sehen ist; der höchste ist kaum höher als acht Meter. Ihnen näher zu treten als auf dreißig Schritt ist durch Tafeln untersagt. Es sind eigentlich weniger Türme, als flache, kreisrunde, weißgetünchte Wälle, gleichsam riesige, oben offene Opferschalen, in denen die Körper den Geiern dargeboten und so in den großen Kreislauf der Materie zurückgeleitet werden. Sie haben nur eine einzige, etwas über dem Boden erhabene und streng verschlossen gehaltene Tür. Auf den Bäumen rings um sie und auf ihrem Mauerrande hocken in Mengen die großen schwarzen Geier mit ihren nackten Hälsen in starrer Unbeweglichkeit.

Einer Bestattung selbst darf der Nichtparsi nicht beiwohnen, doch der Führer erklärt uns den Vorgang. Wenn der Körper des Verstorbenen aus der Stadt zum Eingang des Felsengartens gebracht ist, wird er auf eine Bahre gelegt und von vier Leuten, die man Nasr-Salar oder die „Träger des Todes" nennt, die Treppe hinaufgebracht. An die Bahre schließt sich, weiß gekleidet, zu zwei und zweien, der Zug der Leidtragenden an. Aber noch vor ihnen, unmittelbar hinter der Bahre, sieht man zwei langbärtige Männer einherschreiten. Das sind die einzigen, die das Innere des Turmes betreten dürfen, um den Körper dort niederzulegen. Ihr Geschäft erbt sich vom Vater auf den Sohn fort und schließt sie aus von der sonstigen menschlichen Gesellschaft. Auch sie aber müssen, wenn ihr Amt vollzogen und der Turm wieder geschlossen ist, ihre nur bei dieser Gelegenheit getragenen Kleider wechseln und eine feierliche Reinigung vornehmen.

Trotz dieser Unnahbarkeit der „Türme des Schweigens" wissen wir ganz genau, wie es in ihnen aussieht. An einem großen Modell, das in einem Hause gezeigt wird und vor einem Menschenalter zur Belehrung des Prinzen von Wales, des späteren Königs Eduard VII., hergestellt wurde, erläutert uns der Führer ihre Einrichtung. Das Innere ist eine von der Umwallung etwas überragte Plattform, die sich flach trichterförmig nach einem Zentrum zu senkt. Das Zentrum ist eingenommen von einem offenen, senkrechten, zylindrischen Schacht, ähnlich einem Brunnen. Der Bereich der Plattform zeigt einen dreifachen Kranz flacher, viereckiger Vertiefungen, die sich konzentrisch um

die Brunnenöffnung herumordnen und bei dem äußerſten Ring am größten, bei dem innerſten am kleinſten ſind. Die Vertiefungen der äußerſten Reihe ſind die Plätze für die verſtorbenen Männer, die der mittleren für die Frauen, die der innerſten für die Kinder. Sobald der Leichnam — völlig nackt — auf ſeine Stelle gelegt iſt und die Männer den Turm wieder verlaſſen haben, ſtürzen ſich die Geier darauf, und binnen einer halben Stunde iſt nur noch das ſauber präparierte Skelett vorhanden. Luft und tropiſche Sonne trocknen dieſes ſchnell, ſo daß es, wenn nach einiger Zeit die Totenwächter kommen, um es mittels beſtimmter Werkzeuge aus den Vertiefungen zu nehmen und in den Schacht im Innern zu werfen, ſchon faſt von ſelbſt zu Staub zerfällt. In der Tiefe des Zentralſchachtes ſchlummern dann die letzten irdiſchen Reſte der Parſen; arm und reich miſchen ſich hier, wie Zarathuſtra es gewollt, ohne Unterſchied im Tode; die Seele aber iſt längſt zu lichten Regionen emporgeſtiegen.

Der Gedanke an das einſtige Schickſal ſeines Körpers hat für den lebenden Parſen nichts Schreckhaftes. Und wenn wir ehrlich ſind, müſſen wir uns ſagen, daß die Vorſtellung von dem unſichtbaren Beſeitigungsvorgang hinter jenen weißgrauen Mauerringen in Wahrheit nicht ſoviel widriger iſt als die, die wir uns von dem unſerer chriſtlichen Erdbeſtattung in den verborgenen Tiefen des Bodens folgenden Auflöſungsprozeß machen müſſen. Ich jedenfalls konnte mich, zwiſchen den großen brennenden Blumen in dieſem ſtillen Garten umherwandelnd, dem Eindruck einer mächtigen, wenn auch fremden und wilden Poeſie nicht entziehen, und ich bewahre noch heute die weiße Roſe, die mir der weißgewandete Führer dort zum Abſchied von einem der Büſche brach.

7.
Sonnenfinſternis.

I. 1896.

Zweimal, ungewöhnlich kurz hintereinander, 1896 und 1898, fand in den neunziger Jahren eine totale Sonnenfinſternis ſtatt. Beidemal vergönnte mir ein günſtiges Geſchick, dies ſeeliſch ſo eindrucksvolle Schauſpiel mit anzuſehen, obwohl die Bereiche der Sichtbarkeit in grundverſchiedenen Gegenden unſeres Erdballs lagen. Die eine erlebte ich oben am Geſtade des nördlichen Eismeers, unter 70 Grad Breite; die andere unter dem Tropenhimmel Zentralindiens.

Es möge hier von beiden erzählt werden; denn in der Nebeneinanderſtellung der beiden Eindrücke, in ihren Unterſchieden ſowohl wie gerade wiederum auch in ihren Gemeinſamkeiten, lag nach meiner Empfindung ihr Hauptreiz. Doch müſſen wir dann einmal von dem Grundſatz abweichen, hier nur von denjenigen meiner Reiſen zu hören, die ich noch nicht in Buchform geſchildert habe. Die Darſtellung der Sonnenfinſternis am 9. Auguſt 1896 entnehme ich meinem Buche „Zum ewigen Eiſe" (Berlin 1897, S. 243 ff.). Wir kamen damals mit dem norwegiſchen Dampfer „Erling Jarl" von einer Eismeerfahrt aus dem höchſten Norden zurück und landeten am 7. Auguſt in dem jenſeit des Nordkaps am Varanger-Fjord gelegenen norwegiſchen Städtchen Vadsö. Der Hafen Vadsös bot in dieſen Tagen einen ungewöhnlichen Anblick dar. Das große Ereignis der totalen Sonnenfinſternis hatte eine ſolche Zahl von Schiffen an dieſen entlegenen Ort zuſammengeführt, wie er gewiß nicht oft an ſeinen Ufern geſehen hat.

Die Totalität war nur in einer schmalen Zone sichtbar, die 320 Kilometer nördlich von Schottland auf freiem Meere begann und das nördliche Norwegen in der Gegend von Bodö südlich von den Lofoten traf. Sie zog in nordöstlicher Richtung durch das Innere Norwegens hindurch zum Varanger-Fjord, so daß das Nordkap nördlich davon blieb. Von Norwegen aus reichte der Gürtel der totalen Verdunkelung über das Eismeer nach Sibirien und Japan, um dann im Großen Ozean wieder auszulaufen. Wissenschaftliche Expeditionen hatte man daher vor allem nach Japan und nach Norwegen gesendet, und zwar hatte man für letzteres nicht das weit leichter zu erreichende Bodö als Beobachtungsort gewählt, weil dort die Sonne zur Zeit ihrer Verdunkelung sehr nahe am Horizont stand, sondern das nördlicher gelegene Vadsö, wo sie beim Beginn der Finsternis (5 Uhr 55 Min. 37 Sek. Ortszeit) eine Höhe von 15 Grad erreichte.

In den Straßen Vadsös wimmelte eine internationale Bevölkerung; allerdings überwogen dabei die Engländer so sehr, daß man hätte glauben können, in einem kleinen Hafenstädtchen Englands zu sein. In Reihen und Gruppen schlenderten die Matrosen der „Active", „Champion" und „Calypso" durch die Gassen oder betranken sich heimlich hinter den Häusern; höhere Offiziere im Ordensschmuck kamen vom Gastmahl im Gouvernementsgebäude; männliche und weibliche Touristen starrten, den roten Baedeker in der Hand, in die dürftigen Schaufenster der Kramläden oder stauten sich am Postamt. Auf einem freien Platze fand eine Art Kirmes statt. Freilich, die Erwartung originaler, volkstümlicher Vergnügungen, die ich im voraus gehegt hatte, wurde sehr enttäuscht. Es war eine der auch bei uns so beliebten Schießhallen da; eine große Leinwandbude enthielt eine Serie von wahrhaft scheußlichen Bildern einer Mordtat mit pünktlich eintretender Sühne, die mich lebhaft an die kleinstädtischen Jahrmarktsfreuden meiner Jugend erinnerten; den Hauptanziehungspunkt der Mädchen und der jungen Burschen bildete ein Karussell, das mit seinen steifen Holzpferden, seinen Kutschen und seinen Ampeln aus bunten Glasperlen sich in nichts von den auf unsern Dörfern umherziehenden unterschied; und die

erste Melodie, die uns aus der begleitenden Drehorgel entgegentönte, war tatsächlich: „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion!"

Bei weitem der größte Teil der wissenschaftlichen Beobachter der Sonnenfinsternis waren englische Gelehrte, darunter Männer von Weltruf, wie Sir Robert Ball, Norman Lockyer, Copeland u. a. m. Eine große Anzahl von Assistenten, auch mehrere gelehrte Damen mit gewaltigen Brillen, begleiteten sie, und eine Fülle verwickelter und wertvoller Apparate, darunter ein Fernrohr von 36 Fuß, waren mit sehr großen Kosten an diesen abgelegenen Ort geschafft worden. Die Arbeiten waren nach einem bestimmten Plane organisiert. Hauptsächlich sollte es diesmal auf photographische Aufnahmen des Sonnenbildes ankommen. Auch die Plätze der einzelnen Expeditionsstäbe waren tagelang vorher verteilt worden. Die Mehrzahl der Astronomen hatte ihre Zelte, Beobachtungshütten und Geräte auf den Hügeln im Norden Vadsös aufgestellt; Norman Lockyer beobachtete jenseit des Varanger-Fjordes; die „British Astronomical Association" unter Leitung Sir Robert Balls hatte das kleine Plateau der vor dem Hafen gelegenen Insel ausersehen. Außer den englischen waren mehrere schwedische und norwegische Expeditionen vertreten. Einer ihrer Führer war Professor Mohn, der Direktor des meteorologischen Zentral-Observatoriums in Kristiania, der weiter östlich am Varanger-Fjord seine Instrumente aufgestellt hatte. Er suchte namentlich durch selbstregistrierende Apparate die Temperatur- und Luftdruckveränderungen während der Dauer der Totalität festzustellen.

Unter uns Deutschen hatte besonders Professor Kahlbaum aus Basel ernste astronomische Absichten; er hatte sich ein wertvolles Instrument: Fernrohr und Kamera, mitgebracht, ebenfalls um die Sonne zu photographieren. Mit ihm und andern Reisegefährten des „Erling Jarl" wählte ich meinen Standpunkt auf dem kleinen Inselberge vor dem Hafen, während ein anderer Teil von uns sich die Beobachtungsplätze des Festlandes ausersah. Schon am Nachmittag des 8. August bot das steinige Plateau unseres Standortes einen wunderlichen Anblick;

es glich einem wahren Feldlager: hier und dort waren Zelte verteilt, dazwischen lagen Kisten und Ballen in allen Größen. Der ganze Raum war bestreut mit dreibeinigen Stativen, auf denen die verschiedentlichen Fernrohre wie Maximekanonen saßen. Wo irgendeine ebene Steinplatte oder ein paar glattgewitterte Felsblöcke zwischen dem Gras und Moos einen guten Platz boten, da hatte sich bereits einer der englischen männlichen oder weiblichen Astronomen eingenistet, seine Photographier-Apparate, seine Thermometer, Barometer, Aktinometer und andere nur dem Fachmann enträtselbare Instrumente aufgestellt oder den Ort wenigstens durch eine mit Steinen beschwerte Visitenkarte als den seinigen bezeichnet. Mit größter Umsicht hatten die Leiter der British Astronomical Association auf unserm Inselchen ihre Vorbereitungen getroffen. Am fernen nordöstlichen Horizont war auf einem Bergrücken, an der Stelle, wo für Vadsö um diese Jahreszeit die Sonne aufging, eine Fahne angebracht worden. Sie hatten ferner die sehr dankenswerte Einrichtung ins Auge gefaßt, daß während der Sonnenfinsternis durch verschiedene laute Signale auf die Sekunde genau die einzelnen Phasen des Vorgangs über den ganzen Hügel hin kundgegeben werden sollten: der Anfang der partiellen Verfinsterung durch ein Trompetensignal, die Hälfte derselben durch ein anderes, der Eintritt der Totalität durch einen Pistolenschuß, ebenso das Ende. Während der Dauer der Totalität sollte ein Ausrufer die Sekunden, von zehn zu zehn, laut zählen. Eine Matrosenkette wehrte einige Stunden vor Beginn den übrigen Sterblichen den Zutritt zu den Beobachtungsstätten.

Leider wurden die Aussichten für das Gelingen der Beobachtungen schon am Nachmittag des 8. August durch Verschlechterung des Wetters trüber und trüber. An Schlafengehen dachte in der Nacht vom achten zum neunten bei uns niemand; alle halbe Stunde liefen wir auf Deck und beobachteten beklommen in der matten Dämmerung eine stete Zunahme der Bewölkung. Um 1 Uhr regnete es sogar leise.

Trotzdem machten wir uns gegen halb vier von Bord nach unsern verschiedenen Richtungen hin auf den Weg zu den Beobachtungsstand-

orten. Von allen Schiffen des Hafens ſah man die Boote abſtoßen, bis zum Rande mit Menſchen beladen, die den gleichen Zielen zueilten. Auf unſerm Hügel wimmelte es bereits von Beobachtern. Mit eifriger Erregung wurde bemerkt, daß der Himmel ſeit der letzten Stunde entſchieden ſich aufzuhellen begonnen hatte. Die mit langſamem Winde von Südweſt nach Nordoſt ziehenden Wolken zeigten hier und dort Lücken, durch die ein mattbläulicher Himmel ſchien; aufmerkſam wurde die Wanderung dieſer Lücken über den Himmel verfolgt, und wenn einmal in der Nähe jener Stelle, wo die Sonne zur Zeit des Ereigniſſes ſtehen ſollte, ein Himmelsfleckchen ſichtbar blieb, ſo flammten die optimiſtiſchſten Hoffnungen hell empor.

Ich hatte mir einen ſehr guten Platz dicht neben dem wiſſenſchaftlichen Hauptquartier der Geſellſchaft erwählt. Ich ſaß bequem auf einem mooſigen Steine; zu meinen Füßen ſtürzte das Ufer in ſteilen, an Rivieraformen erinnernden Felsbildungen zum Varanger-Fjord ab. Einige Ziegen, weiße und ſchwarze, weideten unter meinen Füßen ohne Ahnung davon, daß ich ſie längſt als Verſuchstiere für die pſychiſchen Wirkungen der Sonnenfinſternis auf Lebeweſen ins Auge gefaßt hatte. Gegenüber, in weiter Ferne, ſtiegen die jenſeitigen Ufer des Fjordes in maleriſchen Formen auf; die Waſſerfläche dazwiſchen bot ein prachtvolles Feld, um das Nahen des Mondſchattens zu ſehen.

Bekanntlich ſoll der Anblick des letzteren mit am meiſten zu dem mächtigen ſeeliſchen Eindruck einer totalen Sonnenfinſternis beitragen. Ein furchtbares, ſchwarzes Etwas brauſt mit der Schnelle eines raſenden Gewitterſturmes heran, ſo daß Bewunderung und Entſetzen zugleich ſelbſt den darauf gefaßten Beobachter ergreift.

Auf unſerm Hügel herrſchte ſchon lange vor Eintritt des großen Ereigniſſes eine feierliche Stimmung. Die Sonne mußte längſt aufgegangen ſein, aber ſie blieb hinter ſchweren Wolken. Trotzdem ſank von dem Augenblick, da das Trompetenſignal den für uns unſichtbar bleibenden Beginn der partiellen Verfinſterung, den erſten Eintritt des Mondſchattens in die Sonnenſcheibe, verkündigte, überall das Geſpräch zum Flüſtern herab. Rührend war es — ein rechtes Zeichen

für die ehrliche Bemühung des Menschen, dem Wesen der Dinge näher zu kommen, wäre es auch nur um den kleinsten Schritt —, wie die Astronomen ohne Ausnahme bis zum letzten Augenblick ihre Instrumente mit äußerster Sorgfalt richteten, obwohl eine Aussicht auf einen brauchbaren Blick durch den Wolkenschleier in Wahrheit nicht mehr vorhanden war.

Die Spannung wuchs in der langen Dauer der Teilverfinsterung. Bemerklich wird die Abnahme des Lichts auf der Erde für das Auge erst dann, wenn der Mond etwa zwei Drittel der Sonne bedeckt hat.

Alles spähte danach. Plötzlich ging eine Bewegung durch die Menge:

„Die Sonne, die Sonne! Da, da!"

Nicht gerufen wurde es, sondern geflüstert, aber so eindrucksvoll, daß man in den Stimmen das Herz klopfen hörte. Am Himmel erschien in einer Wolkenlücke die Sonnenscheibe, blaß, mit schwachem Licht, und siehe, sie war bis über die Hälfte verdunkelt, der Sichel des Mondes im letzten Viertel gleich. Wie eine kleine Barke inmitten hochgehender Wellen bald sichtbar wird, bald wieder hinter den Wogenrücken verschwindet, so schwamm die Sonnenscheibe am Himmel, verdeckt hinter Wolken und wieder erscheinend. Leider aber nur für ganz kurze Zeit; dann schloß sich die Wolkenwand wieder zusammen.

Jetzt war es soweit, daß die Verdunkelung merkbar werden mußte. Tatsächlich lag bereits eine eigenartige matte Dämmerung über der Gegend. War sie schon vom Mangel des Sonnenlichts über den Wolken, oder nur von der Verdichtung dieser letzteren erzeugt? Es ist schwer, die Erregung zu schildern, mit der jede Schattierung des Dunklerwerdens verfolgt wurde. Bald aber konnte kein Zweifel bestehen: der Tageslauf kehrte sich um, es dunkelte erheblich. Auch die Ziegen wurden aufmerksam und hörten auf zu fressen. Wunderlich berührte es, als in diesen Momenten drei große, schwarze Kolkraben mit lautem Gekrächz über den Varanger-Fjord herüberflogen.

Die Dämmerung nahm immer mehr zu, und alles spähte nach dem Horizont, um das Herannahen des Kernschattens zu sehen. Eine junge Engländerin sprang plötzlich aufgeregt von dem Stein, auf dem

sie gesessen, empor und stürzte so hastig an den schon undeutlich gewordenen Klippenrand vor, daß sie bei einem Haar dicht neben mir hinuntergestürzt wäre. Die Luft bekam noch mehr Durchsichtigkeit, als sie sonst schon im Norden hat; in der fahlen Dämmerung flossen die Nähen und Weiten in eins, so daß der dunkelgrüne Rasen des Ufers, die Klippen und die grauschwarze See tief unten unmittelbar unter meinen Füßen zu sein schienen. Das Thermometer, das neben mir im Grase lag, fiel ganz langsam von Grad zu Grad; schon wurde es schwierig, die Skala zu erkennen.

Dann kam der Höhepunkt! Der Kernschatten des Mondes war ja nicht klar umrandet, da Wolken über uns ihn absingen; ein Heransausen desselben über die See sahen wir also nicht, aber wir fühlten sein Nahen wie eine Ahnung. Die fernen Berge des jenseitigen Fjordufers verschwammen auf einmal völlig mit dem finsteren, blauschwarzen Himmel; düster, unsäglich düster wurde die See, und man hatte die Empfindung, als ob auch auf ihr plötzlich jede Welle sich glättete. Wie eine erstarrte bleierne Masse lag das Meer da.

Jetzt krachte der Schuß, der den Beginn der Totalität ankündigte. Wie Gespenster in unheimlicher Felswildnis erschienen die regungslosen Menschen ringsherum. Kein Laut wurde in der ganzen Natur hörbar. Um so seltsamer klang die Stimme des Mannes, der die Sekunden der Totalität von zehn zu zehn ausrief. Schrecken — wie so oft erzählt wird — habe ich nicht empfunden, nur eine seltsame Gespanntheit, welche die Verstandes- und Willenstätigkeit lähmte und einzig das staunende Gefühl walten ließ; es war ein halb bewußtloses Starren ins Dunkle, Unfaßbare!

Kaum möglich ist es, den Anblick der Landschaft in den Augenblicken der Totalität zu schildern. Man stellt sich wohl die Schattenlandschaften der Unterwelt so vor. Es war durchaus nicht Nachtdunkel, sondern eine schaurige Dämmerung: die Gegenstände blieben sichtbar, aber sie schienen fahl, wesenlos, die Felsen wie Wolkengebilde, die Wolken glatt, grau wie die See. Auch verschwanden nicht alle Farben am Himmelsgewölbe; es schien vielmehr, als fingen die fernsten

Wolken vor uns ſchon wieder das hinter dem vorüberwandernden Mondſchatten neu erſtrahlende Licht auf, ehe noch am gegenüberliegenden Horizont der letzte Sonnenſchimmer erblichen war. Faſt grauſig war kurz nach Beginn der Totalität im Nordweſten, wo tief am Horizont der Himmel wolkenfrei war, ein intenſives gelbgrünes Leuchten anzuſehen. Ein zitternder Schimmer fiel von dort über den Hintergrund des Varanger-Fjords.

Da ertönte ein zweiter Schuß; die totale Finſternis war vorüber!

Wie ſeltſam doch die Menſchennatur iſt: Wenn dieſe Schilderung auch nur ein unvollkommenes Stammeln ſein kann, ſo entnimmt der Leſer aus ihr doch gewiß das eine, daß die Finſternis einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Darüber bin ich mir aber nachträglich erſt recht klar geworden. Während der Dauer der Totalität ſelbſt war die Spannung, oder ſoll ich ſagen der Durſt nach noch tieferer Aufregung, ſo groß, daß ich immer noch nicht glaubte, in der eigentlichen Finſternis zu ſein, und immer erwartete, ja erſehnte, es würde noch viel dunkler und ſchauriger werden. Erſt der zweite Schuß belehrte mich, daß die Kulmination ſchon vorüber ſei, und geradezu mit einem Gefühl des Bedauerns ſah ich es wieder heller werden.

Scheinbar viel ſchneller, als es dunkel geworden, gewann das Licht ſeine frühere Kraft zurück. Wie aus Nebelſchleiern tauchten die Gegenſtände hervor, und ebenſo raſch war auch bei den Lebeweſen das Gleichmaß des Gemütes wieder da. Meine Ziegen fraßen binnen wenigen Minuten ruhig weiter, und die Menſchen ſchauten einander lächelnd an. Mein Thermometer ſtieg in etwa 10 Minuten um 5 Grad; einen Grad höher, als es vorher gezeigt hatte.

Prachtvoll war der tapfere Gleichmut und die fröhliche Zähigkeit, mit der die Aſtronomen die Vergeblichkeit ihrer großen Mühen hinnahmen. Keine Klage wurde laut. Ruhig packten ſie ihre Inſtrumente zuſammen, und ein hübſcher junger Mann mit klugem Geſicht, der unweit von mir beobachtet hatte, zuckte, als ein Genoſſe ihm zurief: „Das war ein Reinfall!“ mit ruhigem Lächeln die Achſeln und ſagte:

„Denken wir an die nächſte!“

II. 1898.

Keine Vorahnung sagte mir damals, daß ich selbst auch dieser nächsten Finsternis beiwohnen würde. Sie fand am 22. Januar 1898 statt. Diesmal traf der Kernschatten des Mondes die Erde im westlichen Sudan, schwebte von hier über den afrikanischen Kontinent und den Indischen Ozean und erreichte die indische Halbinsel um die indische Mittagszeit zwischen Bombay und Goa. Diese durchwanderte er dann auf einem rund 80 Kilometer breiten Streifen über Dschabalpur und Benares bis zum Himalaja, wo er über das höchste bekannte Berghaupt der Erde, den Mount Everest, hinstrich; dann zog er durch Tibet und China weiter und verließ die Erdoberfläche wieder in der Mandschurei. Die ganze ungeheure Reise legte er in ungefähr 3 Stunden zurück.

Ich befand mich zu dieser Zeit gerade in Indien. Die durch Indien führende Strecke des Totalitätsstreifens war für die Beobachtung außergewöhnlich gut gelegen. Sie war in allen Teilen für wissenschaftliche Expeditionen leicht erreichbar; ferner war nach der Jahreszeit mit beinahe hundert Prozent Gewißheit auf gutes Wetter zu rechnen, und endlich stand die Sonne zur Zeit der Totalität fast in Mittagshöhe am Himmel. Aus diesen Gründen hatte die amerikanische, die britisch-indische, ja selbst die japanische astronomische Welt — von einer deutschen Expedition habe ich leider nichts gehört — außerordentliche Anstrengungen gemacht, die so günstigen Bedingungen in der denkbar vollkommensten Weise auszunützen. Durch ganz Indien zog sich eine Kette von Beobachtungsstationen hindurch, von der Meeresküste bis zum Himalaja hinauf.

Ich selbst begab mich von Bombay in neunstündiger Nachtfahrt nach Jeur, einer kleinen Ortschaft des Dekhan an der Bahn nach Madras, in der Mitte zwischen Puna und Scholapur gelegen. Hier hatte eine Expedition der Licksternwarte von Kalifornien ihren Standort genommen, und der Leiter derselben, Professor W. Morris Campbell, hatte mir liebenswürdig die Erlaubnis erteilt, bei seinen Beobachtungen zugegen zu sein. Alle übrigen Besucher wurden durch ein starkes

Polizeiaufgebot aufs ſtrengſte ferngehalten. Das Lager befand ſich nicht bei der Station ſelbſt, ſondern ungefähr 7 Kilometer landeinwärts in unbewohnter Gegend. Mit Abſicht war es ſo angelegt worden; einmal um die Anſteckung der damals in Indien ausgebrochenen Peſt zu verhüten, zweitens aber, um jede Störung der teleſkopiſchen Aufnahmen durch etwa aufgewirbelten Staub — der in Indien in ganz andern Wolken als bei uns emporquillt — ſorgfältig auszuſchließen.

Welch ein Unterſchied zwiſchen der Landſchaft von Badsö und dieſer hier! Dort die erhabenen Uferfelſen, die über der düſteren Weite des Eismeeres emporſtiegen, alles wie vorher beſtimmt, den großen Vorgang am Firmament zu einem gewaltigen Landſchaftsſchauſpiel zu geſtalten. Hier rollte mein Wäglein von der Bahnſtation zum Camp der Aſtronomen über eine endloſe Ebene von ſtaubigem und ſandigem Boden dahin, die mit einem loſen Beſtand von niedrigen Akazien und andern blattarmen und dornenreichen Büſchen und mit dürrem, von der Hitze weißgebranntem Graſe überzogen war. Flache Geländewellen hinderten eine ausgedehnte Fernſicht; kurz, die Landſchaft war hier ſo unromantiſch wie möglich; hier war der weite, gleißende Himmel und der glühende Sonnenball Indiens allein das Weſentliche.

Nach heißer Fahrt erreichte ich das kleine Zigeunerlager des Profeſſors Campbell, deſſen Zelte zwiſchen den Bäumen verſtreut waren. Er hauſte hier bereits ſechs Wochen lang mit ſeiner jungen, allerliebſten Frau, die ihm eine tüchtige Gehilfin bei ſeinen Arbeiten war. Neue, koſtbare aſtronomiſche Inſtrumente hatten ſie aus Amerika herübergeführt; darunter fünf Spektroſkope zur Beobachtung der Veränderungen im Sonnenſpektrum während der allmählichen Verdunkelung, ferner mehrere photographiſche Teleſkope zur Aufnahme verſchiedener Teile der Korona. Unter ihnen war eines ein Rieſe von 40 Fuß Länge, das größte bisher bei einer Sonnenfinſternis zu photographiſchen Zwecken verwendete Fernrohr überhaupt. Die Größe der Mondſcheibe auf den Bildern, die es liefern ſollte, betrug nicht weniger als $4^1/_2$ Zoll.

Während der letzten Woche, nachdem die mühſame Aufſtellung der Apparate vollendet worden war, hatte ſich dem Profeſſor eine

Schar freiwilliger Assistenten, englischer Offiziere aus Bombay, zum Teil mit ihren Damen, zugesellt und war von dem Leiter in der Handhabung der einzelnen Instrumente durch zahlreiche Proben und Generalproben sorgfältig eingedrillt worden.

Jetzt in den Stunden vor der Schlacht freilich — eine treffliche taktische Maßregel — hatte der Professor sämtliche Gehilfen von den Instrumenten weggewiesen; sie sollten ihre Nerven und ihre Augen für den entscheidenden Zeitpunkt vollkommen ruhig halten. Ich fand daher zu meinem Erstaunen die ganze Astronomengesellschaft in lustiger Runde plaudernd und lachend unter ihrem schattigen Dinnerzelt. Man trank Whisky und Soda, rauchte Zigaretten, hielt den anwesenden Damen den Sonnenschirm vor das Gesicht mit der Behauptung, dies sei die totalste Sonnenfinsternis, die man sich denken könnte, und stellte Beobachtungen über den seelischen Eindruck dieses Phänomens auf die Gemüter der Männer an usw. Aber die Erregung der Stunde war doch nicht zu unterdrücken. Sie fieberte in allen und am meisten in der kleinen, tapferen Frau Campbell, die plötzlich die Hände krampfhaft zusammenballte und sagte:

„Ich wollte, es ginge los!"

Inzwischen biß die schwarze Scheibe des Mondes langsam, aber stetig ein größeres und größeres Stück aus der leuchtenden Fläche der Sonne heraus — lange ohne daß in der Fülle des brennenden Mittagslichts, das über der Gegend lag, irgendeine Veränderung bemerkbar geworden wäre.

Endlich aber wurde es doch unzweifelhaft, daß die Helligkeit sich verminderte. Ein fremdes Gefühl beschlich das Herz, ganz wie vor zwei Jahren.

Der Professor rief jetzt die Beobachter zu ihren Instrumenten; die nicht zu diesen gehörigen Zuschauer wanderten zu einem frei gelegenen Platze in der Nähe des Lagers und verfolgten mit gespannter Aufmerksamkeit die Zunahme der Dunkelheit. Unmeßbar fein, doch in größeren Zwischenräumen dem Bewußtsein deutlich wahrnehmbar

ging die Abnahme des Lichts vor sich. Sie läßt sich weder mit dem Wachsen des Abenddunkels, noch mit einer Verfinsterung durch Wolken vergleichen. Am nächsten kommt dem Vorgang noch die Betrachtung einer Gegend durch tief und tiefer getöntes, aber klares Rauchglas, wie es bei Schutzbrillen verwendet wird. Die Sonnenscheibe war bald nur noch ein feiner Goldstreif, der aber noch immer mit so blendender Kraft am Himmel strahlte, daß es nicht möglich war, ihn ohne die geschwärzte Glastafel anzusehen. Die Temperatur schien mit dem schwindenden Lichte so erheblich zu fallen, daß man fast Kühle empfand. Doch war dies eine psychische Täuschung, denn das Thermometer zeigte bisher ein kaum merkliches Sinken.

Zehn Minuten nach 1 Uhr wagten wir unsere Sonnenhüte abzusetzen — schon etwas Außergewöhnliches, was der Europäer in Indien um die Mittagszeit sonst aufs ängstlichste vermeidet. 48 Sekunden später ertönte zum ersten Male die laute Stimme des Zeitrufers über den Platz:

„Ten minutes!"

In zehn Minuten also sollte das letzte Fleckchen der Sonne verschwunden sein. Nicht nur unsere eigenen Stimmen sanken unwillkürlich zum Flüstern herab, sondern die ganze Natur schien den Atem anzuhalten. Ein Lüftchen, das vorher fühlbar gewesen, war gänzlich entschlummert, regungslos hingen die Blätter an den Bäumen, kein Zittern ging durch die Grashalme; in der Ferne heulte ein Schakal einige Male laut auf, dann schwieg er; kein Vogel flog mehr über die Ebene dahin. —

„Fife minutes!"

Ohne daß ich sagen kann, warum, stellten wir auch unser Flüstern ein; nur durch Gebärden machten wir uns noch auf einzelne Vorgänge aufmerksam. Endlich unterließen wir auch dies; ein jeder harrte für sich in ernster Aufsich-Gestelltheit dem letzten Augenblick entgegen. —

„Two minutes!" — „One minute!" —

Fremdartig sah die schon tief umdüsterte Gegend aus; die Blicke aber klammerten sich jetzt an die Sonne dort oben. Nur ein Fünkchen

von ihr glühte noch am Himmel. Unweit davon war ein wunderschöner, mildleuchtender Stern hervorgetreten — — — — —

„Full!!“

Da war die Erscheinung in all ihrer wunderbaren Herrlichkeit, die nur so wenige im Leben begnadet werden, in voller Klarheit zu sehen!

Aber wie so ganz anders trat sie ein, als alle Beschreibungen lauteten, die ich bisher gelesen. Nichts war auch diesmal von einem schreckhaft heransausenden Mondschatten zu spüren gewesen. Keine besonders tiefe Dunkelheit brach im Augenblick der Totalität herein; es blieb eine sanfte Dämmerung, wie man sie in schönen Sommernächten des Nordens erleben kann; ich konnte die Ziffern des Sekundenblättchens auf meiner Taschenuhr sehen, wenngleich nicht mehr sie lesen. Kein anderer Stern erschien weiter für das bloße Auge am Himmel, als der eine große nahe der Sonne, der die Venus war.

Hoch am untadelig reinen, dunkel-graublauen Firmament hing — ein unerhört seltsamer Anblick — ein tiefschwarzer, runder Fleck, der finstere Ball des Mondes. Rings um ihn aber floß ein sehr heller, fast weißer Lichtkranz, und von diesem aus ergossen sich die Strahlen der Korona mit einem wundervoll edlen, silberblauen oder perlfarbigen Glanz in das Himmelsdunkel hinein. Neben einer Anzahl kleinerer waren es vier große, unregelmäßig verteilte Strahlenbüschel von etwa der dreifachen Länge des Monddurchmessers; helleuchtend in der Nähe des Ringes, gegen außen sich mit unmerklicher Abschattierung verlierend. Rote Protuberanzen waren nicht erkennbar. Nichts Feuriges, nichts Majestätisches hatte die Erscheinung, die ohne jedes Flackern ruhig am Himmel stand; wohl aber eine ganz unsagbare Zartheit und Reinheit. Wie der lichte Zauberglanz, den wir uns als Kinder wohl um das Haupt einer Fee gewoben denken, so schwebte die schimmernde Strahlenkrone dort oben und erfüllte das Herz mit dem leidenschaftlichen Wunsche, zum Augenblicke sagen zu dürfen: „Verweile doch, du bist so schön!“ —

Unbeirrt durch alle Schönheit aber taten inzwiſchen die wackeren Männer der Wiſſenſchaft ihre Pflicht. Scharf und feſt erklang der kurze Ruf des Mannes durch die Dunkelheit, der die Sekunden der Totalität verkündigte; wie die Schläge eines ſtählernen Hammers fielen die einzelnen Ziffern, die den unerbittlich vorüberrauſchenden Flug der Zeit maßen, und es war, als fühlte man die Energie, mit der dort drüben die kurze Spanne ausgekauft wurde. Eine Minute verſtrich — — auch die zweite — — die Zeit war um. Sehr raſch wurde der Glanz des Lichtringes an der Seite, wo die Sonne hervorkommen mußte, heller, und urplötzlich — vielleicht war dies der ſchönſte Augenblick des ganzen Schauſpiels — brachen an verſchiedenen Stellen des dunklen Mondrandes gleichzeitig feurige Funken von ſtrahlendſtem Goldglanz hervor, die ſchnell zu einem blendenden Bogen zuſammenſchoſſen. Es war, wie wenn eine Welle von Licht zuerſt nur mit ihren höchſten Schaumperlen über einen finſteren Wall herüberleckte, dann aber ſich in vollem Strom darüber ergoß. Die Dunkelheit unten über der Erde entſchwebte raſch, aber ſo ſanft, wie ein feiner Duft ſich im Äther verflüchtigt. — —

Einige Minuten ſpäter ſtanden wir im Lager mitten unter freudeſtrahlenden Menſchen, die einander Glück zu dem diesmaligen großen Erfolge wünſchten. Da das geſamte Werk der Expedition Campbell photographiſcher Natur war, ſo ließ ſich augenblicklich über die Ergebniſſe nichts weiter ſagen, als daß ſie nach menſchlicher Vorausſicht höchſt bedeutſam geworden ſein mußten. Unter anderm konnten mit dem großen Teleſkop zwölf Aufnahmen gemacht werden. Die anfangs bemerkte Verſpätung der Finſternis um zwei Sekunden wurde nachträglich wieder beſtritten. Nach Profeſſor Campbells Berechnungen trat die Erſcheinung vielmehr pünktlich zur angenommenen Sekunde ein und endigte, wie ebenfalls vorausgeſehen, 120 Sekunden ſpäter. Die Temperatur fiel während dieſer Zeit nur um $4^1/_2$ Grad Celſius.

Ebenſo glücklich wie im Lager von Jeur war man in allen übrigen Beobachtungsſtationen Indiens geweſen; von allen Seiten liefen, als ich nach Bombay zurückgekehrt war, dorthin enthuſiaſtiſche Berichte

über das Gelingen der Beobachtungen ein. Sir Norman Lockyer, der auch diesmal zugegen war und an der Meeresküſte ſüdlich von Bombay beobachtete, hatte nur das eine Wort nach Europa telegraphiert: „Hurra!“ Kurz, es war ſchon jetzt vorauszuſehen, daß die Sonnenfinſternis von 1898 eine Epoche in unſerer Erkenntnis des großen, rätſelvollen Sonnengeſtirns bedeuten würde.

Und dennoch, auch diesmal war, wenn auch nicht der erſte, ſo doch der letzte Gedanke all dieſer wackeren Aſtronomen, des bin ich ſicher, wieder:

„Denken wir an die nächſte!“

8.

Die Brahmanen.

1906.

In der Morgendämmerung der Geschichte, etwa zwei Jahrtausende vor Christi Geburt, stieg ein fremder Volksstamm von den schneegekrönten Bergwällen des Hindukusch-Gebirges zu den Fruchtebenen des Indusstromlandes hernieder, der den einfachen Ureinwohnern dieser Gebiete wohl als eine Schar halbgottähnlicher Wesen erschienen sein mag. Schlank war ihr Wuchs, licht die Farbe ihrer Haut, edelgeformt der Schnitt ihres Antlitzes und unwiderstehlich vor allem die Gewalt ihres kampfesfreudigen Armes und ihres raschen und stolzen Geistes. Wir wissen heut, daß diese Männer Abkömmlinge jenes merkwürdigen hellfarbigen Urvolkes waren, dessen östlicher Zweig im Berg- und Oasenlande des oberen Oxus wohnte und sich selbst mit dem Namen „Arier", d. h. die Vornehmen, bezeichnete.

Ist eine solche naive Höherschätzung gegenüber den Nachbarn auch etwas Allgemeines bei ursprünglichen Völkern, so hat doch niemals eine Rassenspielart der Menschheit besser im Lauf der Weltgeschichte den Beweis für die Berechtigung dazu erbracht als die Arier. Zwar von dem alten Gesamtvolke selbst wissen wir nicht viel mehr als seine Existenz; welch ein Kern aber in ihm gesteckt haben muß, beweisen seine Nachkommen. Wie von gemeinsamem Horst die jungen Adler ausziehen, mit trotzigen Begierden und starken Raubtierfängen, aber auch mit Schwingen zu sonnigem Hochflug, so gingen die Söhne dieses Volkes in die weite Welt hinaus und gründeten die Herrengeschlechter der Erde. Einer von ihnen kam nach Iran und schuf das alte, zeitweilig die ganze Kulturwelt Westasiens zusammenfassende Perserreich. Ein

anderer gelangte nach Griechenland, um hier auf kleinem Erdenraum im Hellenentum mit seiner künstlerischen Formenschönheit und seinem heiteren Geistesadel die vielleicht strahlendste Blüte menschlicher Gesittung überhaupt zu zeitigen. Ein dritter schmiedete mit einem militärisch-politischen Genie ohnegleichen rings um das Mittelmeer den eisernen Staat von Rom. Wieder andere Brüder besiedelten das mittlere und nördliche Europa und erzeugten dort im Laufe der Jahrhunderte die Einzelvölker der Deutschen, Franzosen, Engländer, Russen usw., die dann im Wetteifer miteinander die moderne europäische Weltkultur geschaffen haben und mit Hilfe dieser heute den Erdball beherrschen.

Und nun jener eine, allein vom Oxus nach Südosten gewanderte Bruderstamm? Auch aus ihm ist in dem fernen Lande, wohin er geriet, eine Herrenklasse hervorgegangen; rücksichtsloser, grausamer vielleicht noch gegen die Unterworfenen als jene andern, aber doch auch nicht ohne Kulturleistungen, die in mehr als einer Hinsicht an Tiefsinn und Adel denen der andern Brüder ebenbürtig sind.

In langen Kämpfen unterwarfen die nach Indien eingewanderten Arier die einheimische Bevölkerung, zunächst des Fünfstromlandes von Nordindien. Ihre alten Poesien aus dieser ihrer Heroenzeit — schön wie die besten der westlichen Brüderstämme — sind voll von dem Stolz über ihre Herkunft, über ihre lichte Farbe und Körperschönheit gegenüber den dunkelhäutigen, plattnasigen, plump gebauten Ureinwohnern, die sie die Feinde der Götter und Menschen nennen und mit zahllosen Ausdrücken der Verachtung bezeichnen.

Schon während der Zeit, wo ihre Herrschaft sich noch auf die nördlichen Teile Indiens beschränkt, entwickeln sie sich rasch zu immer höherer Kultur und legen dabei den Grund zu jener merkwürdigen sozialen Gliederung, die wie keine andere in der Weltgeschichte die Stürme von Jahrtausenden überdauern und alle Denkmäler von Stein und Holz überleben sollte: der Kastenordnung.

Das von den portugiesischen Eroberern auf die vorgefundenen sozialen Gruppen Indiens angewendete lateinische Wort castus meint

„Reinheit", nämlich des Blutes; die Inder selbst gebrauchen für die Kaste — bezeichnenderweise — den Ausdruck varna, das ist „Farbe". Nach der eigenen Anschauung der Inder entstanden bei den Ariern im Fünfstromlande ursprünglich vier Kasten. Die vornehmste war die der Brahmanen, der Priester, die den Verkehr des Volkes mit der Gottheit vermittelten. Dann kamen die Kschattrija oder die Krieger, die dem Volke neuen Boden gewannen und den gewonnenen mit dem Schwerte verteidigten. Hierauf die Waisja, die Ackerbauer, die auf dem Boden mit dem geheiligten Gerät des Pfluges die Nahrung erzeugten, oder, in etwas weiterem Sinne, überhaupt, neben dem Lehr- und dem Wehr-, der Nährstand waren, der auch Viehzucht und Handel trieb. Diese drei Kasten waren allein den hellhäutigen Ariern vorbehalten; sie schlossen die unvermischten Abkömmlinge der Einwanderer in sich; ihre Angehörigen galten für „zweimal Geborene", für höhere Wesen als alle übrigen Menschen. Dazu fügten sie eine vierte Kaste, die Ssudras, in welche alle diejenigen nichtarischen Ureinwohner aufgenommen wurden, die sich freiwillig dem Joche der Eroberer unterwarfen. Diese durften unbehelligt im Lande bleiben und Eigentum haben, mußten aber die schwere Arbeit auf den Feldern und in den Dörfern leisten und hatten keinerlei Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten. Ein Aufsteigen in die oberen Kasten war ausgeschlossen.*

Alle übrigen Ureinwohner des Landes, die sich nicht gefügt hatten, waren Todfeinde und vogelfrei; sie wurden vertrieben oder ausgerottet. Erst in späteren Zeiten ließ man sie im Lande zu, aber als Parias, als eine völlig rechtlose, außerhalb der Kastenordnung stehende und gleichsam gebrandmarkte Bevölkerung.

Diese Kastenordnung war ursprünglich in drangvoller Zeit geschaffen worden, um die Obmachtstellung und die Rassenreinheit des

---

* Die moderne europäische Forschung erhebt Bedenken gegen diese Erklärung der Entstehung der Kasten, ohne bisher etwas Sicheres an die Stelle setzen zu können. Jedenfalls wird sie aber in ganz Indien seit langem geglaubt, und sie ist daher ein zureichender Grund für die soziale Gliederung der Inder und für die Weiterentwicklung des Kastenwesens geworden.

gesamten eingewanderten Herrenvolkes innerhalb der an Zahl ungleich überlegenen Urbevölkerung aufrechtzuerhalten. Später aber wurde sie mehr und mehr ein Mittel für die vornehmste dieser Klassen, die Brahmanen, ihren Vorrang innerhalb der Kastenordnung zu begründen, der anfänglich noch nicht so unumstritten war. Die Brahmanen waren es ja allein, welche die alten heiligen Gesänge auszulegen verstanden, welche die Opferhandlungen richtig ausführen und den Willen der Gottheit verkündigen konnten. Sie erklärten dem Volke, die Kasten seien aus dem Körper des höchsten Gottes hervorgegangen: die Ssudras aus seinen Füßen, die Waisjas aus seinen Lenden, die Kschattrijas aus seinen Armen, sie selbst, die Brahmanen aber, aus seinem Haupte. Da ihnen so die Kastensonderung den obersten Platz sicherte, bemühten sie sich nun die Jahrtausende hindurch mit allen Mitteln ihrer geistigen Übermacht, die Kastengliederung als das höchste, unverletzlichste aller göttlichen Gebote hinzustellen; und das ist ihnen in einer Weise gelungen, von der sich derjenige, der Indien nicht selbst bereist hat, nur schwer eine Vorstellung machen kann.

Der Kastengeist, die Überzeugung von der gottgewollten Ungleichheit der Menschen, von der Berechtigung der höheren Kaste zu jeder Bevorzugung gegenüber der niederen, hat derartig von dem ganzen indischen Volke Besitz ergriffen, von den Ariern und den Nichtariern sowie von den im Lauf der Jahrtausende natürlich doch entstandenen Mischrassen, daß er alles Fühlen und Denken beherrscht und durchdringt. Nachdem in langen Kämpfen von Nordindien aus auch die Halbinsel Dekhan erobert worden war, wurde das Kastensystem auch auf die dravidischen Völker des Südens ausgedehnt, und gerade bei dieser besonders zu starrer religiöser Gebundenheit neigenden Bevölkerung scheint es die stärksten Wurzeln geschlagen zu haben.

Innerhalb der einzelnen Hauptkasten, und schließlich infolge des Zwanges der allgemeinen Anschauungsweise sogar auch unter den von der anerkannten Kastenordnung Ausgeschlossenen, hat sich im Laufe der Zeit eine die ursprüngliche Form völlig überwuchernde und heut schier unübersehbare Zersplitterung in Unterkasten ergeben, die sich aufs strengste

voneinander scheiden. Jeder Angehörige einer höheren Kaste wird von der niedrigeren ohne Weigerung als ein vollkommenes Wesen angesehen; die schmählichste Behandlung von seiner Seite wird als gerechtfertigt hingenommen. Es ist bekannt, daß für die einzelnen Kasten genau vorgeschrieben ist, in welchem räumlichen Abstand die Niedrigerstehenden sich unter allen Umständen von den Höheren zu halten haben, und daß es nicht nur verboten ist, mit Angehörigen anderer Kasten zu essen, sondern daß schon der Schatten eines Menschen aus sehr tiefstehender Kaste, der auf die Speise des Höheren fällt, diese unweigerlich verunreinigt.

In Tritschinapalli im dravidischen Südindien, wo ich das große Fest Vikunta Jekadesi und die heiligen Waschungen im Kauvery-Strome mit ansah, hatte ich einen sehr gescheiten und wohlgebildeten einheimischen Führer, der Christ war und sein abfälliges Urteil über das barocke gottesdienstliche Getreibe jener Tage mit großer Freiheit aussprach, mich auch in sein Haus bat und mir seine Familie vorstellte. Ich mußte dann den alten Mann mehrere Stunden lang sehr anstrengen und bot ihm deshalb während der Fahrt von meinen mitgenommenen Eß- und Trinkvorräten an. Obwohl er aber sichtlich sehr hungrig war, lehnte er doch, in großer Verlegenheit natürlich, eine Teilnahme an meiner Mahlzeit ab. „Wenn ich mit your honour speiste," gestand er endlich, „so würde niemand mehr in mein Haus kommen, niemand würde meine Tochter heiraten, ich könnte nicht mehr leben." Also daß er Christ geworden war, das verfemte ihn in seiner Umgebung nicht entfernt so sehr, als wenn er mit mir, d. h. mit einem Kastenlosen, getafelt hätte. Und doch entstammte er nur einer der allerniedrigsten Kasten, und ich war in seinen Augen wie alle weißen Männer sicher ein sehr mächtiger und reicher Mensch. — In Kalkutta sah ich einmal, wie ein Wagen mit einem farbigen Kutscher durchging, die Straße hinunterraste und schließlich gegen einen Trambahnwagen prallte, so daß der Lenker hinausgeschleudert wurde. Mit einem ansässigen Freunde, der die Volkssprache verstand, eilte ich hinzu und sah, wie der Gestürzte blutüberströmt und bewußtlos auf den Knien eines andern

Eingeborenen lag, der ihm Waſſer einflößen wollte. Da aber warf ſich ein dritter Inder dazwiſchen und fuhr auf den Mitleidigen mit ſchwerſtem Vorwurf ein: Wie könne er derartiges tun und damit vielleicht den Verunglückten um ſeine Kaſte bringen? — Und noch ein anderes Beiſpiel für die Schätzung der Kaſte. In dem blühenden Staate Jaipur in Nordindien regiert ein einheimiſcher hinduiſtiſcher Fürſt, deſſen Hofhalt zu den glänzendſten des Landes gehört (vgl. Kapitel 22). Seine Paläſte und Gärten ſind zauberiſch, die autokratiſche Macht ſeines Thrones, die er ungeſchmälert geerbt hat, iſt ſeit uralter Zeit im Innern ſchier unbeſchränkt. Von dieſem Fürſten — der nach unſerm Verſtändnis wie eine Art Gottheit über allen Untertanen ſchwebt — wurde mir von einem ſeiner Leute, der ihn in meinen Augen beſonders herausſtreichen wollte, voller Hochachtung hervorgehoben, er gehöre auch einer ſehr hohen Kaſte an. Alſo nicht einmal der höchſten! Die Kaſte iſt ſtärker als Fürſtenmacht, der Fürſt kann ſie ſich nicht geben.

Sicherlich liegt ein furchtbarer Egoismus, ja eine grauſame Mitleidloſigkeit in der Art, wie die Brahmanenkaſte ihre Vorrangſtellung über den Sklavennacken geiſtig gefeſſelter Völkermaſſen aufgerichtet hat; ſtaunenswert und bewunderungswürdig iſt aber doch, daß ſie ihren ungeheuren Einfluß nicht dazu benutzte, um allen materiellen Reichtum und die äußere politiſche Macht des Landes an ſich zu reißen. Was ſie die Jahrtauſende hindurch ſich vorbehalten hat, iſt im weſentlichen geiſtiger Reichtum, geiſtige Vornehmheit geweſen.

Wie der Spartaner ſich ausſchließlich und ſyſtematiſch für den Kriegsdienſt erzog, in dem er die edelſte Beſchäftigung des Mannes ſah, ſo ſollte nach den uralten Regeln, die noch heute in Geltung ſind, das ganze Leben des Brahmanen den Studien, der Religion und der Philoſophie gewidmet ſein. Am Ende der Kindheit wurde der Brahmanenſproß mit dem heiligen Symbol bekleidet, das noch jetzt die Zweimalgeborenen tragen, einer um die Bruſt gelegten dünnen Schnur, die von der einen Schulter bis zur andern Hüfte hinabreicht. Er wurde dann in die inneren Lehren der brahmaniſchen Religion

eingeführt. Auf einer weiteren Stufe der Entwicklung hatte er auch das praktiſche Leben kennen zu lernen; er gründete einen Erwerb und eine Familie. Aber das war nicht das Ziel ſelbſt; dies alles gab er nach einer Reihe von Jahren wieder auf und zog ſich in einſame Wälder zurück, um, wiederum vielleicht für Jahrzehnte, religiöſen Übungen nachzugehen. War er dadurch endlich ſoweit gereift und geläutert, dann erreichte er die letzte und reinſte Stufe ſeines Lebens. Er wanderte als asketiſcher Bettler von Ort zu Ort, frei von allem weltlichen Intereſſe, nirgends länger als einen Tag ſich aufhaltend, losgelöſt von aller Freude, allem Schmerz des gewöhnlichen Menſchenlebens, rein aufgehend in ewigen göttlichen Ideen, ſchon bei Lebzeiten, ſoweit dies auf Erden möglich iſt, ein völlig vergeiſtigtes Weſen. „Was iſt denn dieſe Welt?“ ſagt ein brahmaniſches Sprichwort. „Sie iſt wie der Zweig eines Baumes, auf dem ein Vogel Raſt hält für eine Nacht, und am Morgen fliegt er davon.“

Erreicht natürlich auch nur ein kleiner Teil der Brahmanen die ganze Vollkommenheit des hier geforderten Wandels, ſo muß man doch zugeben, daß die Kaſte als Ganzes es fertig gebracht hat, ſich geiſtig als eine Art Adelsmenſchheit innerhalb ihres Volkes zu erhalten; in dem Sinne, daß ſie durch die Jahrtauſende hindurch den bloßen materiellen Genuß für etwas Minderwertiges gegenüber der Beherrſchung der geiſtigen Beſitztümer ihres Volkes erachtet, ſtaunenswerte körperliche und geiſtige Selbſtzucht geübt und die Pflege des philoſophiſchen Denkens als das höchſte Gut angeſehen hat.

Das Ergebnis dieſer Selbſtzucht der Oberſchicht einer hochbegabten Raſſe iſt denn auch unverkennbar. Schon körperlich tritt es hervor. Während bei den übrigen Kaſten eine mehr oder minder weitgehende Vermiſchung mit der Urbevölkerung oder den zahlreichen ſpäteren Einwanderern eingetreten iſt, ſcheint der Brahmane ſich ziemlich raſſenrein gehalten zu haben. Zwar weicht ſein Ausſehen heute ſtark von den Ariern Europas ab, aber er fällt dem Reiſenden unter der indiſchen Bevölkerung ſofort als etwas Beſonderes, Vornehmes ins Auge. Nicht nur durch die immer peinlich ſaubere Kleidung, mag ſie bei den Ärmeren

unter ihnen auch nur aus einem Hüftschurz und einem weißen Schal bestehen, sondern auch durch die Eleganz der Figur, die Helle der Hautfarbe, die manchmal fast weiß ist, durch die Schönheit seines Gesichts mit den feingezogenen Lippen, den feurigen Augen und der langen wohlgebildeten Nase. Namentlich unter den Kindern, den Knaben wie den Mädchen, sieht man Geschöpfe, die auch nach unsern Begriffen entzückend sind. Und was die geistige Seite betrifft, so muß man sagen, im wesentlichen alles, was die indische Kultur bis zur Neuzeit an Geistesschöpfungen von Bedeutung aufzuweisen hat, ist das Verdienst der Brahmanen. Sie sind nicht allein die Priester, sie sind, mit verschwindenden Ausnahmen, auch die Philosophen, die Gesetzgeber, die Astronomen, die Mathematiker, Musiker und Dichter Indiens gewesen und sind es noch.

Das Gewaltigste aber, was der Geist der Brahmanen geleistet hat, ist unzweifelhaft das merkwürdige religiös-philosophische Gedankensystem, das wir „Brahmaismus" nennen.

Der Brahmaismus ist durchaus nicht das religiöse Bekenntnis, das in den niederen Klassen der indischen Bevölkerung „hinduistischen" Glaubens herrscht. Diesen Volksmassen wird bekanntlich eine göttliche Dreiheit gepredigt: Brahma, der Schöpfer alles Vorhandenen, Wischnu, der Erhalter, und Schiwa, der Zerstörer und damit Vorbereiter eines neuen Lebens; und um diese Trinität rankt sich dann wie tropisches Schlinggewächs ein wüstes abergläubisches Gewirr von allerlei Götzentum gröbster Art. Nach der von den Brahmanen noch heute verfochtenen Ansicht kann allein ein solches äußerliches und sinnlich-phantastisches Glaubenssystem die religiösen Bedürfnisse der Menge befriedigen. Der Brahmane selbst schwebt hoch über diesem Chaos: er besitzt eine Weltanschauung von so kühner Größe, erhabener Einfachheit und vollendeter Durchdachtheit, daß sie stets die Bewunderung unserer größten Denker erregt hat. Den Gehalt dieses Jahrtausende hindurch ausgebildeten Systems in dem Rahmen eines kurzen Aufsatzes zu erschöpfen ist natürlich nicht möglich; es soll im folgenden nur eine Andeutung seiner Grundzüge versucht werden.

Der Brahmaismus ist eine Erlösungsreligion, wie der Buddhismus und das Christentum. Alle drei Weltreligionen gehen von der Erkenntnis aus, daß unser irdisches Dasein unvollkommen ist; so unvollkommen, so voller Leiden, daß wir alle tief nach einer Erlösung schmachten. Das dogmatische Christentum erkennt den Grund unseres Leidens in der menschlichen Sündhaftigkeit und erwartet den Ausgleich der irdischen Unvollkommenheiten in einem überweltlichen Jenseits, durch ein moralisches Gericht Gottes, mit Strafe, Belohnung und verzeihender göttlicher Gnade. Der Buddhismus, vielleicht die pessimistischste der drei Religionen, führt das Leiden der Welt zurück auf die Unerfüllbarkeit des menschlichen Begehrens und lehrt, daß man sich aus den Leiden der Welt hinaus retten kann durch eine Abtötung der Begierden und Bedürfnisse, des Lebenswillens überhaupt, die schließlich zur völligen Auflösung in das Nichtsein, in das „Nirwana", als dem höchsten Ziele führt; von einem Gott kündet Buddha dabei eigentlich gar nichts. Der Brahmaismus endlich sagt folgendes: Nicht erst in der Zukunft und in einem überweltlichen Jenseits vollzieht sich der Ausgleich der irdischen Unvollkommenheiten, den das Billigkeits- und Gleichgewichtsbedürfnis des Menschen mit Recht verlangt und unter dessen scheinbarem Nichtvorhandensein wir leiden; auch nicht eine Flucht in die Vernichtung ist nötig zur Rettung aus dem Leiden: sondern hier auf Erden, in unserer Umgebung und in jedem Augenblick ist für den Wissenden die geforderte Gerechtigkeit vorhanden. Alle Einzeldinge nämlich, die wir um uns sehen, sind zeitweilige Verkörperungen von unsterblichen geistigen Wesen, von Seelen, wie wir sagen würden; die Menschen sowohl wie die Tiere, die Pflanzen, ja auch die Steine. Diese Seelen haben die Aufgabe eines nach ihrer Art sittlich reinen Wandels, und jedes Leiden einer Seele innerhalb der Dauer einer Verkörperung ist die Strafe, oder besser die natürliche Folge, eines Verstoßes gegen diese Aufgabe in einer früheren. Nach dem Absterben ihres jeweiligen Körpers wird die Seele in einem andern Körper wieder geboren, und zwar je nach der größeren oder geringeren Reinheit ihres Wandels als ein Mensch höherer oder niederer Kaste, als

ein höher oder niedriger organisiertes Tier, als Pflanze oder als Mineral; und das bedeutet jedesmal ein entsprechend größeres oder geringeres Maß von Gebundenheit oder Leiden. (Man erkennt sofort, wie die Vorstellung der Kastenabstufung in der brahmanischen Denkweise sich eigentlich über die gesamten Dinge der Welt erstreckt.) Wir sind, so lehrt der Brahmaismus, somit von einer Fülle von Einzelexistenzen umgeben, deren Maß an Sünde auf der einen, an Leiden auf der andern Seite in entgegengesetzten, aber immer entsprechenden Pendelschlägen auf- und niederschwingt, so daß die Gesamtsumme schließlich eine volle Harmonie ergibt. Diese Erkenntnis befreit uns nicht nur von der schmerzlichen Idee eines allgemeinen Weltleides, sondern zeigt auch dem einzelnen, wie er durch reinen Lebenswandel zu einem glücklicheren Dasein gelangen kann.

Soweit das auf das berühmte Prinzip der Seelenwanderung gegründete Bild des brahmanischen Weltganzen. Aber wir sind damit noch nicht am Ende. Auch dies ist eigentlich noch eine Lehre für Außenstehende, für Leute, welche die ganze Wahrheit nicht fassen können. Die höchste esoterische Idee des vollendeten Brahmaismus, in dem das wirklich Wissende die wahre Erlösung findet, ist die Erkenntnis, daß alle jene irdischen Erscheinungen, die das bunte Vielerlei der sinnlichen Welt ausmachen, ja schließlich auch die von Daseinsform zu Daseinsform wandernden Seelen selbst, nur „Maja" sind, nur ein Schein für unvollkommene Augen. Somit sind auch ihre Leiden nur wesenlose Täuschungen; der Weise erkennt die Scheinbarkeit aller dieser Formen und erfaßt das wirkliche Wesen, das hinter all dem Schein steht. Dies einzig wirkliche Wesen ist der eine, unteilbare, alles in sich fassende, pantheistische Gott, das „Brahman". Wem es durch Abkehr von allem irdischen Scheinwesen, von allen weltlichen Interessen, durch eine aufs höchste gesteigerte Innerlichkeit und Selbstbetrachtung gelingt, diesen Gedanken in seiner ganzen ungeheuren Tiefe zu erfassen — nicht nur als ein Spiel mit Worten, wie wir es hier im Grunde doch nur tun —, für den ist die Erlösung, in der Gegenwart und bei Bewußtsein, gewonnen. Er erkennt, daß alles Erdenleid, auch das eigene, nur

weſenloſer Schein iſt, und er fühlt, daß er ſelbſt gar nichts anderes iſt, als das eine, einzige, was exiſtiert, das „Brahman“. Der Brahmane geht alſo noch einen gewaltigen Schritt weiter als die bibliſche Geneſis. Dieſe läßt den Menſchen nach dem Bilde Gottes geſchaffen werden; der brahmaniſche Weiſe hat die Überzeugung: „Ich bin Gott“.

Es iſt nicht meine Abſicht, hier über die religiöſe oder philoſophiſche Berechtigung dieſes Gedankens zu urteilen, ſondern nur ihn darzuſtellen. Wenn aus meinen Zeilen eine gewiſſe Freude an der brahmaniſchen Weisheit hervorleuchtet, ſo möchte ich ſie als eine künſtleriſche bezeichnen, als den Genuß an der klaſſiſchen Vollendung dieſes gewaltigen Gedankenbaues und die Bewunderung der ſittlichen und geiſtigen Kraft, die ſich in ihm ausſpricht. Denn dies eine, denke ich, wird aus dem Mitgeteilten deutlich, daß in der brahmaniſchen Anſchauung, mag ſie richtig oder falſch ſein, etwas Grandioſes liegt; eine wahrhaft erhabene Männlichkeit des Mutes, der den furchtbaren Rätſeln der Welt feſt und klar und mit einem unerhörten Abſehn von Nebenſächlichem ins Auge ſieht, bis ſich für ihn ihre ſcheinbaren Verworrenheiten und Widerſprüche in eine wunderbare Allgottheit und damit in die höchſte Harmonie auflöſen.

9.

Der Strom der Jahrtausende.

1898.

Süße, weiche Frühlingsnacht. Das stille Nachleuchten am westlichen Himmel, wo die Sonne sank, ist nun verschwunden, aber es ist doch nicht dunkel, denn von den Sternen, die in wunderbar mildem und reinem Feuer am Himmel stehen, rieselt ein sanftes Licht hernieder; ein feiner, matter Glanz, der keine einzelne Quelle hat und darum keinen Schatten wirft, sondern alles umfließt wie eine ganz, ganz leise, feine Musik. Von den dunklen Uferrändern des Flusses kommt ein aromatischer Duft von frischem Erdreich und blühendem Korn über das metallisch schimmernde Wasser gezogen, und mit einförmigem Rauschen teilt der Kiel meines Schiffes die in geräuschlosen Wirbeln herangleitende Flut des Nils.

Wie ich dies Rauschen des Kielwassers liebe! Ich kann es nicht in Worte fassen, was mein Herz bis in seine Tiefen erfüllt: süße Melancholie der Einsamkeit, schauernde Ahnung bei dem ernsten Aufblick zu den Gestirnen, vor allem aber tiefe, dankbare Rührung im Gedenken an alle die wunderbare Schönheit, die mir ein gütiges Geschick in meinem Leben zu schauen vergönnt hat. Wie viele Stunden habe ich nun schon so in friedvollen, aber doch tiefinnerlich erregenden Träumen am Bug eines ziehenden Schiffes verbracht und dem leisen Rauschen zugehört; sei es auf den lieben schilfumbuschten Wassern der märkischen Heimat oder auf lichtgrünen Schweizer Seen, klar wie Kristall, darin sich Berge und Städte spiegelten; auf schwarzflutigen Seen des Nordlands, wo einsame Mondnacht über endlosen Nadelwäldern

träumte, oder auf den nebelbedrückten Wellen des arktiſchen Meeres mit ihren treibenden Eisſchollen, die gegeneinanderknirſchten; auf Mittelmeerfluten von himmliſcher Bläue, die das Herz ſelig trunken macht, und goldſtrahlenden Meeren in tropiſcher Sonne, die blitzten wie die Edelſteine orientaliſcher Märchen.

Beſcheiden iſt neben dieſen Erinnerungen das Bild des Nils — und doch iſt es ein eigen Ding, nächtlicherweile auf dem Nil zu fahren. In dem matten, myſtiſchen Schimmer der Wellen liegt etwas wie ein Abglanz der uralten Rätſel, über die der Menſchengeiſt an ſeinen Ufern nachgeſonnen hat, und das leiſe Rauſchen ſeiner Flut klingt wie der ferne Nachhall ernſter Heldengeſänge, in denen das große Leben verſunkener Jahrtauſende geheimnisvoll forttönt.

Geſtern war ich auf der Stätte von Theben.

Es gibt wenig Orte auf der Erdoberfläche, die ſo wie dieſer mit bewunderndem Staunen vor dem Großen erfüllen, das vom Menſchengeſchlecht erſchaffen werden konnte, und andererſeits zugleich ſo ergreifend an die Vergänglichkeit allen Menſchenwerkes erinnern.

Zu einer Zeit, da in unſerm Vaterlande noch jungfräuliche Urwälder rauſchten und vergeſſene Vorgänger der Germanen mit Steinbeil und Feuerbrand den Bären von ihrer Höhle ſcheuchten, blühte hier an den Ufern des Nils die gewaltige Königsſtadt, von deren ſchätzereichen Paläſten eine ſtaunende Kunde ſchon bei Homer wiedertönt:

„Hundert hat ſie der Tor', und es ziehen zweihundert aus jedem
Rüſtige Männer zum Streit mit Roſſen daher und Geſchirren."

Der Mehrzahl meiner Leſer wird die alte Hauptſtadt Ägyptens wohl vertraut ſein aus dem Ebersſchen Roman „Uarda", deſſen Schauplatz zur Zeit ihres höchſten Glanzes ſie bildet und den ich nicht ohne Freude auf dieſer Stätte ſelbſt wieder geleſen habe. Dieſer Glanz iſt wohl geeignet, uns Menſchen des modernen Kultureuropa recht beſcheiden zu machen. Sicherlich haben wir es in vielen Dingen weitergebracht als die alten Ägypter, aber wir befinden uns auch am Ende der ganzen weltgeſchichtlichen Entwicklung; wir ſind die Erben von Ägypten und Phönizien, von China, Indien und Babylonien, von

Griechen und Römern, Juden und Arabern. Dieses Volk steht an den Anfängen der Weltgeschichte. Verschwindend wenig ist es, was es andern Völkern verdankt; was es aber selbst geleistet hat an Kultur, ist von einer so wahrhaften Größe und vor allem, es ist so voll einheitlichen und gewaltigen „Stils" gewesen, daß wir Menschen von heute, deren Zivilisation vielfach so unharmonisch, unverbunden und bruchstückhaft ist, mit Neid darauf schauen müssen. Wenn je ein Volk, wie der Mensch es so nennt, „für die Ewigkeit" geschaffen hat, so sind nicht wir es, sondern jene. Als unsere arischen Vorfahren noch geschichtslos über unbekannte Steppen wanderten, wuchsen die ungeheuren Tempelhallen dort in Theben über den Boden des Niltals empor, die heute noch in feierlicher Schönheit aufrecht stehen. Die Burgen unseres eigenen Mittelalters sind inzwischen bereits in Schutthaufen zerfallen und wahrscheinlich werden unsere Dome und unsere Parlamentsgebäude von heute ihnen längst gefolgt sein, ehe die letzte der Riesensäulen des Tempels von Karnak oder die Pylonen von Medinet-Habu zusammenstürzen.

Und doch wiederum, wie erschreckend wenig ist von dieser starken und festgefügten Zivilisation in Wirklichkeit „ewig" gewesen. Und wie melancholisch gering ist die Stetigkeit der Entwicklung des Menschengeschlechts! Erst seit dem letzten Jahrhundert, wo die geheimnisvollen Bilderschriften Ägyptens wieder zu reden begonnen haben, und wo ganze Geschlechter wissenschaftlicher Schatzgräber den Boden des alten Reiches durchwühlten, steigt diese fremdartig gewaltige Welt vor unserm geistigen Auge wieder empor. Bis dahin war sie versunken, fast vergessen. Staunend erkennen wir, wie viele Fertigkeiten und Kenntnisse die alten Ägypter längst errungen hatten, die seitdem das Menschengeschlecht erst wieder im Schweiß des Hirns neu erringen mußte. Praktisch kommt heute die Wiederentdeckung zu spät. Selbst eine „Renaissance" des Geistes, wie die Auferstehung des Griechen- und Römertums im 15. und 16. Jahrhundert, kann sie nicht mehr erzeugen. Und ist all dies Durchwühlen der Gräber, dies Verschleppen der Statuen, Geräte und Mumien in alle Museen Europas, das Veröffentlichen der

Inſchriften in papiernen Folianten überdies eine dauernde Rettung des Verlorenen? Ach du lieber Gott, man wird recht ironiſch geſtimmt, wenn man in Ägypten ſelbſt geweſen iſt; wenn man den Quaderbau der Pyramiden beſtiegen und dem grandioſen Sphinx von Giſeh in die ſchauerlich ernſten Augen geblickt hat und dann an den ſpieleriſchen Bau der modernen Muſeen mit ihren gläſernen Schaukäſten denkt und an den Schwarm der Modetouriſten.

Als ich das Muſeum von Giſeh zum erſten Male beſuchte, kam ich kurz vor Schluß dorthin; die Glaskäſten mit den Königsmumien waren ſchon zugedeckt. Ich gab einem der Diener einen Backſchiſch und ließ mir eine derſelben noch einmal aufdecken. Nur die eine wollte ich ſehen, die Mumie des großen Ramſes, des gewaltigſten aller Herrſcher Ägyptens; 1881 iſt ſie in der Grabkluft von Der-el-bahri gefunden worden. Mit ehrfurchtsvollem Gefühl nahte ich den mehr als dreitauſendjährigen irdiſchen Reſten eines der mächtigſten Menſchen der Erde, aber doch von vornherein mit der Überzeugung, daß mir der Anblick einer ſolchen uralten, dürren Mumie von der Bedeutung des Mannes nichts mehr ſagen könne. Auch mit dem Zweifel nahte ich mich, ob nicht die Geſchichtſchreibung hier, wie in Zeiten der Herrſchervergottung immer geſchah, Verdienſte anderer Männer ſeines Reiches dem Könige zugeſchrieben habe.

Langſam zog der Diener die blaue Decke von dem gläſernen Behälter, — und da ſtand ich, im Innerſten gepackt! Hundert Menſchengeſchlechter und mehr ſind dahingeſchwunden, und noch immer geht von dieſem braunen, verſchrumpften, mit ſpärlichem Haar verſehenen Mumienkopfe ein ſtolzer Hauch von Kraft und Größe aus. Es iſt das Haupt eines alten Mannes, das wir vor uns ſehen; eingeſunken ſind die Schläfen, aber gewaltig iſt die Stirn und adlerartig kühn vor allem die Wölbung der großen, ſchmalen Naſe. Dieſes Angeſicht muß, als ſein Träger lebendig und auf der Höhe ſeiner Kraft war, ein wahrhaft königliches geweſen ſein; ein Antlitz, auf dem ſich Hoheit, Geiſt und Energie vermählten. Seit ich dieſe verdorrten Züge geſehen,

zweifle ich nicht mehr, daß Ramses der Zweite, der Sesostris der griechischen Historiker, wirklich ein gewaltiger Mensch gewesen ist.

Ob sein Körper nun aber noch einmal dreitausend Jahre überdauern wird, seit er aus den schweigenden, feierlichen Tiefen der libyschen Gebirge hier in das Museum von Gisey geschleppt worden ist; in den leichten, feuergefährlichen Gipspalast, den Ismail Pascha zur Beherbergung seiner Suëskanalgäste in Eile errichten ließ; wo Luft und Sonnenlicht ihr Zersetzungswerk ungehindert betreiben können; wo ein unsicheres Staatswesen, zerbrechlich wie der gläserne Sarg, Eigentümer der Sammlungen ist — wer möchte das behaupten? Die ganze heutige „Wiedererweckung" der ägyptischen Welt macht, an der Dauer ihrer alten Monumente gemessen, doch nur den Eindruck einer vorübergehenden Galvanisierung eines Leichnams. Unablässig flutet der Strom der Jahrtausende dahin, wechselnd wie der Nil mit der Ebbe und Flut seiner Wasser, aber unaufhaltsam wie er. Auch diese Periode wird, wie so viele andere, an den Tempeln von Theben, an den Pyramiden und dem Sphinx von Gisey vorüberrauschen, und neue Vergessenheit wird auch über diesem Geschichtsabschnitt der Menschheit lagern, — über dem unsrigen von heute!

10.

Im fernen Weſten.

1900.

Der Zug hat unweit Kanſas-City auf langer Eiſenbahnbrücke den Miſſouri gequert und rollt nun über die ungeheuren, flachgewellten Ebenen, die ganz langſam, für das Auge unmerklich, gegen den Fuß der Felſengebirge anſteigen. Weit zerſtreut liegen einzelne Farmen, umgeben von kleinen Wäldchen im erſten Frühlingsgrün und rotblühenden Mandelbäumen. Zwiſchen ihnen dehnen ſich, quadratmeilenweit ununterbrochen, Stoppelfelder von Mais und Korn, Spuren eines üppigen Fruchtſegens vom vorigen Jahr. Wo die Erde friſch umgepflügt iſt, in unabſehbar langen Furchen von einer Regelmäßigkeit, wie ſie nur der Dampfpflug herſtellen kann, glänzt ſie dunkelſchwarzbraun, ſchwer und fett, neuen Reichtum im kommenden Sommer verheißend.

Das ſind die Strecken der ehemaligen Prärien, die der Unternehmungsgeiſt des amerikaniſchen Volkes dem Anbau bereits gewonnen hat.

Langſam jedoch ändert ſich das Landſchaftsbild, je weiter wir gen Weſten kommen. Spärlicher und ſpärlicher wird ja hier der Niederſchlag; nur noch an den Rändern der Flußläufe, die, von dem Schnee der fernen Gebirge genährt, als einſame Waſſerfäden durch die Ebenen ziehen, iſt ein Anbau möglich; die Flächenkultur hört auf, die Bebauung in einzelnen Oaſenſtreifen tritt an ihre Stelle. Dazwiſchen breitet ſich, unbeſiegt bis heute, die alte Prärie.

Flach, unabſehbar, wie ein Meer, dehnt ſie ſich jetzt um uns, mit grauer Oberfläche, bis zum kreisrund geſchloſſenen Horizont. Noch

haben die Frühsommerregen sie nicht mit dem Zauber ihres Gras- und Blumenteppichs geschmückt; kugelige, einzeln stehende Büschel verdorrten Grases, Wacholdersträucher und Kletten überziehen den dürren Boden. Die Grenzenlosigkeit des Blickes aber gibt der Landschaft etwas Ernstes, Großes. Wie ein einsames Schiff gleitet unser Zug mit seiner kleinen fremden Welt voll moderner Bequemlichkeit über die ungeheure Fläche dahin. Die Sonne, die heut früh am Missouri hinter uns im Osten aufstieg, sinkt vor uns im Westen unter den glatten Himmelsrand, ohne daß sich ein Ende der Prärie ankündigt. In der Nacht wache ich einmal auf und sehe aus dem Fenster. Welch düster packender Anblick! Schwere Wolkenstreifen, regelmäßig wie die parallelen Ackerfurchen, stehen am Himmel; ein graues, mattes Licht dringt zwischen ihnen hindurch — ich weiß nicht, ob vom Monde oder von den Sternen —, und rieselt auf die finstere Erde. Am Horizont fließen die beiden Ebenen, die Unterfläche der Wolken und die Prärie, in eins zusammen, so daß die Wolkendecke auch im Vordergrunde ganz niedrig scheint, als könne man sie mit der Hand berühren. Etwas unsäglich Lastendes, Trauriges hat das Ganze; wie eine Totenklage geht es hindurch. Unwillkürlich gedenkt der Sinn an das große wilde Leben der Prärie, das hier erst in den allerletzten Jahrzehnten auf immer ausgerottet wurde: an die nach Hunderttausenden zählenden Büffelherden, die heute verschwunden sind, an die freien Indianerstämme, die ehedem im Jagd- und Kriegsschmuck über die Ebenen galoppierten. Nicht in dem knabenhaften Bedauern um Büffelherden und Indianerstämme, sondern unter dem Eindruck der tiefen Tragik in der unablässigen Entwicklung des Lebens überhaupt, das seit Anbeginn immer wieder die von ihm erzeugten Geschlechter mitleidslos vernichtet, um neuen Platz zu schaffen.

Auch der nächste Morgen findet uns noch auf der Prärie, aber nahe dem Randabfall des großen Hochlands. Lang hingezogene niedrige Bergwälle liegen am Horizont, von der wieder um den Erdball herumgewanderten östlichen Sonne rosig angehaucht; auf einigen ferneren, kegelförmigen Bergspitzen schimmert Schnee in blendendem Weiß. In

einer weithin sichtbaren Paßeinsattelung, einer derjenigen, über die in früheren Jahrzehnten die langsamen Karawanen der Squatters in monatelanger, mühevoller Wanderung zum „fernen Westen" zogen, nimmt unser Zug seinen Aufstieg zu den großen Plateaus. Zwei Riesenmaschinen schleppen keuchend den Wagenzug die Schlangenwindungen des Schienenweges hinan, so langsam, daß man daneben hergehen könnte, stundenlang. Malerische Felsbildungen zur Seite; dann ein Tunnel, und die Höhe ist gewonnen.

Für mehr als tausend Kilometer, auf einer Strecke wie durch ganz Deutschland, werden wir nun auf Hochflächen dahingleiten, die nirgends unter tausend, vielfach aber über zweitausend Meter hoch sind, durch die Gebiete von Neu-Mexiko und Arizona. „The land in the sky", das „Land im Himmel", nennt der Amerikaner diese Gegend. Nicht etwa wegen ihrer paradiesischen Üppigkeit; denn öder noch und dürrer als die Prärien, eine oft jahrelang unter furchtbarem Wassermangel leidende Hochwüste, ist sie, tagereisenweit nur mit niedrigen Salbeisträuchern, Wacholder oder Zwergzedern bestanden, die so dünn gestellt sind, daß sie den nackten Boden nur wie die Tupfen auf einem Leopardenfell sprenkeln; ungeheure Fichtenwälder wechseln in den höheren Teilen damit ab. Er meint es wegen der Nähe des Himmels, in den das Land gleichsam selbst hineinragt.

Wirklich ist der Himmel die eigentliche Schönheit dieser Landschaft. Wunderbar klar ist die Luft, infolge der Höhe über dem Meere und der Trockenheit zugleich. Das Firmament strahlt in einem tiefen, saphirnen Blau; die weißen Wolken leuchten darauf in blendenderer Reinheit als anderswo. Nachts schimmert der Sternenhimmel in wundersamer Pracht, denn Tausende von Sternen, die in der dicken Luft des Tieflandes dem Auge verborgen bleiben, werden hier sichtbar, und die übrigen funkeln mit einem Glanz, wie man es unten niemals sieht.

Seltsam, fremdartig sind die Formen der Landschaft. Wir weilen auf ungeheuren Plateaus, gebildet von wagerecht lagernden Felsschichten, deren oberste im Lauf der Jahrmillionen von den atmosphärischen

Einflüssen ungleichmäßig abgetragen sind und ihre Reste überall in Form von Felsstufen oder Inselbergen haben stehen lassen. Senkrechte, oben horizontal abgeschnittene Bergwände dehnen sich unabsehbar dahin, einzelne, kastellförmige Kuppen mit jähen Steilwänden sind nah und fern verstreut. In ungeheure Weiten fliegt zwischen und über ihnen in der reinen Atmosphäre der Blick hinaus. Hier und da erhebt sich ein in seiner Bildung von diesen rechtwinkligen Terrassenformen abweichendes Berghaupt in jäher Kegelgestalt hoch über die Ebene empor. Das sind dann Vulkandome, deren Gesteine einst in Feuergluten aus der geborstenen Erdschale emporgequollen sind und das Land mit Strömen schwärzlicher Lava überzogen haben. Jetzt ragen sie still und schweigend in den Äther. Heut, in diesen Frühlingswochen, noch von unten bis zu ihren dämmernden Spitzen in ein kristallreines Schneegewand gekleidet, das mit köstlicher Zartheit in der lichten Bläue des Himmels schwebt.

Ich habe zur Reise von Chicago nach San Francisco diesen weit südlich ausbiegenden Weg über Santa Fé gewählt, statt des gewöhnlichen über Omaha und Ogden, vor allem, um den großen Cañon des Coloradoflusses in Arizona zu besuchen; aber die Reise durch das Land ist auch ohnedies fesselnder, als ich irgend erwartet hatte. Wir sind hier zugleich in den ältesten wie in den jüngsten Gebieten der Kultur der Vereinigten Staaten. Bis hierher nordwärts reicht der Einfluß der alten spanischen Kolonisation aus dem Zeitalter des Kolumbus und seiner Nachfolger. Spanische Namen für die Oasenstädte an den Rändern der Bergzüge künden das sogleich an: Trinidad, Las Vegas, Albuquerque, Santa Fé u. a.; Spanisch wird noch vielfach im Lande gesprochen; die mexikanische Tracht: der riesige Schlapphut, der große, herabhängende Schnauzbart, begegnet uns überall. Die Kirchen und Hallen der alten spanischen Missionen liegen noch heute über das Land verstreut. Ja auch im Charakter des Volkes zeigt sich die merkwürdige Indolenz, die dem Spanier eigen ist. Nach den unleugbar großartigen Leistungen jener fieberhaften Kolonisationsepoche hat, hier wie überall in spanischen Kolonien, die Bevölkerung in einer Art kulturellen

Halbschlummers hingedämmert; die Jahrhunderte sind dahingeschritten über sie, ohne ihre Lebensweise und das Aussehen ihrer Städte zu ändern.

Neben dieser, für amerikanische Verhältnisse, alten Kultur beherbergt das Gebiet aber noch eine viel ältere.

Wer dieses Land mit seinen zahllosen, aus weiten Ebenen aufsteigenden Mesas sieht — mesa, d. i. Tisch, bedeutet im Mexikanischen einen einzelnstehenden Tafelberg —, erkennt sofort, daß es die gegebene Gegend für Bergfestungen sein muß. Und wirklich hat die indianische Urbevölkerung diese Form der Siedelung und Sicherung ihres Daseins hier, schon lange vor Ankunft der Europäer, zu entwickeln begonnen. Noch heute sind zahlreiche dieser kastellartigen Felsgebilde von Eingeborenen indianischer Rasse bewohnt.

Es gibt zwei Arten von Indianern in diesen Gegenden, die seit alters eine getrennte Lebensweise führen. Die einen sind Jägerstämme, wie die Apachen und Comanchen, die ehedem unbedrückt in wilder Freiheit, ohne festen Wohnsitz, zu Jagd, Raub und Krieg über das Land umherschweiften. Eine solche Lebensweise konnte eine vorschreitende Kultur nicht mehr dulden. Sie wurden daher von den Truppen der Vereinigten Staaten, oft in blutigen Kämpfen, allmählich versprengt oder in kümmerlichen „Reservationen" zusammengetrieben. Die Apachen hier erst vor kurzer Zeit. Diese Art von Indianern ist unweigerlich bestimmt, zugrunde zu gehen; nur einem ganz kleinen Teil von ihnen gelingt es, zu einem ansässigen Leben sich umzuformen.

Daneben gab es aber von je eine zweite Gruppe von Indianern, die seit alter Zeit Körner- und Obstbau getrieben und feste Dörfer und Städte gebaut haben. Die Nachbarschaft ihrer räuberischen Vettern ließ sie von selbst dazu kommen, für ihre Ansiedlungen jene natürlichen Felsenfestungen zu wählen. Man nennt im Lande solche, auf steilwandigen Felsbergen liegenden Indianer-Ortschaften mit dem spanischen Namen „Pueblos" (pueblo = Dorf) und faßt die in ihnen lebende Bevölkerung als „Pueblo-Indianer" zusammen. Sie selbst belegen sich mit verschiedenen Stammesnamen: Navaho, Hopi (fälschlich auch

Moki genannt) u. a. Ihre Ansiedlungen sind meist höchst eigentümlich angelegt; so, daß die ganze Ortschaft ein einziges Gebäude bildet, indem die einzelnen, Wand an Wand liegenden Wohnungen gemeinsame Dächer haben und terrassenförmig übereinander aufsteigen. Nach einer Seite, wohl der Hauptwindrichtung zu, pflegt die Ortschaft eine geschlossene Wand zu zeigen. Sie sind also ganz ähnlich gestaltet wie zahlreiche Ansiedlungen in dem kalten und windigen Hochland von Tibet. Man betritt auch die Häuser nicht durch Türen zu ebener Erde, sondern vom Dache aus, auf das man mittels einer Leiter hinaufsteigt. Hühner und Hunde sieht man, ebenso wie die Menschen, munter die Leiter auf- und abklettern. Auf den Dächern kann man die ganze Ortschaft durchwandern. Im Fall eines feindlichen Angriffes werden die Leitern heraufgezogen, und so wird die schon auf steilen Felsen liegende Stadt noch mehr zu einer Festung umgeschaffen.

In diesen Pueblos lebt die alte indianische Bevölkerung friedfertig und in einer ganz beachtenswerten Kultur dahin, die seit vielen Jahrhunderten fast unverändert zu sein scheint. Die Männer bebauen ihre Felder am Fuß des Felsens, die Frauen machen geschickte Töpfereien und weben buntgefärbte Decken von vorzüglicher Qualität, die an den Eisenbahnstationen mit fünfzig Dollar und mehr bezahlt werden. Wer von den Weißen als Gast zu ihnen kommt, wird freundlich, mit ruhiger Würde, in ihren sauberen Wohnungen aufgenommen und erhält unschwer Gelegenheit, die Fülle eigenartiger Sitten kennen zu lernen, die sie sich erhalten haben. Am merkwürdigsten darunter ist der Schlangentanz, eine religiöse Zeremonie, die alle zwei Jahre einmal in jeder Ortschaft unter großen Feierlichkeiten ausgeführt wird und zu den nervenerregendsten Schauspielen gehören soll, die man sehen kann. Priester und Gaukler in bizarrem Festschmuck arbeiten dabei unter aufreizenden Gesängen mit Massen von lebendigen, frischgefangenen, ihrer Giftzähne nicht beraubten Klapperschlangen in einer Weise, daß dem weißen Zuschauer das Blut in den Adern stockt.

Es ist nun die große Frage, werden diese Pueblo-Indianer, an Ackerbau und Seßhaftigkeit gewöhnt, besser als ihre herumschweifenden

Vettern der Ebene die unvermeidliche, immer enger werdende Berührung mit der Bevölkerung und Gesittung des modernen Amerikas ertragen?

Denn mit der Gewalt einer Überschwemmung nach vollzogenem Dammbruch bringt diese neue Welt herein; über beide, die schlummernde Kultur der alten Spanier und die noch ältere und noch unbeweglichere der felsenbewohnenden Indianer.

Der „ferne Westen" Amerikas, jener romantische Bereich noch herrenloser Weiten und unerschlossener Schätze, liegt heut nicht mehr wie zur Jugendzeit unserer Väter und Großväter am eigentlichen Weststrand der Vereinigten Staaten. Hier in dem weichen Klima des Pazifischen Ozeans sind bereits wohlgeordnete Verhältnisse geschaffen. Er liegt heut nur noch im Innern des Westlandes; in jenen ungeheuren Strecken rauher Gebirge, Steppen und Wälder, die der erste Strom der Einwanderer, ohne zu verweilen, durchmaß. Mit außerordentlicher Energie weiß das junge Volk aber auch diese jetzt der Kultur zu gewinnen. Arizonas bisher öde Hochflächen sind eine solche Gegend, wo man den Vorgang einer ersten kolonisatorischen Eroberung noch lebendig beobachten kann. Von der großen Bahnlinie der Santa-Fé-Route geht das Leben aus und saugt sich mit starkem, gierigem Willen und optimistischer Phantasie an die verschiedensten Zukunftsmöglichkeiten des Landes an. Wo der Boden und die Bewässerung es zu gestatten scheinen, sieht man Ackerbau-Oasen entstehen; öfter noch Viehzuchtfarmen. Die heißen Quellen des vulkanischen Bodens geben, im Verein mit der Reinheit der Höhenluft, Gelegenheit zur Begründung von Sanatorien. Die ausgedehnten Urwälder von Fichten und Zedern bieten für Holzfällereien und Sägemühlen größten Maßstabes Arbeit und Gewinn. Das Wunder des großen Cañons, das gewaltigste, aber bisher am schwersten zugängliche unter den Naturphänomenen Nordamerikas, soll künftig als Touristenziel eine Goldquelle, ähnlich dem Niagarafall, werden. Vor allem aber spürt man den reichen Mineralschätzen des Bodens nach: Kohlen, Eisen, Kupfer, auch Gold, die dem Lande eine glänzende Zukunft in Aussicht stellen.

Noch ist jedoch alles im Entstehen. Der Fahrplan der Santa-Fé-Route nennt eine Menge Stationen, wo das Auge an Ort und Stelle bis jetzt vergeblich nach einer Ansiedlung sucht. Ein paar Holzbuden, gelegentlich sogar nur ein Flaggenstock, bezeichnen den Punkt, wo die Miner oder die Viehzüchter der Umgegend den Zug halten lassen können. Und doch kann dieser Flaggenstock den Anfang einer Stadt bedeuten, die in wenigen Jahren Tausende von Einwohnern haben wird.

Ich verließ den Zug in Williams, einer etwa fünfzehn Jahre alten Minenstadt in 2000 Meter Meereshöhe, die jetzt gegen zweitausend Einwohner zählt. Von hier aus, so hatte ich gehört, sei seit Beginn des Jahres eine Kleinbahn nach den soeben in Erschließung begriffenen Kupferminen in den Wäldern des Nordens in Betrieb, die schon gegenwärtig bis auf 32 Kilometer sich dem Rande des großen Colorado-Cañons nähere. Von ihrem derzeitigen Endpunkte aus habe man dann Gelegenheit, mittels einer stage, einer Art Omnibuswagen, zu dem unmittelbar am Cañon errichteten „Bright Angel Hotel", d. h. dem „Hotel zum strahlenden Engel", zu kommen.

Williams war ein guter Typus für die jungen, rasch emporschießenden Städte hier. Inmitten dunkler Fichtenwälder sah ich einen lose gestellten Haufen niedriger Holzhäuser, die, wie bei allen Ortschaften dieser Gegend, in geradlinigen, sehr breiten Straßen angeordnet waren. Ein dichtes Telephonnetz überspannte die Gassen bereits, aber gepflastert waren sie noch nicht. Nur längs der Häuser liefen gedielte Bretterstege und führten gelegentlich auch über die Straße. Wie nötig sie waren, sollte ich am nächsten Morgen sehen. Ein paar kleine Gasthäuser und einige größere Kaufbasare bildeten, wie überall im Lande, die stattlicheren Gebäude. Die Läden dieser Städte sind fast durchgängig in Händen deutscher Juden. Da verkaufen „Strousse (Strauß) and Bacharach" Strümpfe und Hosenträger, „Rosenthal Brothers" Porzellan usw. Den breitesten Raum aber nehmen die mit weithin sichtbaren Aufschriften versehenen „Saloons" ein, die Kneipen mit Chantant und Spielhölle. Die Hauptbevölkerung

dieſer Städte beſteht ja aus jungen abenteuernden Burſchen, die als Miner, Eiſenbahnarbeiter oder Holzfäller bei den hohen Löhnen einen übergroßen Tagesverdienſt haben und in dieſen gottverlaſſenen Neſtern nichts anderes damit anfangen können, als ihn für Schnaps, Spiel und Weiber wieder fortzuwerfen.

. Klavier- und Geſangstöne dringen uns entgegen, wenn wir einen ſolchen „Vergnügungsort" aufſuchen. Der erſte, den ich ſah, war gleich der „eleganteſte" von allen. Ich gewahrte einen tiefen, ſchmalen, qualmerfüllten Raum mit ungeſtrichenen Dielen. Zur Linken der übliche Stehbord der „American drinks" mit ihrer unerſchöpflichen Fülle von Schnapsmiſchungen. Weiterhin eine niedrige Bretterbühne mit einem alten Piano, auf dem ein junger Menſch in Hemdärmeln, den Hut ſchief im Nacken, eine Zigarre zwiſchen den Lippen, nachläſſig herumtrommelte. Neben ihm ſtand eine Weibsperſon in ſchwarzem Seidenkleid mit ſilbernem Gürtel, eine üppige, noch junge Erſcheinung mit vollen Lippen und dunklen Augen, von kreoliſchem Geſichtsſchnitt, und ſang ein wildes, ſpaniſches Lied unter Kaſtagnettenbegleitung. Ein paar andere, grellbunt gekleidete Frauenzimmer ſtrichen zwiſchen den Gäſten herum. Im Hintergrunde bildete ein mit einem Vorhang geſchloſſener Verſchlag die Chambre séparée für die zahlungsfähigſten unter den Gentlemen. Die Wände des Lokals waren rings mit Bildern im Geſchmack von — ſagen wir Simſon und Delila, als ſie ſich noch gut vertrugen, bedeckt. An dreißig bis vierzig junge Leute weilten im Lokal, alle ohne Ausnahme in ihren ſchmutzigen Arbeitskitteln, mit groben blauen Wollhemden, wüſten Schlapphüten auf den Köpfen, die Hoſen geflickt und ausgefranſt, die Hände durchaus ungewaſchen, die Wangen knochig und meiſt dunkel gefärbt, bartlos oder mit großen, über die Lippen hängenden Schnauzbärten. Eine Gruppe ſaß um einen runden Kartentiſch herum und ſpielte ſchweigend, ohne aufzuſehen, die Zigarre im Munde. Rings um ſie war ein kleines Gebirge von Sägeſpänen aufgeſchüttet, denn ſie ſpuckten unabläſſig in die Stube. Andere drängten ſich um einen grünbezogenen Tiſch mit einem Roulette-Rad und ließen ihre blanken Dollars

mit überraschender Geschwindigkeit aus ihren Taschen in die des Bankiers wandern. Gesetzt wurde dabei nicht das Geld selbst, sondern der Spieler kaufte sich für je einen Dollar eine Rolle weißer Spielmarken für diesen Zweck. Wieder andere standen nur faul sich rekelnd am Schenktisch herum, die Hände in den Hosentaschen. Der Amerikaner hat nahezu in allen Lebenslagen die Hände in den Hosentaschen; ich bin kürzlich auf der Straße sogar von einem jungen Burschen um einen Reisepfennig angebettelt worden, ohne daß er es dabei für angezeigt erachtete, seine Hände aus den Beinkleidern zu befreien. Alle aber ohne Ausnahme waren sie schweigsam und finster; ich habe nirgends eine Spur von Freude gesehen, obwohl ich außer diesem „Saloon" noch eine Anzahl anderer besuchte. Die Spelunken waren alle derselben Art, nur noch elender. Und überall dieselbe gemessene, düstere „Lustbarkeit". Es wird ja freilich auch wohl manchmal lebendiger drin zugehen; die großen Messer in der Hosentasche sitzen lose genug, und die Hand ist ja immer daran.

In der Nacht — ich fand im Hotel „Hayward ein unerwartet sauberes und angenehmes Unterkommen — sauste ein wilder, noch ganz winterlicher Sturm über die Dächer, der Hagel prasselte gegen die Scheiben, und glucksend rann das Regenwasser vom Dach. Am andern Morgen war daher der Zustand der städtischen Straßen ungeheuerlich; knietiefer, schwarzer Schmutz machte sie einfach unpassierbar, einzig die Bretterstege längs der Häuser ermöglichten einen Verkehr zu Fuß.

Ein vierspänniger Wagen — zwei Pferde hätten es in dem Morast nicht fertiggebracht — führte mich vom Hotel zu dem eine Viertelstunde von der Stadt gelegenen kleinen Bahnhof der neuen L[illegible]. Während unten das schlammige Pfützenwasser um die Räder der Karosse spritzte und zu den Löchern des Fußbodens hereindrang, fiel vom Himmel großflockiger, halbgeschmolzener Schnee, und durch die schlecht aus Brettern zusammengenagelte Decke rann auch von oben die Feuchtigkeit stromweise auf mich herunter. Ich war mit der wissenschaftlichen Kenntnis hierhergekommen, daß die Hauptschwierigkeit für die

Entwicklung Arizonas sein großer Wassermangel sei, aber ich habe wirklich nie eine nassere Gegend gesehen als diese.

Der aus einem einzigen Wagen und der Maschine bestehende Kleinbahnzug war angefüllt mit jungen Burschen, Eisenbahnern, Minern, wie ich sie gestern gesehen. Ein großer Mann in nachlässiger Haltung, den Hut im Nacken, sammelte mit einer Hand — die andere hatte er in der Hosentasche — die Tickets ein, ein anderer heizte in derselben Weise einen qualmenden eisernen Ofen, und wir setzten uns in Bewegung.

Zwei Stunden lang lief der Zug durch eine unsagbar öde, nur mit vulkanischem Geröll und verdorrten Salbeibüscheln überstreute Gegend.

Endlich hielten wir auf freiem Felde am Rande eines Waldes, wo die Bahn vorläufig zu Ende war. Einige Haufen Eisenbahnschwellen und Schienen waren aufgeschichtet, ein paar Zelte für die Bahnarbeiter standen daneben; eins war Küche und Speiseraum, in dem ein vergnügt schmunzelnder Chinese mit Töpfen und Pfannen hantierte. Zur Seite in einem Gehege standen an Trögen etwa acht bis zehn Pferde, Tag und Nacht jedem Wind und Wetter preisgegeben, die Gespanne für die Stages.

Während der Regen ruhig weiter vom Himmel fiel, wurden für mich zwei Gäule vor einen kleinen, dünnrädrigen, federlosen Planwagen gespannt, meine Sachen hinaufgebracht, ich selbst nahm Platz, den kümmerlichen Kragen meines leichten Sommerüberziehers hochgeklappt; ein weißblondes, schweigsames Individuum mit ungeheurem Sombrero ergriff die Zügel, und wir rollten in den naßkalten Sand hinein. Je tiefer die Sonne sank, um so empfindlicher wurde die Temperatur auf der Hochfläche, deren Höhenlage ja diejenige der Schneekoppe um mehrere hundert Meter übertrifft. Der Weg über Wurzeln und Felsbrocken war fürchterlich. Aber trotz alledem war die Fahrt so interessant, daß ich von all diesen Unbilden wenig empfand. Hier war ich nun in einem Gebiet, wo die ersten Vorposten der Kultur soeben erst in die Wildnis eindrangen.

Anzeichen erster menschlicher Tätigkeit waren überall im Urwalde zu sehen. Anfangs kreuzten wir mehrmals die Strecke der geplanten Bahn, auf der schon einige Meilen voraus die Bäume weggeschlagen und Arbeiter beschäftigt waren, den Damm aufzuschütten. Weiterhin hörte das auf, aber es zeigten sich doch noch vielfach die Spuren der Miner in Gestalt kleiner Steinhalden und der Löcher im Felsboden, wo geschürft worden war. Noch ist ja hier die Zeit der „Prospectors", der ersten Mineralspürer, die mit geübtem Auge über das Land wandern und da und dort das Gestein anschlagen. Merken sie, daß es metallhaltig ist, so brechen sie eine geeignete Probe los, mahlen und waschen sie und schicken das Ergebnis an die Untersuchungsanstalt in der Stadt, die ihnen dann den Prozentsatz des Mineralgehalts angibt. Scheint danach der Betrieb lohnend, so eröffnen sie auf eigene Faust ihre Mine.

Gelegentlich trafen wir auch ein Blockhaus, aus großen, lehmverklebten Baumstämmen gefügt, oder eine urtümliche Waldschmiede unter einem von Ästen gestützten Reisigdach, mit primitivem Blasebalg. Ja sogar Briefkästen fanden wir zweimal am Wege. Das heißt, einfache viereckige Holzkisten, an einen Baum genagelt, an deren einer Seitenwand die obere Hälfte offen war. Mein Kutscher griff in den Kasten, entnahm ein paar Briefe, legte sie unter seinen Wagensitz und tat ein paar andere hinein. Die Prospektoren und Miner kommen im Laufe des Tages je nach Gelegenheit vorbei, holen sich ihre Briefschaften selber heraus oder legen solche ein.

Die stattlichen, verwegen aussehenden Männer, denen wir öfters begegneten, machen hier in der Natur und ihrer Arbeit einen ungleich vorteilhafteren Eindruck als in den Spielhöllen der Stadt, und ein freundlicher Gruß wird gern gewechselt.

In manchen Lebenslagen mag es ja nicht angenehm sein, mit ihnen in Berührung zu kommen, Polizei und Gesetz erfreuen sich nur mäßiger Verehrung in diesen weltfernen Gegenden. Andererseits wieder ist es sehr bezeichnend, wie das natürliche Bedürfnis der Gegenseitigkeit den wilden Gesellen ganz von selbst Sittengesetze gibt. Dieselben

Burſchen, die unbekümmert einmal die Reiſekutſche im Walde anhalten, wenn ein Paſſagier gar zu auffallende Brillanten am Finger zeigt, ſind untereinander vollkommen ehrlich. Niemals kommt bei jener eigentümlichen Briefbeſtellung im Walde eine Veruntreuung vor. Alle die Blockhäuſer ſtehen unverſchloſſen, wenn auch die Inſaſſen fernab im Walde arbeiten. Kommt ein Wanderer vorüber, der eines Imbiſſes bedarf, ſo tritt er ruhig ein, nimmt ſich Brot, Käſe, Schinken aus dem Schrank und ſeinen Trunk Whisky, aber nicht mehr als er braucht; er ſtellt nachher wieder alles an Ort und Stelle, und wenn auch die Uhr des Hausherrn vor ihm auf dem Tiſche läge, er würde ſie nicht mitgehen heißen. Kehrt der Beſitzer nachher zurück, ſo ſieht er, daß jemand die Gaſtlichkeit ſeines Hauſes in Anſpruch genommen hat, und es iſt all right.

Drei Stunden war ich gefahren, die Sonne war am Untergang, als plötzlich unter den dämmernden Bäumen ein paar weiße Zelte ſichtbar wurden; daneben ein kleines dunkles Blockhaus und ein Gatter mit Pferden — wir waren an dem „Hotel" mit dem ſtrahlenden Namen angelangt. Ein kleiner Mann kam uns entgegen, um uns als der Wirt zu begrüßen. Kaum hatte er aber mein erſtes Wort Engliſch gehört, als er mir auf Deutſch, mit dem ſchönſten Leipziger Akzent, entgegnete:

„Ei ſcheenen guten Abend, ſeien Sie willkommen!"

Es war ein vielgewanderter Sachſe, der wunderlich hierher verſchlagen war und an dieſer Stelle im Dienſt der Eiſenbahngeſellſchaft ein wirkliches Hotel einrichten ſollte. Vorläufig beſtand es noch aus einem alten Proſpektor-Blockhaus und einigen Zelten. Reichlich durchfroren betrat ich mit dem Wirt das Gebäude.

Bisher hatte ich zu meinem Erſtaunen noch nicht das geringſte Anzeichen der Nähe des großen Colorado-Cañons geſpürt. Nur einmal unterwegs, etwa 32 Kilometer von hier, hatte ich von einer Waldlichtung aus in der Ferne, wo das Plateau etwas tiefer lag, undeutlich zwiſchen dem treibenden Schnee und Regen ein breites Band dunkler Färbung gewunden durch das Gelände dahinziehen ſehen. Das

sei, sagte der Kutscher, der große rim, der „Riß" in der Erdoberfläche. Doch war das Bild viel zu unklar, zu fremdartig, um recht begriffen zu werden, und es kam kaum zum Bewußtsein, als es schon wieder hinter dem Walde verschwunden war.

Jetzt schritt ich nun, von hinten in das Blockhaus eingetreten, einen Augenblick zu seiner Vordertür hinaus, um mich zu orientieren, und — prallte jäh zurück! Nicht zwanzig Schritte vom Hause tat sich unvermittelt der ungeheure Abgrund auf. Stockenden Pulses stand ich vor dem düster-grandiosen Bilde, dessen Einzelheiten bereits in einer mystischen Dämmerung verschwammen. — —

Doch vom Cañon will ich zusammenhängend erzählen. Nach einigen Minuten riß ich mich für heute von dem in Nacht versinkenden Riesenschlunde los und wandte mich der kleinen, an seinem Rande klebenden Menschenwohnung zu. Im Gastraum des Blockhauses loderte ein mit gewaltigen Holzkloben genährtes Kaminfeuer, und ich genoß jetzt zunächst das unsägliche Behagen, vor ihm im bequemen Stuhl die erstarrten Glieder mit belebender Wärme durchrieseln zu lassen. Außer dem Wirt und mir sind noch ein paar Gäste hier. Ein älterer Herr, eine interessante Erscheinung mit weißem Haar und fein und kühn geschnittener Nase, der fast die ganze Welt gesehen hat und fesselnd darüber zu plaudern weiß. Er war schon im Cañon und gibt mir gute Ratschläge für seinen Besuch. Auch der Wirt erzählt trefflich von Land und Leuten dieser Wildnis. Ferner ein junger, blasser Mensch in bescheidener städtischer Kleidung, mit überarbeitetem Gesicht, ein Schullehrer aus einer Stadt des Ostens, der seine Ferien und seine kleinen Ersparnisse zu einem langersehnten Besuch des Cañons benutzt. Er will morgen mit mir zusammen in den Cañon hinab. Flackernd spielen die Lichter des Feuers über uns und tanzen auf den rohen Balken der Wände; das Gespräch wandelt dahin über die Dinge, die hier uns alle interessieren: über die Pueblo-Indianer und ihre seltsamen Sitten; über die Mesa encantada, den „verzauberten Berg", einen der wunderlichsten jener Inselberge, dessen senkrechte Wände bis vor kurzem für unersteiglich galten, auf dessen Höhe die ersten

Beſucher aber doch Spuren von menſchlichen Bewohnern gefunden haben wollen; über das Leben der Proſpektoren und Waldleute, ihre wilden Räuberinſtinkte und ihre eigentümliche Ehre und Reputation daneben; über die Art, wie Eigentum hier erworben wird und die leidenſchaftlichen Rechtskämpfe der erſten Pioniere der Wildnis mit den ſpäter nachdrückenden ſtaatlich privilegierten großen Geſellſchaften uſw. Wie ſchön war es, daß ich gerade noch in dieſen Tagen hier weilen konnte, ehe ein richtiges Hotel mit flegelhaften Niggerboys hier ſtand; ehe die Eiſenbahn die Scharen von blaſierten Touriſten ausſchütten wird; ehe „Blookers Kakao" mit Rieſenbuchſtaben an den Felſenwänden des Cañons angeſchrieben iſt.

Dann ſuchte ich draußen mein Lager in einem der zwiſchen dem friſchen weißen Schnee ſtehenden, aber wenigſtens gebielten Zelte auf. Der Schneefall ſelbſt hatte aufgehört; am entwölkten Himmel ſtrahlten die Sterne groß und glänzend in der froſtklaren Luft. Es war eiſig kalt unter dem ſommerlich dünnen Zeltdach, die Luft fühlte ſich bei jeder Bewegung, die man machte, wie kalter Stahl an. Aber es war doch wunderſchön! Wie das Kind, das am heiligen Abend einſchlummert, weiß, daß es morgen früh ſein Geſchenk unter dem Chriſtbaum finden wird, ſo war mir für den nächſten Morgen das große Erlebnis, der Beſuch des Cañons, gewiß. Selbſt der Wind war eingeſchlafen, und mit Ergriffenheit, ich möchte ſagen mit Staunen, empfand ich, lange noch ſtill und wach zwiſchen meinen Decken liegend, das tiefe, große, abſolute Schweigen des Urwaldes, das nach all dem wochenlangen unabläſſigen Brauſen des Atlantiſchen Ozeans, dem Lärm der Städte, dem Rollen der Eiſenbahn ſeinen Mantel über mich breitete.

11.

Der große Cañon des Colorado.

1900.

Wer uns auf dem Wege der Santa-Fé-Pazifikbahn zum „fernen Westen", zu den weiten, einsamen Hochflächen von Arizona, gefolgt ist, hat gesehen, daß wir uns hier in einem Lande von ungewöhnlicher Bildung befinden. Ebenen, glatt und unabsehbar wie die Fläche eines Meeres, dehnen sich um uns aus, das Ergebnis einer, in diesem Umfang selten vorkommenden, völlig wagerechten Felsschichtung der Erdrinde. Da und dort nur, wo Reste früherer, darüberlagernder Schichten stehengeblieben sind, erheben sich Felsstufen und seltsam geformte Inselberge, weithin sichtbar in der klaren Atmosphäre dieses Hochlandes, auf dem kein Punkt unter 2000 Meter Meereshöhe hinabsinkt.

So schön die zarte Färbung dieser fernen Berge ist, so leuchtend der Himmel, so rein die Luft, an den landschaftlichen Formen dieser Gegenden zeigt es sich doch in der Tat, daß sie trotz vorübergehender Regenstürze unter einer großen Wasserarmut leiden. Wo die Regen Wasserläufe geschaffen haben, graben diese sich unvermittelt mit rechtwinkligen, wie mit dem Messer eingeschnittenen Wänden in den ebenen Boden ein und arbeiten ihre Täler möglichst senkrecht weiter in die Tiefe. Die Wagerechtheit der Schichtung, der Mangel an häufiger fallendem Naß und besonders an verwitternder Luftfeuchte bringen es mit sich, daß die Wände dieser Täler sich in ungewöhnlicher Weise unzerstört erhalten.

Das gilt von den kleinen, fußtiefen Regenrinnen ebenso wie von den mehrere Meter in den Boden eingesenkten, nach Art der Wadis

der Sahara meiſt trockenliegenden Wildbachbetten; nur daß je größer und tiefer ſie ſind, um ſo mehr Seitenklüfte und Terraſſenſtufen die Wände gliedern. Das gilt z. B. auch von einer ſo erſtaunlichen Bildung wie dem „Cañon Diablo", der „Teufelsſchlucht", welche die Bahn unweit der Station Flagſtaff überſchreitet. Einer Art Vorläufer für den großen Cañon, der dem Reiſenden die erſte Ahnung gibt von dem, was er zu erwarten hat. Die kleinen illuſtrierten Reiſebüchlein, die die Eiſenbahngeſellſchaft herausgibt, haben uns auf ſein Vorhandenſein vorbereitet, der Schaffner macht uns überdies noch kurz zuvor auf ſeine unmittelbare Nähe aufmerkſam, aber noch eine Minute vorher vermögen wir nicht das geringſte Anzeichen von einer Einſenkung in der grauen, ebenen Steppenfläche, die der Zug durcheilt, zu entdecken. Dann erſcheint mit einem Male, ganz dicht vor uns, ein dünner dunkler Streifen, der von weither in Schlangenwindungen über die Ebene zieht. Ehe wir noch über ſeine Bedeutung ins reine kommen können, ſchwebt der geſamte Zug plötzlich auf einer ſchmalen, wie ein Spinngewebe luftigen Eiſenbahnbrücke hoch über einem mit jähen Steilwänden hinabſtürzenden, waſſerleeren Abgrund von 165 Meter Breite und 68 Meter Tiefe. Und wieder, ehe man dieſen Anblick richtig erfaßt hat, iſt der andere mit dem erſten in einer gleichen Ebene liegende Schluchtrand gewonnen; noch eine Minute ſpäter, und wir ſchauen von neuem über die unbegrenzte Steppenfläche dahin, ohne angeben zu könuen, wo der Teufels-Cañon geblieben iſt.

Ganz der gleichen Natur wie dieſe kleinen und größeren Klüfte iſt auch der große Colorado-Cañon; nur in ſeinen Verhältniſſen von ſolch einer Rieſenhaftigkeit, daß es ſchwer iſt, eine Vorſtellung davon zu geben.

Weit im Norden von hier, an den Nordgrenzen Utahs, entſteht der Colorado-River, d. h. der gefärbte Fluß, aus der Vereinigung des Green- und des Grand-River und fließt in ungefähr ſüdweſtlicher Richtung dem Meerbuſen von Kalifornien zu. Auf dieſem Wege ſchneidet er ſich in der geſchilderten Weiſe tiefer und tiefer in die horizontalen Schichten des nach ihm genannten Colorado-Plateaus ein, bis er ſchließlich

einen Felsenschlund von gegen 2000 Meter Tiefe bildet. Leicht ist diese Zahl ausgesprochen, kolossal aber ist, was sie in einem solchen Fall bedeutet. Könnte eine Brücke von Ufer zu Ufer geschlagen werden, so würden wir auf ihrer Mitte so hoch über dem Wasserspiegel des Stromes schweben, daß ein Seil von der Länge der Leipziger Straße in Berlin den Boden nicht berührte! Auch bei ihm meldete, an der Stelle, wo ich ihn sah, wie im vorhergehenden Abschnitt erzählt wurde, kein Zeichen seine Nähe vorher an; im hochstämmigen Fichtenwald gelangten wir bis hart an seinen Rand, ohne ihn zu gewahren. Dann lag mit einem Schlage das ungeheure Bild in seiner ganzen Größe vor uns aufgerollt.

Was ich an jenem ersten Abend von ihm sah, war so gewaltig und so fremd zugleich, daß ich zunächst darauf verzichtete, zu einem deutlichen Bewußtsein davon zu kommen.

In der frostklaren Frühe des nächsten Tages, der mich mit hellem Sonnenschein im Zelt weckte, war ich von neuem am Rand des Abgrundes, der, wenige Schritte entfernt, zu einer Tiefe abstürzte, als müsse selbst der Adler zögern, sie zu überfliegen. Wohl stand heute das Gemälde in Morgenklarheit vor meinen Augen, und doch, es war auch jetzt noch so außerordentlich, daß der Verstand erst langsam, allmählich, forschend und vergleichend, es zu erfassen und das Gefühl sich der ganzen Größe des Eindrucks bewußt zu werden vermochte.

Dein Blick schweift zum jenseitigen Talrand hinüber. Daß dieser sehr weit liegt, sagt er dir wohl, aber er warnt dich auch davor, eine Schätzung zu wagen; denn gar zu fremdartig ist die wundersame Lufttönung, gar zu unbekannt das Größenmaß der fernen Felsengebilde dort. Endlich meinst du zögernd und staunend, fünf bis sechs Kilometer möge die Breite wohl betragen; lächelnd aber zeigt dir der Blockhaushalter auf der Karte, daß es deren achtzehn bis zwanzig sind.

„Sehen Sie drüben die winzigen dunklen Spitzen auf der Höhe des Randes? Das sind die Bäume des Urwaldes, der auf der andern Seite ebenso hoch ist wie hier und ebenso hart an den Abgrund herantritt."

Wir ſchauen zur Tiefe.

Nicht mit einemmal ſtürzt natürlich das Ufer bis zu der an dieſer Stelle vielleicht 1500 Meter tiefen Sohle des Tals hinunter. Das wäre ja bei der phyſikaliſchen Beſchaffenheit der Geſteine der Erdrinde unmöglich. Der Abſturz erfolgt in mehr oder minder breiten Terraſſen. Hierbei legt der ungeheure Spalt in der Erdſchale von oben nach unten die verſchiedenen Geſteinſchichten bloß, eine nach der andern, die hier wagerecht übereinandergelagert ſind. Je nach ihrer Härte und inneren Struktur ſind innerhalb ihrer einzelnen Bereiche die Talwände entweder ſenkrecht eingeſchnitten oder in zahlreichen Treppenſtufen abgeſetzt, bilden ſchräge Geröllhalden oder endlich breit abgewaſchene, flach geneigte Plateaubänder. Und auch nicht etwa als zwei geradlinige, parallele Wälle ziehen die beiden Uferwände dahin, ſondern wunderbar vielgeſtaltig hat der Fluß und ſeine Nebenadern ſie in das Plateau hineingenagt. Ungeheure Felſenkeſſel verbreitern hier das Tal in mächtigem Rund; lange Halbinſeln ſtrecken ſich umgekehrt vom Plateaurande vor, oft ſo ſchmal, daß ſie wie gigantiſche Mauern daſtehen; iſolierte Plateaureſte, ähnlich dem König- oder Lilienſtein der Sächſiſchen Schweiz, nur ungleich höher und großartiger, ſteigen aus der Tiefe empor; ſchmale, im Zickzack geſchlängelte „Creeks", ſcharfe, fürchterliche Riſſe in der Erdrinde, greifen von der Hauptſchlucht weit nach den Seiten in das Plateau hinaus. Auf der dem Blockhaus gegenüberliegenden Seite des Cañons ſchauen wir gerade in einen ſolchen hinein, der Bright Angel's Creek, d. h. „Schlucht des leuchtenden Engels" genannt wird. Unſer Blick verliert ſich dort in dämmerblauer Ferne.

Das Waſſer des Coloradofluſſes ſelbſt iſt vom Blockhaus nicht zu ſehen. Wir ſchauen nur bis zu einer niedrigeren Stufe des rieſigen Tals, einem breiten, grünlich gefärbten Plateau, und würden dieſes vielleicht für den Boden des Cañons halten, wenn nicht die dunkle Linie eines noch tieferen Riſſes, der dies grünliche Plateau durchzieht, in ihm die eigentliche Lage des Stroms ankündigte. Das grüne Plateau liegt bereits gegen 1000 Meter unter uns. Ein kleiner weißer

Punkt an einem schmalen Streifen hellgrüner Vegetation, der dort sichtbar wird, soll ein Zelt sein, das vor einigen Tagen eine Gesellschaft von Kupferminen-Ingenieuren dort aufgeschlagen hat. Von ihm bis zum Spiegel des Flusses sind aber noch weitere 4—500 Meter zurückzulegen.

Dies die riesenhaften Grundformen des Cañons, wie sie uns hier oben an seinem Rande im großen entgegentreten. Gegliedert sehen wir sie in eine unglaubliche, wahrhaft sinnverwirrende Fülle phantastischer Einzelgebilde: Säulen, Zacken, Türme, stufenförmige Pyramiden, Höhlen, überhängende Felsenplatten, Felsblöcke, die, mit unmittelbarem Absturz drohend, halb über dem Abgrund hängen, Ströme von solchen, die schon abgestürzt sind, u. a. m.

Und nun das große, prachtvolle Wunder in dieser anscheinend aller Regel spottenden Wildnis! Alle die einzelnen wagerechten Gesteinschichten der Erdrinde lassen sich, soweit das Auge reicht, in immer gleicher Ausbildung und in fast unveränderlich gleicher Höhe längs der Talwände verfolgen. Sie sind verschieden gefärbt, so daß sie wie die Schichtungen einer Torte übereinanderliegen: weiß, gelb, dunkelrot, grünlich, hellbraun; und diese Farbenstreifen ziehen, immer gleichbleibend breit, als wundersame, unerschöpflich vielfältig gewundene, aber stets wagerechte Bänder dahin; sie umkreisen die Vorsprünge und zeichnen deren bizarre Formen mit reizvoller Deutlichkeit ab; sie laufen in die Seitentalspalten hinein, verschwinden dort für uns und kehren in der gleichen Färbung und in der gleichen Höhenlage wieder daraus zurück; sie treten in dem ihnen zukommenden Niveau auch an den isoliert emporragenden Kastellen, Türmen und Stufenpyramiden wieder auf, die vor den Cañonwänden stehen und deren ursprüngliche Verbindung mit dem Plateau im Laufe der Jahrtausende weggewaschen ist. Diese gleichmäßigen, in all dem krausen Wechsel der Formen unverändert parallel bleibenden Linien bändigen, mäßigen, veredeln den Eindruck des Wilden, Ungeheuren, Überwältigenden dieser gewaltigen Naturbildung, indem sie eine ebenso gewaltige Gesetzmäßigkeit, einen wunderbar erhabenen architektonischen

Rhythmus hineinbringen. Nicht erdrückt wird nun die Seele, ſondern mächtig emporgehoben wie durch eine gewaltige Muſik. Ich kann es vollkommen verſtehen, wenn ein Schilderer des Cañons geſagt hat, die Seele Michelangelos und Beethovens zugleich liege in dieſen Felſen.

Ganz aber wird auch das ihrem Eindruck nicht gerecht. Es kommt noch etwas hinzu, was über das nur Titaniſche übermächtiger Geſtalten und Rhythmen noch höher adelnd hinausgeht. Das iſt der unſagbare Zauber der Geſamtfärbung. Die ungeheure Entfernung und die Eigenart der Luft hier mildert, läutert und ſchmilzt alle die verſchiedenen Farbentöne der Geſteinsbänder zu einer nie geſehenen, von keinem Gemälde zu erreichenden Harmonie, deren Grundzug höchſte Zartheit iſt. Das iſt gerade das Wunderbare an dieſer Erſcheinung, daß die ungeheure Wucht der Formen eingetaucht iſt in einen Farbenſchimmer von weichſter Sanftheit: ein Roſa, Lichtgelb, Mattblau, Blaßgrün, über dem als verbindender Hauch ein roſiges Violett von wahrhaft ätheriſcher Delikateſſe ſchwebt.

Doch für den Leſer bleiben dieſe Sätze alles vielleicht immer noch nur Worte, Worte. Ich will verſuchen, ſie zu verlebendigen durch die Schilderung meiner eigenen Wanderung, aus der ſich mir ſelbſt das Geſamtbild des Cañons erſt lebendig aufgebaut hat.

Im allgemeinen ſind die Steilwände des Cañons völlig ungangbar. Es gibt jedoch an mehreren Stellen, wo Schluchten oder Schutthalden die ſenkrechten Geſteinsſtufen abſchrägen, ſchwindelkühne Pfade, meiſt alte Indianerwege, die in zahlloſen Schlangenwindungen zum Talgrund hinabführen. Ab- und Wiederanſtieg erfordern einen vollen Tag.

Ein ſolcher Pfad, the old Indian gardens' trail, d. h. „der Weg zu den alten Indianergärten", leitet unmittelbar neben der Stelle, wo das Bright-Angel-Blockhaus liegt, zur Tiefe hinab; ſein Vorhandenſein iſt auch der Grund, weshalb das Gaſthaus hierher gebaut werden ſoll.

Ich betrat ihn gegen 8 Uhr morgens, zusammen mit dem gestern gefundenen Reisegenossen, dem jungen amerikanischen Schullehrer. Steil führte er abwärts. Zunächst in eine mit schwerem Geröll und dichtem Baum- und Strauchwerk verhüllte Schlucht, in der Felswände den Ausblick umschränkten. Hinter uns wuchs der scharfgeschnittene Rand des Plateaus, auf dem das Blockhaus stand, rasch zu einer gewaltigen, stellenweise überhängenden Mauer über unserm Haupte empor, in bizarre Felsgebilde sich gliedernd, die wir von oben nicht gewahrt hatten, die aber jetzt Türmen gleich zwischen den Baumwipfeln auf uns herniederschauten. Gerade über unsern Köpfen, zur Linken des Pfades, starrte ein solcher Felszacken, wunderlich zerfressen, in die Luft, wie ein gigantisches Monument von fremdartig uralten Formen, das zu verwittert ist, um noch erkennen zu lassen, was es bedeutet. In einem andern Lande würde es wahrscheinlich längst irgendeinen romantischen Namen tragen, und man würde allein seinetwegen eine Reise machen, so groß und seltsam sah es aus.

Die Stelle, wo der old Indian gardens' trail abwärts führte und wo das Blockhaus lag, war der Hintergrund eines jener ungeheuren Felsenhalbrunde, die den Cañon gliedern; eine große seitliche Ausbuchtung des Coloradotals, in Form eines griechischen Theaters etwa, nur unermeßlich viel größer. Den Boden dieses Halbrunds, die Orchestra des Theaters, gab jenes grünliche Plateau ab, das sich dann nach vorn weiter in das Haupttal hinaus erstreckte. Ein harter, feuersteinreicher Kalk bildete, treppenförmig abgesetzt, die oberste, 70—80 Meter starke Schichtenfolge der Wände dieses Theaters. In unserer umgrünten Schlucht durchmaßen wir sie und kamen nun in den Bereich einer Schichtenfolge aus sehr reinem hellfarbigem, in Riesenbänken gelagertem Sandstein, dessen harte Struktur es mit sich brachte, daß er überall, soweit ihn das Auge, auf zahllose Meilen, im Cañon verfolgen konnte, durchaus senkrechte Steilwände bildete. Von oben hatte er wie ein schmales, endloses weißliches Band ausgesehen. Auch dieser Sandstein wurde von unserer Abstiegschlucht schräg durchschnitten. Seine Massen wuchsen daher riesenhaft um uns empor, senkrechte Kluftflächen

von mehr als 100 Meter Höhe bildend. Auf dieſen hellen Sandſtein folgten verſchiedene Schichtgruppen eines roten Sandſteins, deren Geſamtmächtigkeit mehr als 500 Meter betrug und in unerſchöpflich wechſelnden Formen: in ſenkrechten Steilwänden von noch größerem Ausmaß als vorhin, in Rieſenkuppen, überhängenden Felsgeſimſen, Geröllſtrömen, tiefen Höhlungen und dergleichen gegliedert war. Im Bereich dieſes roten Sandſteins leitete uns der Pfad jetzt in das Freie. Hier an ſteiler Wand über jähem Abgrund klebend, dort zwiſchen wilden Klippen ſich hindurchwindend, hier über Ströme von Schutt im Zickzack ſteigend führte er weiter abwärts. Nun konnten wir weit voraus und in die Ferne ſchauen. Felszacken, die einige Zeit vorher klein wie ein Finger ausſchauten, wuchſen, wenn wir herankamen, zu einer Rieſengröße auf, die alle menſchlichen Werke hinter ſich ließ. Staunend ſahen wir uns auf allen Seiten von einer Felſenwelt umringt, in der die Maſſe des Kölner Doms wie ein aus Elfenbein geſchnitztes Pretioſenkäſtchen angemutet hätte.

Mit unſerm Abſtieg war die Temperatur raſch wärmer und wärmer geworden. Oben auf der Höhe hatten wir Schnee und nordiſche Fichtenwälder zurückgelaſſen, in der Mitte der Taltiefe herrſchte ſchon eine Hitze, die den Kaktus in den mannigfachſten Varietäten zwiſchen den Felsblöcken erblühen ließ. Endlich war auch die breite Zone des roten Sandſteins durchmeſſen. Nunmehr begann ein dünnblättriger grünlicher Kalk vorzuherrſchen, deſſen Mächtigkeit wieder nahezu 500 Meter betrug. Infolge ſeiner Weichheit bildete er nicht ſolche ſchroffe Steilhänge und Felszacken wie der weiße und rote Sandſtein, ſondern ſanfte Abhänge. Er ſchuf jene große Talſtufe, die wir als das grünliche Plateau von oben erblickt hatten. In Wahrheit war es aber keine Ebene, ſondern eine ziemlich unregelmäßige, wellige Terraſſe, die in flachem Winkel zum Haupttal abfallend den Boden des großen Felſentheaters bildete.

Beflügelten Schrittes eilten wir auf ihr weiter und ſahen nach kurzer Wanderung, um einen Hügel biegend, das Zelt, das wir vom Blockhaus aus als einen kleinen weißen Punkt erblickt hatten. Es

war in Wirklichkeit recht ſtattlich, beſaß einen für ein Dutzend Perſonen ausreichenden Schlafraum und eine davon geſonderte Küche. Bewohner waren nicht darin, aber Tiegel und Pfannen konnten erſt vor kurzem gebraucht ſein.

Der Platz, an dem man es aufgeſchlagen hatte, war ein unerwartet reizendes Idyll in dieſer heroiſchen Umgebung. Wenig oberhalb entſprang ein kleiner Bach, den ein breiter Gürtel von hohem Schilfrohr und friſchgrünen Weidenbäumen begleitete. Unter dieſen Weiden bildete der Bach hier und dort kleine poetiſche Teiche, auf deren ſtillem Waſſerſpiegel die Sonnenflecken zitterten. Rückwärtsſchauend überblickten wir von hier aus das Felſenrund, in dem wir abgeſtiegen waren. Jetzt reckten ſich ſeine Wände rings um den Talgrund zu einem ungeheuren Halbzirkel von überwältigender Majeſtät empor. Kaum war oben am Plateaurand das Bright-Angel-Blockhaus noch zu unterſcheiden, ſo klein war es geworden; der weiße Sandſtein und die oberen Lagen des roten erſchienen nun von unten wieder, wie ehedem von oben, gleich ſchmalen parallelen Streifen; und ganz vergeblich ſuchten wir jenes erſte feierliche Felſenmonument, das uns beim Beginn unſeres Abſtieges ſo groß und merkwürdig erſchienen war; es war in der Fülle von ähnlichen Auszackungen des Plateaurandes, die von hier alleſamt wie unbedeutende Klippen ausſahen, überhaupt nicht mehr feſtzuſtellen.

Nachdem wir im Schatten der Weiden einen wohlverdienten Imbiß verzehrt und uns durch einen Trunk aus dem klaren Bach wieder geſtärkt hatten, begannen wir die Wanderung aus dem Felſentheater hinaus auf die Fläche des Haupttals, um den eigentlichen Coloradoſchlund aufzuſuchen. Lange ſchritten wir gemächlich zwiſchen welligen Geröllhügeln und dürren Salbeibüſchen vorwärts, bis ein plötzlicher, durch eine Wendung veranlaßter Rückblick uns zu neuem Staunen feſthielt. Immer glaubt man, nunmehr die letzte mögliche Steigerung des Eindruckes im Cañon erlebt zu haben, und immer wieder ſieht man das bisher Bewunderte in noch Größerem aufgehen. Das Felſentheater, in dem wir abgeſtiegen waren, ſchien auf Erden nicht ſeinesgleichen haben zu können — jetzt erblickten wir, aus ihm in das Haupttal

herausgetreten, zu ſeiner Rechten und zu ſeiner Linken, durch rieſenhafte Halbinſeln und Zungen des Plateaus geſondert, neue ſolche Theater von ganz der gleichen Größe, mit ganz der gleichen Fülle an Einzelgebilden ausgeſtattet und ſo ähnlich dem unſrigen, daß wir uns ſofort einige genaue Kennzeichen unſeres durchmeſſenen Weges merkten, um bei der Rückkehr nicht in einen falſchen Felſenkeſſel zu geraten. Auch gegenüber, an dem nun näher gerückten andern Ufer des Cañons, erkannte das Auge ganze Reihen derſelben Ausbuchtungen; und wenn auch aufwärts und abwärts in der Ferne Felſenkuliſſen noch weiteren Ausblick verſchloſſen, ſo blieb doch kein Zweifel, daß ſich die gleichen ungeheuren und im einzelnen ähnlich ausgeſtatteten Bildungen viele, viele Meilen weit wiederholen mußten. — Ich weiß nicht, wie weit es dem armſeligen Wort möglich iſt, die ganze Gewalt eines ſolchen Eindruckes wiederzugeben.

Endlich aber näherten wir uns der Hauptſchlucht, dem großen, düſteren Spalt, der ſich durch die Mitte des Talbodens dahinwand. Eine vor uns liegende ſchmale, in den geheimnisvollen Riß vorſpringende Felſennaſe erſchien als ein Punkt, von dem aus der Fluß ſelbſt gut ſichtbar werden müßte. Jäh, mit wetterzerriſſenen Wänden, auf ihrer Oberfläche nur noch ein wildes Haufwerk aus loſen, abſturzbereiten Platten, ſtürzte ſie in eine, zunächſt noch unabſehbare Tiefe hinunter. Prüfenden Schrittes trat ich ganz auf ſie hinaus; ein dumpfes, fernes Rauſchen drang an mein Ohr — der erſte Laut des Fluſſes —, und mit einem unwillkürlichen Gefühl des Schauderns ſtand ich ſtill. Mein Blick fiel gerade hinab in den furchtbaren Schlund. 500 Meter etwa noch unter mir, alſo faſt in der doppelten Tiefe des Eiffelturmes, rann der Strom, ein ſchmales, trübgelbes Waſſerband, ſchäumend und wirbelnd zwiſchen finſteren, tiefbraunen, anſcheinend lotrechten Felſenwänden dahin. So tief und eng iſt die letzte Schlucht des Colorado, daß ſelbſt zur Mittagszeit die Sonnenſtrahlen nur an wenigen Punkten zu ſeinem Waſſer hinabgelangen!

Äonen rückwärts in der Geſchichte des Erdballs — niemand kann eine Zahl an Stelle dieſes Ausdruckes ſetzen —, und Weltmeere ſchlugen

ihre Wellen über diesen Gegenden, in denen wir weilen. In ihren lichtlosen Tiefen bauten sich, allmählich zu Stein erhärtend, die Felsenschichten auf, die heute hier die Erdrinde zusammensetzen. Dann stieg, in der vorletzten geologischen Periode, der Tertiärzeit, der Meeresgrund langsam empor und wurde Festland. Der Strom, der heute dort unten schäumt, entstand auf diesem Festland, floß in mannigfachen Windungen über dessen horizontale Oberfläche dahin und begann sich einzuschneiden in sie, tiefer und tiefer. Und wie die Säge die Jahresringe eines Baumstammes zerteilt, so durchschnitt er eine nach der andern von den in Jahrmillionen abgelagerten und Stein gewordenen Schichten bis hinab zu ihrem Fundament, auf dem das Meer sie aufgebaut hatte, dem Urgestein, der Erstarrungsrinde des ehemals feurigflüssigen Erdballs. Und auch hier hat er nicht haltgemacht, sondern er hat sich noch 300 Meter tief in den stahlharten, klingenden Urgesteinfels hineingearbeitet! Ein Anblick von grandioser, an Dantes Hölle gemahnender Gewalt, diese letzte düstere Klamm mit ihren braunroten Felsenwänden, die scharfkantig und blank, wie poliert, aus dem strudelnden Wasser aufstiegen und nur hier und da einer Sandbank, aber keinem zusammenhängenden Weg am Ufer Raum gaben.

Wohl eine Stunde weilten wir hier vor dem beispiellosen Bilde. Dann kehrten wir zurück zu dem alten Indianergartenpfad, um durch weitere Klüfte und Gründe zum Fluß selbst hinabzuklettern.

Bis in die Region des Granits waren wir dabei bereits gelangt, als plötzlich ein anderer Anblick uns festhielt und alles andere vergessen ließ. An einer senkrecht aufsteigenden Talwand über uns erschauten wir ein paar merkwürdige Gebilde: Steinmassen, die nicht von der Hand der Natur geformt sein konnten. Ein Blick durch das Glas gab die Gewißheit, daß es „cliff-dwellings" sein mußten, einige jener merkwürdigen rätselhaften Felsenwohnungen eines untergegangenen Volkes, das in unbekannter Zeit in diesen Einöden gehaust hat. Man hat diese „Cliffdwellings" in verschiedenen Teilen des Cañons entdeckt, besonders zahlreich in dem sogenannten „Walnut-Creek" weiter flußabwärts.

In den Grundzügen gleichen ſich alle dieſe Klippenwohnungen. Es ſind niedrige Gemäuer zwiſchen den horizontalen Flächen zweier hervorſtehenden Felſengeſimſe an einer ſteilen Bergwand. Sie umſchließen kleine Räume, die ſelten hoch genug ſind, um einem Mann das Aufrechtſtehen zu erlauben: Decke und Fußboden bildet der natürliche Felſen. Oft hoch über dem Tal an Wänden angelegt, wo ſonſt nur Vögel zu niſten pflegen, dienten ſie wohl als unnahbare Zufluchtsorte beim Herannahen eines Feindes. Kein Lied, keine Sage meldet uns mehr etwas von dem Namen, der Raſſe, der Lebensweiſe jenes Volkes; nur dieſe Mauerwerke und Reſte einer kunſtvollen Töpferei, die man hier und da in ihnen gefunden, geben noch eine dürftige, rätſelreiche Kunde.

Wir kletterten auf einer Schutthalde zum Fuß der Sandſteinwand empor, an der unſere Cliffdwellings hingen. Die eine Höhlenwohnung freilich ſchwebte in ſo ſchwindelnder Höhe an dem ſenkrechten Abſturz über uns, daß es unbegreiflich blieb, wie die Bewohner dort hinaufgelangt ſein mochten. Für uns beſtand keine Möglichkeit ſie zu erreichen. Die andere lag nur etwa 15 Meter über dem Beginn der Wand, eingeklemmt zwiſchen zwei vorſpringenden Schichten des Felſens, die durchſchnittlich kaum $^3/_4$ Meter hoch übereinanderlagen. Von der rechten Seite her war die untere Schicht dieſer Felsſpalte leicht zu erklettern. Auf allen Vieren krochen wir dann auf ihr entlang, um einen Felsblock herum, der nicht von Natur dort liegen konnte, ſondern jedenfalls wohl zur Verengung des Zugangs dorthin gewälzt worden war, und gelangten ſo an die Türöffnung des erſten Raumes. Die Mauern beſtanden aus übereinandergeſchichteten, mit rotem, bröckligem Lehm verbundenen, urtümlich behauenen Steinplatten, die aber doch in vollkommen rechtwinkligen Wänden gefügt waren. Der erſte Raum ſchloß oben an die obere Felsdecke an und war ſo niedrig, daß ich gerade darin aufrecht ſitzen konnte. Bei dem nächſten war die Felsdecke höher, man konnte ſtehen. Hier reichte die Mauer nicht bis oben hinauf, ſondern bildete nur eine geſchloſſene Bruſtwehr.

Im erſten Raum fand ſich etwas Stroh und ein kleiner glaſierter Scherben, ſonſt nichts. Wahrſcheinlich ſtammte das Stroh von

modernen Viehhirten her, die im Winter gern ihr Vieh in den warmen Cañon hinabführen, und so war auch der Scherben als Urkunde für die Erbauer kaum brauchbar.

Es war inzwischen 3 Uhr nachmittags geworden; wir mußten heimwärts eilen, wenn wir den langen und beschwerlichen Anstieg zu dem Bright-Angel-Blockhaus noch vor Einbruch der Nacht vollenden wollten. Es blieb infolge jener Abschweifung leider unmöglich, noch bis zum Flusse selbst hinabzusteigen.

Inzwischen hatte sich auch das Wetter geändert. Oben mußte ein scharfer Wind wehen, pfeilschnell kamen die Wolken von Süden über den jetzt so himmelhoch über uns hängenden Plateaurand herübergeflogen, zuweilen in dichten düsteren Massen. Dann rauschte prasselnder Regen oder Hagelschlag hernieder, so daß wir wiederholt unterwegs, unter irgendwelche Felsenplatten geduckt, den alten Cliffdwellern ähnlich, den ärgsten Schauer abwarten mußten, und dumpfer Donner rollte zwischen den Wänden in langtönendem Echo. Aber der Landschaft des Cañons gab das noch einen neuen Reiz. War das Wetter für uns vorüber, so blitzten die Felsen rings in der klaren Atmosphäre in noch reineren Farben als zuvor. Über den Riesenklüften der jenseitigen Ufer hingen nun die Gewitterwolken, düsterblau und mächtig, und einmal spannte sogar ein schimmernder Regenbogen eine zauberische Brücke gerade über den Höllenschlund des Hauptrisses hinweg.

Über alle Beschreibungen schön wurde das Schauspiel, je mehr die Sonne, während wir aufwärts stiegen, sich dem Untergange neigte. Langsam rückten die Schatten der westlichen Felsenwände an den gegenüberliegenden östlichen empor und hüllten sie höher und höher hinauf in dunkelblaue, mystische Schleier. Um so wundervoller schimmerten dafür die rotgoldenen Abendstrahlen auf den oberen Gehängen. Goldene Mauern umschlossen nun, unabsehbar hinziehend, den dunklen Talgrund; goldene Inseln, die Spitzen der einzelnstehenden, aus Dämmertiefen noch in das Licht emporragenden Felsgebilde, schwammen wundersam über dem langsam steigenden Schattensee; als leuchtende Bänder

ſtanden die helleren Geſteinsſchichten an den näheren Felswänden, und ein wahrhaft märchenhaftes Roſenrot überhauchte die große Ferne.

Doch die Inſeln verſanken, das Feuer der Bänder erloſch, und ſchließlich verdämmerte auch das letzte Roſa; in feierlichen, nächtigen Schatten lag der Cañon unter uns.

Es war faſt Nacht geworden, als wir uns endlich, todmüde durch den vom Regen in ſchlüpfrigen Brei aufgelöſten Pfad, dem Plateaurand und dem Bright-Angel-Blockhaus wieder näherten. Alles Geſchaute hatten wir rückwärts noch einmal durchmeſſen. Aus dem großen Haupttal waren wir wieder in unſer gigantiſches Felſenamphitheater getreten, hatten die Bänder des grünlichen Kalkes, des roten Sandſteins mit ſeiner gewaltigen Formenwelt, des weißen Sandſteins mit ſeinen jähen Steilwänden und zuletzt unſere erſte, umgrünte Engſchlucht wieder durchſchritten. Kurz ehe wir ihr erſehntes Ende erreichten, ſtand urplötzlich über den Baumwipfeln der Schlucht von neuem jener merkwürdige Felſen vor uns, der uns beim Abſtieg zuerſt ſo ins Auge gefallen war und den wir nachher über größeren Wundern vergeſſen hatten. Nun erneute und verſtärkte ſich im Dämmerlicht ſein Eindruck. Bei der veränderten Richtung der Lichter und Schatten erkannten wir mit einemmal deutlich, daß er ein ſeltſames, rieſenhaftes Geſicht trug, ein durch wunderbares Naturſpiel geformtes Antlitz von dämoniſchen Zügen, den Göttermasken ähnlich, die die Indianer des kanadiſchen Nordweſtens ſchnitzen. Die tiefen Schattenaugen ſahen ſchweigend in die ungeheure, totenſtille Welt hinaus, mit einem Ausdruck, wie ihn der große Sphinx von Giſeh beſitzt; jenem ſtarren Rätſelblick, in dem die Myſterien von Jahrtauſenden zu ſchlummern ſcheinen.

12.

Längs der Küste von Hawaii.

1900.

Auf dem kleinen Küstendampfer „Kinau", der einmal wöchentlich den Verkehr zwiſchen den Inſeln der Sandwichgruppe vermittelte, verließ ich an einem ſonnenglänzenden Mittag die kleine, durch den Zuckerbau gegenwärtig raſch emporblühende Stadt Hilo auf Hawaii, um nach Honolulu auf Oahu zurückzukehren. Gern würde ich jetzt zu meinen Worten noch farbenbunte Bilder mit der Laterna magica vorführen, ſo überaus reizend waren die funkelnden Gemälde, die auf dieſer Fahrt an meinen Augen vorüberwanderten.

Gleich die Abfahrt war ein ſolches. Die Eingeborenen Hawaiis haben eine wunderſchöne Sitte aus früherer Zeit in die graue moderne Allwelt-Ziviliſation hineingerettet und ſie auch den Eingewanderten mitgeteilt. Sie tragen bei jeder feſtlichen Gelegenheit — und auch ohne ſolche — bunte Blumenkränze auf den Hüten, Blütenkraufen um den Hals, lange, vielfarbige, blühende Gehänge um Bruſt und Rücken. Überall verkaufen Frauen dieſe friſchen Girlanden um ſpottbilligen Preis.

So war hier die ſchon vielfarbig gekleidete Menſchenmenge, die den Abfahrtsſteg und unſer Boot in dichten Gruppen erfüllte, Männer, Frauen und Kinder, über und über mit dieſen Blumen geſchmückt. Lachend, plaudernd, ſcherzend, mit Umarmungen und Abſchiedstränen, wogte das leicht erregbare Völkchen durcheinander, während die hübſchgeſchwungene Bai von Hilo, über deren lichten Waſſern die kleine „Kokosinſel" mit ihren Palmenwipfeln ſchwimmt, einen reizenden Hintergrund bildete.

Endlich tönte das Abfahrtssignal, die Brücke wurde hochgewunden, und nun flogen die Taschentücher und Blumenkränze, herüber- und hinüberwinkend, in die Höhe.

Wir hatten unter anderm eine kleine Schauspielertruppe aus Honolulu an Bord, die in Hilo gastiert hatte. Ich hatte sie selbst dort spielen sehen: kurze Einakter mit burlesken Niggerspäßen oder sentimental-patriotischen Szenen, wo der verlorene Sohn als ruhmbedeckter Held von Manila zurückkehrte, Taschenspielerkunststückchen, Couplets, groteske Tänze und dergleichen. Auch einen starken Mann hatten sie gehabt, der ein ungeheures Wagenrad und eine Schubkarre in die Höhe hob, ein Rasiermesser auf seiner Nase balancierte und ähnliche, ebenso erstaunliche wie überflüssige, Dinge tat und fürchterlich dabei schwitzte. Diesen ließen sie in Hilo zurück, denn er war eigentlich Plantagenarbeiter daselbst. Jetzt lief er aufgeregt auf der Landungsbrücke auf und ab und brüllte seine Abschiedsgrüße mit einer Kraft der Stimmmuskeln herüber, die der seiner Arme nichts nachgab. Unsere Schauspieler, ebenfalls über und über mit Kränzen behangen, hatten sich sogleich malerisch die Decktreppe empor gruppiert: Der dicke, vollmondgesichtige Komiker ließ einen großen, bunten Hampelmann tanzen, der Niggerdarsteller schnitt wahrhaft fürchterliche Grimassen mit Mund und Augen, die Sängerin der Gesellschaft, eine verblühte Schönheit von jenem eigentümlich rassigen Typus des Mischblutes, winkte, etwas mechanisch wie es schien, mit ihren Blumenketten. Sie lehnte dabei das Haupt an die Knie des über ihr sitzenden Elegants der Truppe, der, da er einen schwarzen Gehrock und einen Zylinder sein eigen nannte, immer die schönen und edlen Rollen zu spielen gehabt hatte; eines jungen Bürschens mit dünnen Beinen und schmachtenden Mandolinenaugen, hübsch, aber doch nicht halb so, wie er sich vorkam. Allesamt brachten sie den Zurückbleibenden einen vierstimmigen Gesang, in dem festgestellt wurde, daß „Johnnie" ein damned good fellow sei, und sie sangen falsch, o so gräßlich falsch; aber was tat's, es paßte hinein in den lustigen, bunten Wirrwarr des Ganzen, den die tropische Sonne in ihrem grellsten Lichte badete.

Nun fuhren wir auf weichen, schaukelnden Wellen längs der Nordostküste von Hawaii entlang, im Angesicht einer seltsam reizenden Landschaft. Die Häupter der alten Vulkane bargen sich auch heute in majestätische Wolken; ihre sanftgeschwungenen Abhänge stiegen langsam zur Küste hinab. Hier aber endeten sie überall mit jähem Steilabfall. Das Meer hat allerorten die Lavaströme, aus denen sie bestehen, wie mit scharfem Messer angeschnitten, und so ist der Strand von Hawaii fast allenthalben, um die ganze Insel herum, ein jäher, braunroter Steilrand, an dessen Fuß immerwährend eine weißschäumende Brandung steht. Oben auf den Hängen aber dehnen sich in endlosen Flächen samtenen Grüns Zuckerplantagen an Zuckerplantagen, jene neuen Anlagen, mit denen die Amerikaner aus dem alten Lavaboden Ströme von Gold hervorzuzaubern wissen. Viele Meilen lange Wasserleitungen von erstaunlicher Kühnheit, die mit ihrem spinnwebedünnen Gestänge Schluchten von Kirchturmtiefe überschreiten, schwemmen das abgeschnittene Rohr von den Feldern an die Zuckerrohrmühlen, die man hier und dort liegen sieht. Oft steht eine Zuckerrohrmühle hart oben am Uferrande; mit Drahtseilgleitbahnen und Kranen schafft man von dort die Zuckersäcke hinab, unmittelbar in die Boote. Nur vereinzelt liegt ein Landungsplatz unten am Ufer. Das pflegt dort zu sein, wo ein tiefer Talriß den Steilrand durchschneidet und schräg zum Meere hinabsteigt. Ist dann zufällig daneben auch ein neuerer Lavastrom in die See hinausgeflossen, an dessen schwarzen Klippen die Brandung mit wütendem Schaum sich bricht, dann kann man die geschütztere Uferstelle dahinter, auch bei etwas größerem Seegang als heut, als Reede benutzen. Wir laufen unterwegs mehrere solcher an. Das Schiff bleibt draußen auf der offenen See vor Anker liegen, unsere Bootsleute rudern über das blauschimmernde Wasser zum Ufer, um die Post abzuliefern oder Passagiere und Waren zu holen, die auf kühner, an den Steilwänden abwärts geführter Kunststraße vom Plateau zum Landeplatz hinabgelangen. An den meisten Stellen ist trotz des natürlichen Schutzes die Brandung noch so heftig, daß man meint, das Boot müsse kentern; doch die geschickten Ruderer — meist Japaner —

wiſſen heil hindurchzukommen. Iſt alles beendet, ſo werden die Boote mit dem üblichen Geſchrei und Geſchwätz in unverſtändlichen Lauten von der farbigen Schiffsmannſchaft unſerer „Kinau“ wieder emporgewunden, und weiter geht die Fahrt.

Große Tümmler begleiten uns jetzt und ſpringen mit mächtigen Bogenſätzen über die Flut empor. Dann ſind es Scharen fliegender Fiſche mit metalliſch bunten Floſſen, die dicht vor unſerm Schiff aufſchnellen, um nach weitem, ſchwirrendem Fluge wieder in die Wogen hinabzufallen.

Gegen Abend wird die Szenerie der Ufer immer großartiger. Die Felſenwände werden höher und höher, die Bachſchluchten zwiſchen ihnen reißen ſich ſo jäh hinein, daß eine Straße in ihnen nicht mehr möglich iſt.

Das Wundervollſte aber iſt, daß ſilbern ſchimmernde Bäche und Waſſerfälle überall vom Plateaurande herniederhängen; in ſo dichter Fülle, von ſolcher Vielgeſtaltigkeit und ſtellenweiſe auch von ſolcher Höhe, daß ſie die der norwegiſchen Fjorde in Schatten ſtellen. Teils gleiten ſie in Klüften als lange, ſchmale Bänder herab, teils ſpringen ſie in Kaskaden-Abſätzen hinunter, teils aber ſtürzen ſie auch mit einem einzigen freien Bogen von oben unmittelbar ins Meer.

So kommt uns weich und lau die Nacht heran und hüllt, raſch wie immer in den Tropen, rings die Welt in Dunkel. Schwätzend oder träumend ſitzen wir auf den Deckſtühlen. Ich mit einem jungen deutſchen Kaufmann, der in Hilo lebt und mit dem ich über den letzten großen Vulkanausbruch auf Hawaii im Vorjahr plaudere. Die Schauſpieler hocken im Ring auf dem Boden und würfeln ſtundenlang; die wenigen Dollars, die ſie haben, rollen von einer Hand in die andere.

Gegen 10 Uhr — wir waren jetzt um die Nordſpitze der Inſel herum und auf ihre Weſtſeite gelangt — hielt unſer Dampfer noch einmal an. Wir wunderten uns, was dies auf dem nachtdunklen Meere vor ebenſo nachtdunkler Küſte bedeutete; raſch aber klärte uns ein überraſchend hübſches Schauſpiel auf. Ein großer elektriſcher Scheinwerfer warf plötzlich von unſerer Kommandobrücke aus ein

bläuliches Strahlenbündel über das Waſſer und beſtrich den etwas über einen Kilometer entfernten Uferrand. Wir hielten vor einem Platze, wo Vieh eingenommen werden ſollte. In früheren Zeiten mußte die „Kinau" hier dazu immer bis zum nächſten Morgenlicht liegen bleiben. Seit ſie ſich den Scheinwerfer zugelegt hatte, konnte ſie auch bei Nacht die Verladung vornehmen.

Zunächſt galt es, den Landungspunkt zu erfaſſen und zu ſehen, ob die erwarteten Herden, Schafe vor allem, aus dem Innern der Inſel angekommen ſeien. So wanderte das runde Lichtbild, von unſern Krimſtechern verfolgt, langſam am Ufer hin und her. Stück für Stück der Küſte wurde in ihm ſichtbar, aber in einer ganz eigentümlichen, märchenhaften Beleuchtung. Durch den Gegenſatz zu dem Nachtdunkel erſchienen alle Farben geſteigert, das Grün der Büſche ſmaragdener, der braune Fels röter als ſonſt. Scharf fiel der Schatten der elektriſch beleuchteten Wipfel auf die hinter ihnen emporſteigenden Felswände, ſo daß die Laubmaſſen genau ausſahen wie aus grüner Pappe geſchnittene Theaterdekorationen.

Endlich traten ein paar Häuschen in das Lichtrund; der Landeplatz war gefunden. Nun aber ſahen wir etwas ganz Merkwürdiges. Zwiſchen den Büſchen an der bunten, ſteil darüber aufſteigenden Felswand zeigten ſich ſeltſame runde, in grünlich opaliſierendem Glanz funkelnde Lichtflecke, die, unruhig wie Irrlichter, hin- und herflackerten und in langer Kette ſich an der Felswand langſam ſchräg abwärts bewegten. An Glühwürmer war nicht zu denken; dazu waren ſie viel zu leuchtend, und überdies mußten dieſe Lichtflecke, der Entfernung nach, mindeſtens ſo groß wie Menſchenköpfe ſein. Es war etwas, was wir uns ſchlechthin nicht erklären konnten; auch dies ganz anzuſehen wie ein magiſcher Theatereffekt in einer Zauberoper.

Der Schiffskapitän trat gerade an die Reling, um das Herablaſſen unſerer Boote zu überwachen.

„Bitte, Kaptän, was ſind das für merkwürdige Lichter?"

„Ach, die Lichter?" lachte er. „Das ſind die Augen der Schafe, die die Bergſtraße herunterkommen."

„Was soll das sein? Schafsaugen? Das ist doch ein Scherz von Ihnen?"

„Nein, nein, schauen Sie nur hier durch mein Nachtglas."

Wirklich, es war so. Die Tiere wurden dort in langer Reihe die am Felsrand abwärts führende Straße heruntergetrieben; man sah durch das Glas ihre kleinen dunklen Gestalten. Alle starrten sie verwundert in das fremde helle Licht, das von dem Meere zu ihnen herüberglänzte, und die von ihren Augenlinsen zurückgeworfenen Lichtstrahlen gelangten, in der Entfernung kegelförmig erweitert, rückwärts zu den unsrigen.

Nun verließ der Scheinwerferstrahl den gefundenen Platz und kehrte zum Schiff zurück, um unsere Boote zur Küste zu geleiten. Auch das war wieder ein überaus malerischer Anblick, die weißen Schiffchen mit ihren buntgekleideten, zur Zeit halbnackten Menschen im runden Lichtkreis, ganz wie in einem Zauberlaternenbilde, über dem dunkelfarbigen Meere dahinschwimmen zu sehen, kleiner und kleiner werdend, bis sie drüben am Ufer angelangt waren. Hier sahen wir dann durchs Glas, wie winzige menschliche Gestalten die Schafe wie Säcke eins nach dem andern auf den Rücken nahmen und sie, ein Streckchen durchs Wasser watend, in die Boote luden. Dann kehrten diese wieder hierher zum Schiff. An der Schiffswand angelangt, wurden sie unter der Luke festgemacht, und nun wurden die vor Schrecken vollkommen willenlosen Tiere, abermals gleich Säcken, von je zwei Männern eins nach dem andern in den Schiffsraum geworfen. Sobald die Boote leer waren, gingen sie von neuem zur Küste.

Zwei Stunden lang arbeiteten unsere Leute so, denn 200 bis 300 Schafe waren einzunehmen.

Inzwischen hatten sich vor uns am Himmel die Wolken mit einem mattrötlichen Licht zu färben begonnen; der Mond kam offenbar hinter den Bergen herauf. Finster zeichnete sich deren Silhouette, die an dieser Stelle klar geworden war, von dem helleren Himmel ab. Plötzlich glühte gerade auf der Spitze eines darunter ein feuerflammender Punkt auf, der langsam quellend größer und größer

wurde: der Rand der Mondſcheibe; hier in den Tropen ein prachtvoller Glutſchein!

„Raſch, ſchauen Sie, ehe der Mond zu hoch kommt!“ rief mir lebhaft der junge Kaufmann zu. „Das iſt verblüffend genau der Anblick, den der Mauna Loa bei ſeinem nächtlichen Ausbruch im letzten Juli bot. So kam die rote Lava oben aus dem Krater heraus. Später lief ſie dann fingerförmig, in feurigen Strömen, die Abhänge herunter.“

Einige Minuten ſpäter, und der halbvolle Mond ſchwebte frei am Himmel. Jetzt goß er ſoviel Licht herab, daß der Scheinwerfer die Arbeit einſtellen konnte. Im ſilbernen Mondglanz vollzog ſich die weitere Verſtauung.

Es galt nun, nachdem die Schafe eingenommen waren, auch Pferde und Kühe an Bord zu ſchaffen. Hierbei war das Verfahren für unſere Begriffe eigenartig genug. Man nahm ſie nicht in die Boote, ſondern ließ ſie die ganze Strecke im Waſſer nebenher ſchwimmen, indem man ihnen nur die Köpfe mit einem Zaum über Waſſer hielt. Jedes Boot brachte zu beiden Seiten je ein Tier herbei. Es war kläglich zu ſehen, wie die großen, furchterſtarrten Geſchöpfe regungslos mit ausgeſtreckten Beinen ſich flach im Waſſer treiben ließen; nur das Schnauben der Nüſtern und die weit aufgeriſſenen Augen verrieten ihre Aufregung. Dieſe Art der Beförderung iſt beſonders deshalb eine gewagte Sache, weil das Meer hier reich an Haifiſchen iſt, die ſich oft genug weder durch Geſchrei noch Laternenſchwenken abhalten laſſen, die Beute in die Tiefe zu reißen.

Am Schiff angelangt, befeſtigte man einen Gurt um den Bauch der ſchwimmenden Tiere, ein Kran hob die dunklen, blanken, zappelnden Körper aus dem blinkenden Waſſer, führte ſie hoch durch die Luft und ließ ſie dann an Bord nieder, wo ſie nach einigem Ausgleiten und verängſtetem Umſichſchlagen an der Reling angebunden wurden.

13.

Von jenſeit des Erdballs.

1900.

„Ich aber lag auf dem Verdeck zur Nacht
Und ſah die Sterne durch das Tauwerk ſchwanken."
Chamiſſo: „Salas y Gomez."

Wundervoll und ganz eigen iſt die Fahrt von San Francisco nach Apia über den Großen Ozean. Über dies größte aller Weltmeere, neben deſſen unermeßlichen Weiten das Atlantiſche faſt wie ein Binnenmeer erſcheint.

Wenn Amerikas Küſten am „Goldenen Tor" hinter uns verdämmert ſind und nur Meer und Himmel in geſchloſſenem Rund uns umgeben, dann ſind wir für lange Zeit losgelöſt von dem gemeinſamen Leben der Kulturmenſchheit. Außer den Sandwichinſeln kommt bis Samoa keinerlei Land in unſern Geſichtskreis, und auch Schiffe begegnen uns in den ſpärlich befahrenen Weiten nicht. Eine tiefe, vollkommene Einſamkeit umgibt uns; eine Einſamkeit, die auf die Dauer um ſo zauberiſcher wirkt, als ſie aus ſtrahlendem Licht und Glanz gewoben iſt.

Das „ſtille" Meer verdient zwiſchen den Wendekreiſen und in der Jahreszeit, in der wir fahren, dem Mai, auch noch in den Breiten nördlich davon, ſeinen Namen. Glatt wie eine blanke Metallſcheibe oder mit leichteſter Kräuſelung dehnt ſich die Meeresfläche um uns her, in wunderbarem, mit Worten gar nicht wiederzugebendem Farbenſchimmer die Strahlen des Äthers, die Schatten und Lichter der ſchwebenden Wolken widerſpiegelnd. Als ſeien Ströme von Diamanten über die Meeresfläche ausgegoſſen, ſo blitzen und funkeln tagüber die kleinen Glanzlichter auf dem Waſſer. Haben wir aber das

Gebiet des Paſſats erreicht mit ſeinem kräftigen und wunderbar ſtetigen Wehen, dann bedecken weißleuchtende Schaumkämme die See, und dazwiſchen ſchimmert eine ſo wundervolle, berauſchende Bläue, daß man ſie auf jedem Gemälde für unwahr erklären würde. Es iſt etwas Seliges, Götterhaftes, durch dieſen Sonnenglanz und dies leuchtende Blau dahinzugleiten. Die Seele wird freudig davon bis in ihre Tiefen wie von einem köſtlichen Wein; die Kämpfe und Sorgen des Lebens daheim erſcheinen verſunken hinter dem ſchimmernden Rund des Horizonts; die Wünſche und Pläne der Zukunft ſchweben wie Nebelbilder in Weiten, die uns nicht mehr berühren; ſtill atmend genießen wir in der milden, reinen Luft nichts als die Wonne des Seins.

Stundenlang folgt der Blick dem Spiel der großen Seevögel, die unſer Schiff begleiten. Dunkle, ſeltſame Vögel mit mächtigen ſchmalen Sichelflügeln, die ich ſonſt nie zuvor auf irgendeinem Meere geſehen. Aber ſie ſind unbegreiflich wundervolle Flieger; mühelos, ohne ſichtbaren Flügelſchlag ſchweben ſie ganz nach Gefallen neben uns, vor uns, hinter uns, als ſei die Bewegung des Schiffes für ſie nicht vorhanden. Sie heben und ſenken ſich mit den Kämmen der Wogen, über die ſie ſo hart hinſtreichen, daß ihre Füße das Waſſer zu berühren ſcheinen, oder ſie hängen über unſerm Haupt wie unbewegliche Schattenbilder am Himmel. So folgen ſie uns viele Tagereiſen weit unermüdet. Endlich aber werden auch ſie weniger und weniger, und ſchließlich verſchwinden ſie ganz; in völliger Lichteinſamkeit zieht nunmehr das Schiff ſeinen Pfad.

Wie eine Narkoſe wirkt dieſe ſonnige Somnolenz des Daſeins. Die Paſſagiere verdämmern in ihren Deckſtühlen den Tag. Die Bemannung iſt auch halb träumend mit kleinen müßigen Arbeiten beſchäftigt; ſie ſtreichen die Relingen, ſchleifen Meſſer, ordnen Stricke und dergleichen. Schweigend ſchreitet der Wachtoffizier auf der Kommandobrücke hin und wider. Kein lautes Wort ertönt an Bord; es iſt, als geböte die große Stille ſelbſt, nur zu flüſtern.

Und die Nächte, die zaubervollen Nächte! Wenn das Tageslicht nach kurzer Dämmerung verglommen iſt, dann glüht ein Sternen-

himmel von unſagbarer Hoheit über uns auf. So groß iſt die Fülle der Sterne, die in der klaren Luft bis zu viel geringeren Größen als bei uns ſichtbar werden, daß es ſchwer iſt, die altbekannten Sternbilder in dem Gewimmel wiederzuerkennen. Ein Stern aber unter ihnen leuchtet mit einer alles andere weit überſtrahlenden Herrlichkeit: die Venus. Ich weiß nicht, ob es an der Klarheit der Tropennacht oder an der gegenwärtigen Erdnähe dieſes Sterns liegt, aber nie habe ich ihn oder irgendeinen andern Stern in einer ähnlichen Lichtfülle geſehen wie dieſen jetzt. Er leuchtet ſelbſt durch Wolkenſchleier hindurch, und ſteht er klar über dem Horizont, dann wirft ſein Abglanz eine feine Lichtſtraße über die See, faſt wie der Mond. Zu beiden Seiten dieſer Straße breitet ſich die Meeresfläche zu unſern Füßen wie ein dunkler, matter, nur hier und da geheimnisvoll leuchtender Sammet aus. Wie ſchön iſt es, in der weichen Nachtluft am Vorderſteven zu ſtehen und den ſchlanken Bug dies dunkle Waſſer mit ſchwach phosphoriſchem Schein auf beiden Seiten von ſich werfen zu ſehen, unabläſſig. Wie ſchön auch, ſchweigend im Faltſtuhl auf dem Verdeck zu liegen und über ſich die Lichter des Himmels zwiſchen den dunklen Linien des langſam hin- und herpendelnden Takelwerks einherwandern zu ſehen und dabei mit ſeinen ſtillſten Gedanken Zwieſprache zu halten.

Wohl habe ich manch ähnliche Nächte auf andern Meeren erlebt, allein es war doch etwas anderes. Dieſes Meer hier iſt nicht nur das gewaltigſte, es iſt auch, wenn wir von den Eismeeren abſehen, unſerer Kultur bisher das fremdeſte geblieben. Keine altvertraute Sage umkleidet für uns ſeine Waſſer mit poetiſchem Schimmer, keine Sindbad-Märchen, keine Odyſſee, keine Kraken- und Mahlſtrom-Geſchichten werden uns hier lebendig. Auch keine der alten hiſtoriſchen Erinnerungen hat hier ihren Schauplatz, keine Phönizierflotten ſchwammen hier, keine Wikingsſchiffe und keine Armada. Einzig die Fahrten der großen Entdecker und Forſcher, eines Magalhães, eines Cook uſw., bilden die europäiſche Heldengeſchichte dieſer Gegenden. Im Vergleich zu dem dichtmaſchigen Netz der regelmäßigen Verkehrswege, die heute die Ufer des Atlantiſchen Meeres verknüpfen, ſpinnen ſich erſt einige

wenige solche Linien über die fast die halbe Erdkugel bedeckende Riesenfläche hinüber. Mächtiger, erhabener als anderswo redet daher hier in stiller Sternennacht allein die fremde Größe der Natur zu uns, in fast mystischer Feierlichkeit. —

Der Zufall fügt es, daß wir den Äquator gerade unter 166½ Grad westl. L. überschreiten, d. h. genau im Gegenmeridian von Berlin, und während hier, es ist kurz nach Mittag, die Sonne fast senkrecht auf uns herniederglüht, ist daheim die Mitternachtsstunde. Hier grenzenlose Einsamkeit ringsum; in Berlin auf der Friedrichstraße das übliche brausende, ruhelose Großstadtnachtleben! Es ist schwer, sich das vorzustellen. —

Der Gürtel des Nordostpassats ist durchmessen; veränderliche, leichte Winde umspielen das Schiff im Gürtel der Kalmen. Oder es ist ganz windstill. Feuchtwarm und drückend ist die Atmosphäre; dichte Haufenwolken ballen sich am Himmel zu immer breiterer Decke zusammen und zeitweilig löst sich die Gewitterspannung in einem Regenguß, der mit wütender Gewalt, aber in kurzer Dauer herniederprasselt. Dann spannt sich ein Regenbogen funkelnd über die See, die fast bewegungslos, glatt, wie eine ungeheure spiegelnde, heiße Stahlplatte daliegt. Welch ein Triumph des Menschen, die Dampfkraft, die uns heute spielend diese Zone der Stillen durchschneiden und auch sie uns, trotz ihrer lastenden Glut, nur schön erscheinen läßt! Wie fürchterlich war sie in früheren Zeiten, wenn der des Systems der Luftströmungen nicht wie heute kundige Segler in sie hineingeriet und nun dort mit schlaffen Fittichen, regungslos Wochen, Monate hindurch in diesem schauerlichen Strahlengefängnis liegen mußte, bis die Nahrung in der Hitze verdarb, das Trinkwasser verfaulte, der Skorbut und das Nichtstun die Besatzung langsam zugrunde richtete!

Nach abermals zwei Tagen Fahrt in schwerer, äquatorialer Schwüle wird gegen Mittag deutlich in der glatten See unter unserm Schiffe eine breite, vom Südosten herlaufende Dünung merkbar, der Ausläufer des Seegangs im südlichen Passatgürtel. Alles atmet

auf in angenehmer Erwartung. Um 6 Uhr, zur Zeit des Dinners, beginnt ein fühlbares Wehen aus derſelben Richtung durch die Räume des erhitzten Schiffes zu ziehen, genoſſen wie ein kühles Bad. Eine Stunde ſpäter iſt der Südoſtpaſſat in voller Schönheit entwickelt!

Morgen noch, noch einen lichten, ſeligen Tag lang, werden wir durch eine ganz wie im Paſſatgebiet des Nordens wundervoll blaue, mit leichten ſilbernen Schaumkämmen geſchmückte See dahingleiten. Beim Aufdämmern des nächſten Tages ſollen wir in Samoa ſein!

14.

Talofa Samoa!

I. Vor Apia.

1900.

Ein erſter, matter Dämmerungsſchein brach durch mein Kabinenfenſter, als ich plötzlich erwachte. Tiefes Schweigen war an die Stelle des wochenlang unabläſſigen Dröhnens der Schraube und des gleichmäßigen Brauſens der durchſchnittenen See getreten; das Schiff lag ſtill. In meinen Pyjamas eilte ich ſofort auf Deck. Noch lagerte faſt Nachtdunkel über dem Meere. Außer der üblichen Wache war dort nur noch eine Perſon anweſend, eine in der Morgenkühle verhüllte Geſtalt, die über die Reling lehnend hinausſchaute. Ich erkannte die junge Samoanerin Bella B., ein Halbblutmädchen aus Apia, von engliſchem Vater und ſamoaniſcher Mutter, die in San Francisco geweſen war und auf der „Alameda" die Rückreiſe machte. Die merkwürdige Erſcheinung, daß Raſſemiſchungen oft beſonders gutausſehende Menſchen erzeugen, beſtätigte ſich auch an ihr; ſie war eine auffallende Schönheit, ſchlank und doch üppig von Geſtalt und das braune Geſicht mit der geraden Naſe und den vollen Lippen von einem fremdartig ſtolzen Schnitt, der an römiſche Kaiſerinnen erinnerte. Da ſie gut engliſch ſprach, ſo hatte ich die Woche der gemeinſamen Meerfahrt von Honolulu aus benutzt, um von ihr in einer Art regelmäßiger Unterrichtsſtunden — mit denen ſie allerdings in der läſſigen, weichen Trägheit ihrer Art ziemlich willkürlich umging — ſoviel Samoaniſch wie möglich aufzuraffen. Als ſie meinen Schritt jetzt hörte, wandte ſie ſich um und ſagte zu mir, auf das Meer hinausweiſend:

„Taëlëële!“ („Das Heimatland!“)

„Na ou fiafia. Talófa Samóa!“ (Ich freue mich ſehr. Sei gegrüßt Samoa!“) antwortete ich.

„Faafetái teleláwa“ („Ich danke vielmals“), erwiderte ſie lächelnd.

Wir hielten auf der offenen See, ein paar Seemeilen entfernt von einer ſich langgedehnt vor uns hinziehenden, hohen Küſte. In der Dämmerung war das Land erſt undeutlich, wie unter Schleiern, ſichtbar. Augenſcheinlich warteten wir helleres Licht ab, ehe der Kapitän die Einfahrt in den Hafen in der gefährlichen Nachbarſchaft der untermeeriſchen Korallenriffe wagte.

Die Tropendämmerung iſt kurz. Wenn die Königin des Tages hier emporſteigt, kündigt ſie ſich nicht erſt zuvor, wie in unſern Breiten, durch ein ſtundenlanges Lichtvorſpiel voller Ahnen und Hoffen an; raſch, feurig, leidenſchaftlich ſtürmt ſie aufwärts, von Minute zu Minute iſt das Wachstum des Lichts zu verfolgen, und taucht auch nur ihr erſter Rand über den Horizont, ſo lodert dieſer ſchon wie geſchmolzenes Eiſen, daß die Augen umflort werden von ſeiner Glut. So enthüllten ſich auch hier überraſchend ſchnell die Umriſſe des Landes, das ſchweigend und geheimnisvoll über den grauen Waſſern ſchwamm. Vorſprünge wurden an der Küſte ſichtbar, Täler tieften ſich ins Innere hinein und einzelne Bergkuppen hoben ſich über den langgeſtreckten Kamm, die Häupter in Morgenwolken gehüllt. Endlich brach ein machtvoller Strom von Gold im Nordoſten über den Meeresrand herüber, die Kämme der leichten Paſſatwogen durchglühend, und goß warmleuchtende Farben des Lebens über das Gemälde.

So war ich denn nun mitten in der Welt jener tropiſchen Südſee-Inſeln, die einſt die träumende Einbildungskraft des Knaben mit ſoviel blühenden Reizen geſchmückt hatte. Ihm war es damals eine ſelbſtverſtändliche Gewißheit geweſen, daß er ſpäter dieſe Welt wirklich kennen lernen würde; der Erwachſene hatte dann über dieſe Träume gelächelt, und — nun war es doch ſo gekommen!

Wir befanden uns vor der Nordküſte Upolus, nicht der größten Inſel des mit dem gemeinſamen Namen Samoa belegten Archipels, aber

der wichtigſten. Von den übrigen Eilanden war nur das benachbarte Sawaii, als ein ferner bläulicher Schattenriß von unbeſtimmten Formen, am Horizont ſichtbar.

Wie ganz anders war das alles, als jene Knabenphantaſien ſich ausgemalt hatten. Und doch eigentlich wohl viel ſchöner. Die Inſel Upolu erſchien als ein einheitlicher langhingeſtreckter Bergzug, deſſen Flanken mit anfangs ſanftem, nachher ſteiler und ſteilerem Winkel zu einer gemeinſamen Kammlinie emporwuchſen und deſſen nur wenig über dieſe hinausragende Häupter bis gegen 1000 Meter über die See aufſtiegen. Nach Weſten zu fiel dieſe Kette allmählich in flacheres Land ab. Nach Oſten ſchien ſie zerriſſener zu werden; doch begrenzten dort mächtige dunkelblaue Wolken die Fernſicht. Was dem Bilde den eigenſten Charakterzug gab, war der Umſtand, daß dies ganze Gelände vom Strand, den die Meereswelle berührte, bis hinauf zum höchſten Berghaupte, das bisweilen aus ſeiner Wolkenkappe hervorſchaute, mit einer dichtgeſchloſſenen Decke üppig grüner Vegetation überzogen war. Unten am Meeresſtrande wurden die zierlichen Wipfel und dichtgereihten Stämme von Kokospalmen erkennbar; dahinter verſchwammen alle Einzelheiten zu einer einzigen tiefgrünen Wand. Die höheren Teile der Inſel mußten in ihrem Felsbau Abſtürze von bedeutender Steilheit bergen, und die tiefen Schatten, welche die ſchräg auffallenden Sonnenſtrahlen dort warfen, lehrten, daß wilde, großartige Talriſſe ihre Flanken furchten; allein alle dieſe Formen waren wie mit dichtem, grünem Sammet ausgeſchlagen. Jeder Eindruck von Schroffheit und Rauheit verſchwand darum; eine unſäglich weiche Anmut, ein Hauch von, ich möchte ſagen, Weiblichkeit, lag über dem Ganzen. Das Grün nahm in der Ferne auf den Höhen eine blaue Lufttönung an; kleine weiße Vögel, die wundervoll fliegenden Tropikvögel, die dort oben ihre Neſter haben, ſchwebten an dieſen blauen Bergen wie leuchtende Pünktchen. Menſchliche Wohnungen aber waren nirgends zu ſehen. Das einzige Anzeichen von ſolchen waren bläuliche Rauchwolken, die über dem Kokospalmenſaum an der Küſte aufſtiegen und vom Morgenwind erfaßt in langen Streifen über den Wipfeln hinzogen.

Entzückt von soviel Schönheit, schon im Bann des Zaubers dieser Gestade, der noch bei keinem versagt hat, wiederholte ich leise für mich den lieblich klingenden Gruß „Talofa", dessen Wortsinn eigentlich ist: „Ich liebe dich!"

Von Apia war noch nichts zu erblicken. Wir waren in der Nacht mehrere Seemeilen zu weit nach Osten geraten. Jetzt setzte sich die „Alameda", der stattliche Dampfer der Union Steamship Company, wieder in Bewegung, und langsam, wie eine Wandeldekoration, glitt die reizende Küste an uns vorüber. Deutlich zeichnete sich die weißschäumende Linie der an den Korallenriffen stehenden Brandung ab. In der Ebbezeit liegen diese Riffe, die hier, und fast überall, die Nordküste Upolus in einer zwischen wenigen Metern und einigen Kilometern schwankenden Entfernung begleiten, teilweise trocken, in der Flut sind sie untergetaucht; aber auch dann bricht sich an ihnen noch der Seegang und kündet mit höheren Schaumkämmen dem Schiffer die gefahrvollen Stellen. Hinter den Riffen ist ruhiges Wasser, eine prachtvolle natürliche Verkehrsstraße für die flachen Boote der Eingeborenen.

Endlich werden in der Ferne am Ufer zwischen dem Grün einige helle Häuserflecke sichtbar, Mastspitzen schauen über die Kokoswipfel einer vorspringenden Landspitze. Wir biegen um diese herum, und vor uns entrollt sich die halbkreisförmige Bucht von Apia.

Strahlender Sonnenschein lag über dem reizenden, friedvollen Bilde. Weiche Höhen schufen den Hintergrund des muschelförmigen Halbrunds, von denen eine dichte Walddecke wie ein schwerer grüner Teppich herniederfloß bis unmittelbar zur Küste. Nur zwischen den äußersten Fransen dieses Teppichs wurden die kleinen weißen und gelben Holzhäuser Apias sichtbar, hart am Strande und halb vergraben unter prachtvollen Kokospalmen. Gleich dahinter schien alles dichter Wald zu sein. An mehreren Stellen flatterte über den Häusern, stark und prächtig abgehoben gegen den grünen Hintergrund, die schwarz-weißrote Flagge.

Auf den spielenden Wassern der Bucht schwammen nur vier größere Schiffe; ein dunkelfarbiges amerikanisches Kriegsschiff, die „Abaranda",

die von der Insel Tutuila herübergekommen war, um die von uns mitgebrachte Post zu holen, ein kleineres däniſches Schiff aus Fanö, und — welch ein erfreulicher Anblick — die ſchmucken, blendend weißen Körper zweier deutſchen Kreuzer. Außer dem „Cormoran" traf ich durch einen glücklichen Zufall auch den „Seeadler" an, der gerade drei Tage zuvor von den Karolinen hier eingelaufen war. Es wird ſich im folgenden zeigen, welch eine Bedeutung dies für mich gewinnen ſollte. Sonſt gab es nur noch ein paar ganz kleine Segelſchooner und eine größere Anzahl von Ruderbooten. Daß wir in einer deutſchen Gegend ſein mußten, dafür ſprach überdies die Menge leergetrunkener Bierflaſchen, die mit den Hälſen nach oben auf dem Waſſer der Bai ſchaukelten.

Vorſichtig war unſere „Alameda" durch die auch bei ruhigem Wetter Aufmerkſamkeit erheiſchende Öffnung zwiſchen den Korallenbänken hineingeſteuert. Die Ankerkette raſſelte nieder, noch weit vom Ufer. Eine größere Landungsbrücke zum Anlegen gab es in Apia nicht. Boote vermittelten den Verkehr.

Die Ankunft des Poſtdampfers von San Francisco, der die monatlich einmalige Verbindung mit der Heimat bringt — die Poſtzeit iſt ungefähr 27 Tage von Berlin —, bildet eins der Hauptereigniſſe im Leben der hieſigen Europäer und iſt die große Senſation auch für die Eingeborenen Apias.

Alles aber ſpielte ſich überraſchend ruhig ab. Pünktlich und ſtramm wie man es von deutſchen Beamten gewohnt iſt, erſchienen die drei offiziellen Perſönlichkeiten, der Arzt, der Poſtmeiſter, der Zollinſpektor, an Bord, ſonſt zunächſt niemand. Rings um das Schiff nichts von jenem bunten Gewühl und Geſchrei, wie man es in aſiatiſchen Häfen gewohnt iſt. Nichts leider auch von feſtlich geſchmückten Eingeborenenbooten voll blumenbekränzter Burſchen und halbnackter Mädchen, die — wie man es nach alten Südſee-Erzählungen aus Tahiti erwartet — die Schiffstreppe ſtürmen und ſich in heiterer, gaſtlicher Zudringlichkeit lachend, grüßend, umarmend, küſſend — was weiß ich? — unter die Reiſenden miſchen; auch davon keine Spur. Nur ein paar

mit beſcheiden wartenden braunen Ruderern beſetzte Überfahrtsboote europäiſcher Bauart lagen unten, die am Heck eine Tafelaufſchrift trugen, daß ſie „obrigkeitlich zugelaſſen“ ſeien; alles höchſt korrekt, ordentlich und — ein bißchen nüchtern!

Ich beſtieg eines der Fährboote, die braunen Jungen legten ſich kräftig in die Riemen, raſch ſchwebten die Kokospalmenwipfel des Strandes zu mir heran, und einige Minuten ſpäter ſprang ich ans Land — mitten in der Weite des Großen Ozeans auf deutſchen Boden!

II. Bei König Mataafa.

Unter den Hoffnungen, mit denen ich nach Samoa kam, war mir eine der wichtigſten geweſen, auch Mataafa (ſpr. Máta-áfa) kennen zu lernen, den meiſtgenannten unter den ſamoaniſchen Königsanwärtern der letzten Jahrzehnte, den „grand old man“ von Samoa.

Das Glück ſchien mir gleich am erſten Tage zeigen zu wollen, daß es geſonnen ſei, über meinem Aufenthalt auf den Inſeln mit günſtiger Laune zu walten. Als ich am Nachmittag meiner Ankunft an Bord der beiden deutſchen Kriegsſchiffe „Cormoran“ und „Seeadler“ meinen Beſuch machte, traf ich die Kapitäne und die Mehrzahl der Offiziere nicht an.

„Die Herren ſind bei Mataafa,“ ſagte mir der wachhabende Offizier des „Cormoran“. „Gehen Sie doch hinüber,“ ſetzte er dann, mein lebhaftes Intereſſe gewahrend, hinzu. „Sie treffen ſie gleich alle zuſammen und ſehen auch Mataafa. Das wäre doch gewiß intereſſant für Sie.“

„Ja, das wäre es in der Tat, aber wie kann ich denn das?“

„Gehen Sie nur an dem Haus vorbei, das er bewohnt; es iſt offen, man wird aufmerkſam auf Sie werden, und dann gehen Sie einfach hinein. Unſer Kapitän weiß bereits von Ihrer heutigen Ankunft und erwartet Ihren Beſuch.“

So machte ich mich denn auf den Weg, in ziemlich ſpannungsvoller Stimmung. Nach allem, was ich bisher über Samoa und ſeine Geſchichte geleſen hatte, war Mataafa unzweifelhaft derjenige, in dem eine überwältigende Majorität des Volkes ihr rechtmäßiges Oberhaupt

ſah, und mir war zumute, als ob ich in das Haus eines alten homeriſchen Königs treten ſollte. Wie ſchön war es doch, daß uns mit dieſer Inſelgruppe gerade derjenige Archipel der Südſee in die Hände gefallen, in welchem ſich die ſonſt bei der Berührung mit den Weißen raſch verſchwindende polyneſiſche Kultur noch faſt ganz rein erhalten hat. Was ich von dieſer Kultur wußte, zeigte ſie zwar noch kindlich einfach, aber auch kindlich liebenswürdig und zugleich übergoſſen mit einem Hauch von Poeſie und natürlichem Adel, einem klaſſiſchen Schimmer, wie wir ihn bei den Griechen des heroiſchen Zeitalters finden. Es ſchien mir eine Ehrenpflicht Deutſchlands zu ſein, nachdem dieſe Inſeln nach endloſen Wirren unter unſern Schutz gekommen, dafür zu ſorgen, daß dieſe Geſittung, und das Völkchen ſelbſt mit ihr, nicht, wie anderwärts überall, rückſichtslos durch die Weißen und ihre Wirtſchaftsexperimente vernichtet würden; beiſpielsweiſe wie auf den Sandwichinſeln, woher ich eben kam; nur damit noch ein paar tauſend Taler mehr aus dem Lande gezogen werden können. Es ſchien mir, als ob Deutſchland hier wie ein reicher und vornehmer Mann ſein müſſe, dem zu ſeinen vielen Landgütern ein Roſengärtchen hinzugefallen iſt, und der nun nicht die Roſen herausreißen wird, um auch hier noch Kartoffeln zu pflanzen.

In ähnlichen Gedanken war ich bis an die Wurzel der die Bucht von Apia im Weſten umfaſſenden Halbinſel Mulinuu gewandert, auf der Mataafa wohnt. Bei dem hier liegenden kleinen deutſchen Hoſpital fragte ich einen im Tropenanzug dort an der Tür lehnenden weißen Mann mit dunklem Spitzbart nach dem Wege. Er war ein Deutſcher, der Sprechweiſe nach aus Berliner Gegend wie ich ſelbſt. In dem kurzen Geſpräch mit ihm äußerte ich meine Abſicht, Mataafa zu ſehen, ließ aber dabei ein Wort des Bedenkens fallen, ob ich nicht vielleicht mit dem angeratenen Verfahren gegen die gute Sitte der Eingeborenen verſtieße. Sofort erwiderte er mir mit grobem Lachen:

„Nanu? Mataafa is 'n Kanacker (verächtliches Wort für Eingeborener), wie jeder andere ooch; damit werden jetzt keene Umſtände mehr jemacht."

Baff, da war ich denn gleich bei meinem erſten Schritte auf ſamoaniſchem Boden mit dem Kopfe gegen die dickſte Mauer von Borniertheit und Brutalität gerannt, die ſich denken ließ.

Eigentlich hätte ich mich nicht ſo ärgern ſollen, denn das war ja die übliche Anſchauung der Majorität der weißen Anſiedler in allen Europäerkolonien überhaupt. Es war, wie ich bald kennen lernte, nicht die der vornehmer denkenden Regierenden bei uns; vor allem nicht die des verſtändnisvollen und feinſinnigen deutſchen Gouverneurs Dr. Solf. Aber tief verſtimmt zunächſt ſetzte ich meinen Weg fort. Am Gouvernementsgebäude vorüber ſchritt ich die ſchöne Straße auf dem ſchmalen Landſtreifen des alten geheiligten Königslandes Mulinuu vorwärts; mächtige Palmenwipfel über dem Haupte, rechts voraus das kräftige Rauſchen der freien Meereswellen im Paſſat, zur Linken die weiten, ſtillen Waſſerflächen der im Weſten der Halbinſel liegenden nächſten Bucht und hinter dieſer ſammetweiche, maleriſche, grüngoldig und mattblau ſchimmernde Höhen. Endlich gewahre ich zur Seite vom Wege zwiſchen den Bäumen eine runde Hütte von der aus Abbildungen bekannten Form der ſamoaniſchen Häuſer. Das wohlgebildete ovale Dach aus Zuckerrohrſtroh war augenſcheinlich noch ganz neu. Die ſäulenartigen Pfähle aus friſchem Holz, die es trugen, waren ſauber geſchält. Sonſt unterſchied ſich das Haus in nichts von andern beſſeren ſamoaniſchen Hütten. Auf dem freien Vorplatz davor ſtanden zwei Samoaner, außer dem Hüftſchurz mit einer erbſengelben, livreeartig weißbeſtickten Jacke und einer Schirmmütze angetan und einen Polizeiſtock im Arm; augenſcheinlich als eine Art königlicher Garde oder Ehrenwache.

Als die langen Streitigkeiten zwiſchen Deutſchland, England und Amerika über den Beſitz der Inſelgruppe am Ausgang des Jahrhunderts endlich damit ihren Abſchluß gefunden hatten, daß England ganz ausſchied, Amerika die drei kleinen öſtlichen Inſeln Tutuila, Manua und Roſa erhielt, Deutſchland die beiden größten und wertvollſten weſtlichen, Upolu und Sawaii, und als wir nun im Anfang dieſes Jahres die deutſche Schutzherrſchaft über die bis dahin,

dem Namen nach wenigſtens, unabhängige Inſelwelt verkündigt hatten, da belehnten wir Mataafa zwar nicht mit dem alten ſamoaniſchen Königstitel, Tupu, um den ſich die mit den Streitigkeiten der drei Kolonialmächte parallel gehenden Eingeborenenkämpfe gedreht hatten. Wohl aber beabſichtigten wir uns doch den großen Einfluß dieſes Mannes zur Wiederherſtellung geordneter und friedlicher Zuſtände unter den Eingeborenen zu ſichern und verliehen ihm mit der neugetroffenen Bezeichnung Alii sili, d. h. „großer Mann", doch eine beſondere Würde- und Vertrauensſtellung über allen andern Samoanern. Dieſe kam unter anderm auch in dem heutigen Beſuch des Kapitäns und der Offiziere des neu angekommenen Kreuzers „Seeadler" unter Begleitung des Offizierkorps des alten Stationsſchiffes „Cormoran" zum Ausdruck. Im Volksmund hieß der Häuptling durchweg „King" Mataafa.

Das Innere der Hütte ſtand den Blicken offen. Zwiſchen den Pfoſten wurde eine Anzahl weißgekleideter Europäer ſichtbar, die dort auf dem Boden ſaßen, die Offiziere von den Kriegsſchiffen. Einen Augenblick blieb ich zögernd auf dem Wege ſtehen, unſchlüſſig was zu tun ſei; dann ging ich langſam auf das Haus zu. Sogleich erhob ſich unter den darin Sitzenden ein ebenfalls europäiſch gekleideter Mann, aber von bräunlicher Hautfarbe, kam hervor und fragte höflich, in engliſcher Sprache, nach meinem Begehren. Ich bat ihn, den Herren Kapitänen meine Karte zu übergeben. Dies tat er. Ich ſah, wie einer der beiden etwas zu ſeinem Nachbar ſagte; dann kam auch er heraus und trat mit der freundlichen Begrüßung auf mich zu:

„Ich bin Kapitän Emsmann und freue mich ſehr, Sie zu ſehen. Sie ſind mir bereits von der Admiralität daheim gemeldet. Kommen Sie mit hinein, ich ſtelle Sie vor."

Damit hatte ich die erſte Bekanntſchaft eines Mannes gemacht, deſſen Liebenswürdigkeit und zuvorkommende Hilfsbereitſchaft mir für meinen ſamoaniſchen Aufenthalt von unſchätzbarer Bedeutung werden ſollten. Mit ihm trat ich nun, unter der nur etwa anderthalb Meter hohen Dachwand mich hindurchbückend, in die Königshütte ein. Hier

ſaß Mataafa, nach ſamoaniſcher Art mit gekreuzten Beinen, auf dem mit blendend ſauberen Flechtmatten belegten Boden. Ich erkannte nach den Bildern ſofort ſeinen mächtigen runden Kopf mit dem kurzgeſchorenen grauen Haar und dem Criſpiſchnurrbart. Er trug eine einfache weiße Jacke und einen weißen Lavalava, den ſamoaniſchen Hüftſchurz; in der Hand den kurzſtieligen Fliegenwedel der ſamoaniſchen Häuptlinge, ſonſt aber keinerlei äußeres Abzeichen ſeiner Würde.

Rechts und links von ihm hatten Kapitän Emsmann vom „Cormoran" und Kapitän Schack vom „Seeadler" ihren Platz und an dieſe ſchloſſen ſich, im Halbkreis hockend, ſo gut wie ſie die ſchwierige Sitzweiſe fertig brachten, die jüngeren Seeoffiziere in ihren weißen, blankknöpfigen Uniformen. Gegenüber ſaßen die Hausgenoſſen Mataafas: eine ältere Frau, die ſeine Nichte war, einige jüngere Mädchen und Männer; im ganzen etwa ſechs oder acht Perſonen.

Nachdem die allgemeine Vorſtellung unter uns Weißen, in den, wie bei der Marine immer, ſorgfältig gewahrten Formen der europäiſchen Geſellſchaft, die mit den Umſtänden wunderlich genug kontraſtierten, vorüber war, ſchloß auch ich mich dem hockendem Kreiſe an. Eines der hübſchen braunen Mädchen mit Hüftſchurz und bunter Jacke brachte mir lächelnd eine friſche, geöffnete Kokosnuß voll kühlen, klaren Saftes. Als vorſichtiger Mann hatte ich mir von meiner ſchönen Lehrerin an Bord der „Alameda" aus der ſamoaniſchen Sprache vorher unter anderm auch dasjenige Wort beibringen laſſen, nach dem ich mich, wie ſchon S. 14 erwähnt, in fremden Ländern immer zuerſt erkundige, weil man damit unter verſtändigen Männern am weiteſten kommt. Ich meine den Ausdruck für „Proſt!" So hob ich denn meine Kokosnuß, ſchwenkte ſie gegen den König und rief „manuia!" Die Wirkung blieb auch hier nicht aus; das Publikum ſtaunte mich an und Mataafa gab mir, ſichtlich angenehm überraſcht, mit einer Verbeugung den üblichen Gegengruß, „soifúa", zurück.

Der natürliche Trank ſchmeckte nach der heißen Wanderung köſtlich. Das junge Mädchen überreichte mir hierauf mit graziöſer Bewegung eine ſamoaniſche Zigarette, deren Hülle aus einer Art Baſt geformt iſt,

und ich begann eben, in dem Glauben, daß es nun der Zeremonien genug sei, mich mit großer Behaglichkeit in meiner ungewohnten Umgebung umzusehen, als Kapitän Emsmann mir eröffnete, jetzt würde mir Mataafa eine Rede halten. Er habe ihm vorhin gesagt, daß der Kaiser ihm, dem Kapitän, einen Brief geschrieben hätte, worin er meine Ankunft angekündigt habe; ich hätte die Absicht, zu sehen, wie sich Samoa unter den neuen friedlichen Zuständen unter deutscher Schutzherrschaft entwickele, und davon in Deutschland zu berichten. „Sie wundern sich etwas, daß ich Sie mit dem Kaiser in Zusammenhang bringe. Das muß ich tun; Ausdrücke wie Admiralstab oder Auswärtiges Amt würden die Leute gar nicht verstehen. Was hier behördlich von Deutschland kommt, das ist immer der „Kaisa".

Wirklich begann Mataafa eine festliche Begrüßung an mich. In ruhiger Art, mit langsam abgemessenen Worten, flossen die Sätze von seinen Lippen, während seine Rechte den Fliegenwedel langsam hin- und herschwenkte. Ich nahm dabei Gelegenheit, ihn mir ordentlich anzusehen. Vor mir saß ja einer jener Männer, wie sie bei einem primitiven Volke lange in Liedern und Geschichten fortleben; ein altvornehmer Adliger, um den sich seine Sippen ein Leben lang geschart; ein großer Krieger, der aus den endlosen Parteikämpfen der letzten Jahrzehnte zuletzt als Sieger hervorgegangen war und dem eine langjährige Verbannung und seine endliche Rückkehr in der Phantasie des Volkes noch eine Art odysseeischer Glorie gegeben hatten; jetzt im Alter endlich ein Weiser, auf den die überwiegende Mehrzahl des Volkes mit höchster Ehrfurcht schaute. Mataafa war ein körperlich mächtiger Mann, 6 Fuß etwa hoch, breitschultrig und wohlgebaut. Doch schien er jetzt alt geworden; seine Augen leuchteten nicht mehr feurig, wohl aber sprach maßvolle Würde und feine Freundlichkeit aus ihnen.

Der junge Mann, der mich vorhin empfangen hatte, ein Mischblut, der deutsche Regierungsdolmetscher, übertrug seine Worte ins Englische. Deutsch sprechende Dolmetscher gab es damals bei der Kürze der seit der Besitzergreifung verflossenen Zeit noch nicht. Der Inhalt war kurz dieser: Die Samoaner seien jedesmal sehr erfreut,

wenn große Männer aus Siamangi (Deutſchland) über das gefahrvolle Meer zu ihnen kämen, um zu erfahren, wie es hier zuginge. Ein ſolcher könne immer ſicher ſein, daß er in Samoa ein hochgeehrter Gaſtfreund ſei, zumal wenn er vom „Kaiſa“ käme; und ſo begrüße er mich als den ſeinigen und danke mir für mein Erſcheinen. Wenn er während meines Aufenthalts in Samoa irgend etwas für mich tun könne, ſo bäte er mich, es zu ſagen.

Ich verbeugte mich, verbindlich lächelnd, und wollte mich eben wieder dem Reſt meiner Kokosnuß und ihrer Schenkin zuwenden, als mir der Kapitän auf deutſch zurief:

„Jetzt müſſen Sie auch eine Rede halten.“

„Himmel, ich?“

„Unbedingt!“

„Na ſchön! Aber in welcher Sprache?“

„Engliſch natürlich, für den Dolmetſcher.“

„Donnerwetter! Das kann gut werden.“

Ich hatte mein eingeroſtetes Engliſch erſt auf dieſer Reiſe notdürftig wieder etwas aufgefriſcht, und eine engliſche Rede hatte ich überhaupt noch niemals gehalten. Aber was half's, ich durfte mich als „großer Mann aus Siamangi“ doch nicht blamieren. Es war, wie wenn man in einen Abgrund ſpringt und alles mögliche einem dabei plötzlich noch durch den Kopf ſchießt. So ſtand mir ſekundenweiſe auf einmal die Erinnerung an eine ſo himmelweit wie denkbar verſchiedene Szene meines Lebens vor Augen, wo ich auch eine gewiſſermaßen verantwortliche Rede hatte halten müſſen. Damals hatte ich allerdings, und mit Betonung, deutſch geſprochen. Hoch am Rande des nördlichen Eismeers war das geweſen, in dem kleinen, grauen, zwiſchen den Felſen des höchſten Nordlands verlorenen Städtchen Hammerfeſt; an jenem Tage, da ich als einziger Deutſcher das Glück hatte, den eben aus dem Unbekannten zurückkehrenden Nanſen mit feſtlich zu empfangen (vgl. mein Buch: „Zum ewigen Eiſe.“ Kap. 13). Welch ein Gegenſatz! Dort an den Küſten des Polarmeeres, zwiſchen Renntiergeweihen und Eisbärfellen, gegenüber einem heimkehrenden

Triumphator europäiſcher Forſchung; hier im Rauſchen tropiſcher Kokoswipfel auf der Baſtmatte eines Südſeehäuptlings, der doch in ſeiner Art auch berühmt war. Der Zufall wollte es, daß heut gerade mein Geburtstag war. Und ein froher Übermut ergriff mich über den wundervollen Reichtum meines Daſeins. Ich brauchte ja nur zu ſagen, wie glücklich ich war, den heutigen Tag ſo zu erleben wie er war; das war die beſte Rede, die ich halten konnte. So redete ich denn friſch etwas der Art von der Leber weg; ich weiß nicht mehr was und auch nicht mehr wie lange. Stückweiſe überſetzte der Dolmetſcher. Endlich ſchien es mir genug zu ſein, und ich hielt inne. Der Kapitän aber, der ein wenig vor ſich hingelächelt hatte, rief mir zu:

„Sie müſſen jetzt noch den lieben Gott hineinbringen, das iſt hier Sitte.“

Nun, auch das war an dieſem wunderſchönen Tage und in meiner Stimmung nicht allzu ſchwer. Ich rief alſo dankbaren Herzens den Segen des Allmächtigen über Mataafa und ſein Haus herab.

„Wenn Sie nun fertig ſind,“ ſagte Kapitän Emsmann wieder, „dann müſſen Sie uma ſagen, d. h. es iſt aus; ſonſt denkt Mataafa, es kommt immer noch etwas.“

Mein Gott, es war doch nicht ſo ganz einfach, eine richtige Rede in Samoa zu halten. Ich machte alſo noch einen ſchwungvollen Schlußſatz und ſagte dann „uma“!

Meine lange Anſprache rief eine neue Rede Mataafas hervor, in der er mir mit all den wohlgeſetzten Formeln ſamoaniſcher Höflichkeit anbot, mir jede Auskunft über Land und Leute zu geben, deren ich bedurfte. Hierauf wendete er ſich endlich wieder ſeinen übrigen Gäſten zu.

Nach einigen Wechſelgeſprächen zwiſchen den Hauptperſonen und wortloſem, aber um ſo vergnügterem Zutrinken, Lächeln und Kichern zwiſchen den Offizieren und den jüngeren Damen des Hofſtaates brachen wir auf, denn die Sonne wollte ſinken. Mit einem Händedruck verabſchiedeten wir uns von Mataafa und ſchritten im Abendlicht nach

Apia zu. Hinter uns wurde von zwei Männern das nach samoanischer Sitte uns gespendete Gastgeschenk, ein im ganzen gebratenes Schwein, getragen.

III. Falealili.

Der wenige Tage vor mir eingetroffene Kreuzer „Seeadler" war bestimmt, den „Cormoran" abzulösen, der fast ein ganzes Jahr vor Apia in Station gelegen hatte und notwendiger Ausbesserungen wegen jetzt nach Sydney ins Dock gehen sollte. Ehe der „Cormoran" dahin abfuhr, unternahmen beide Kreuzer noch eine gemeinsame Reise durch den ganzen, seit Beginn dieses Jahres deutsch gewordenen Bereich des Archipels. Kapitän Emsmann wünschte den Nachfolger in das Gebiet der Marinestation einzuführen, ihm die verschiedenen Häfen, Ankerplätze, Fahrwasserverhältnisse zu zeigen. Zugleich war dies für den neuen deutschen Gouverneur Dr. Solf eine günstige Gelegenheit, die erste Rundfahrt durch sein Reich zu unternehmen und dabei den Dörfern an der Küste den Anblick gleich zweier deutschen Kriegsschiffe auf einmal vorzuführen — eine nach der Besitzergreifung besonders wertvolle Maßregel. In verschiedenen Gegenden, die bisher noch selten oder gar nicht deutsche Machtentfaltung gesehen hatten, sollte gelandet, auf der großen Nachbarinsel Sawaii überhaupt zum ersten Male die deutsche Flagge gehißt werden. Der Gouverneur reiste auf dem „Cormoran". Mataafa war zur Mitfahrt aufgefordert worden; er wurde, um Etikettenschwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, auf dem „Seeadler" untergebracht. Ferner begleitete die Fahrt der erste Kaufmann des Archipels, der Leiter der großen „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee", Herr Riedel. Endlich erhielt auch ich vom Kommandanten des „Cormoran" die liebenswürdige Einladung, mich als Gast seines Schiffs anzuschließen.

Am Morgen des 6. Juni verließen wir den Hafen von Apia und fuhren an der Nordküste der Insel Upolu nach Osten. Von neuem entzückte mich, wie bei meiner Ankunft, der wundervolle Anblick des lichtgrünen, waldumhüllten Berglandes, auf dessen Flanken dunkle

Wolkenschatten als scharf umrissene schwarze Flecken hinwanderten. Unweit östlich von Apia sahen wir die mächtigen, weit ins Innere hineinreichenden Kokoswaldungen der Pflanzung Vailele, eine der größten Anlagen der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft". Weiterhin die malerische Bucht von Saluafata, enger als Apia, von Bergen umkränzt und infolge der Gestaltung ihrer Riffe ein besserer, wenn auch kleinerer Hafen als die Apia-Bai. Er war zur Kohlenstation und zum Zufluchtsort für den Stationskreuzer zur schlechten Jahreszeit ausersehen, und man war dabei, längs der Küste eine gute Verbindungsstraße nach Apia herzustellen. Gegen das Ostende der Insel werden ihre Bergformen immer romantischer; tiefe Fjorde greifen hier ins Innere hinein. Ihre Hintergründe waren verhüllt von den Wolkenmassen, die der von Osten her auf die Insel auflaufende Südostpassat hier verdichtet. In der Mitte des Tages umschifften wir das schroff zerzackte, vom Wellengang des Passats umschäumte Ostkap Upolus. Eine Zeitlang war dabei am Osthimmel der Pik der den Amerikanern gehörigen Insel Tutuila als feiner Umriß sichtbar. Dann fuhren wir längs der dem Passat mehr als die Nordküste ausgesetzten und darum noch brandungsreicheren Südküste Upolus wieder gegen Westen.

Unser erstes Reiseziel war das an dieser Küste gelegene große Eingeborenendorf Falealili. Der Gouverneur gedachte dort eine Ratsversammlung abzuhalten, um eine politische Schwierigkeit beizulegen, die ihm viel zu schaffen machte. Die Gemeinde von Falealili, eine besonders kräftige und eigenwillige Bevölkerung, gehörte seit Menschengedenken zu dem Ostbezirk Upolus, dem alten Stammesherzogtum Mataafas, Atua, hatte sich aber in den Wirren der letzten Kriege der Malietoa-Partei und damit dem Mittelbezirk Tuamasanga angeschlossen. Der Gouverneur hatte nun nach Einsetzung der deutschen Herrschaft verfügt, die alten einheimischen Verwaltungsgrenzen vor den Wirren sollten wieder hergestellt werden; Falealili sollte sich also wieder an Atua anschließen und seine Obrigkeit in Lufilufi, dem Hauptort von Atua, finden. Die Leute aber, durch die Bande gemeinsamer Kampfes-

brüderschaft und auch durch mannigfache, inzwischen eingegangene Familienverbindungen enge mit den Geschlechtern Tuamasangas verknüpft, hatten sich entschieden geweigert, dem Befehl zu folgen. Es war dies ein Punkt, in dem der Gouverneur nicht gut nachgeben konnte. Um so weniger, als dabei auch die Autorität des von uns als „Alii sili o Samoa" eingesetzten Mataafa in Frage stand. Er durfte aber hoffen, durch persönliches Erscheinen und durch den Anblick zweier Kriegsschiffe die Widerspenstigen zur Vernunft zu bringen.

Der Abend senkte sich übers Meer, als wir vor der schwierigen Reede von Falealili anlangten. Unter den schönen Kokospalmen der Küste wurden die Dächer der zahlreichen Hütten des augenscheinlich stattlichen und wohlhabenden Dorfes sichtbar; aber noch zur Nacht zu landen war bei der außerordentlichen Gefährlichkeit der Korallenküste nicht rätlich. Im Schutz einer kleinen Insel, die sich auf dem der Küste vorgelagerten unterseeischen Außenriff von selbst gebildet hat, gingen wir vor Anker; in einem Korallengebiet, wo sich einem mit den hiesigen Gewässern nicht vertrauten, nur an europäische Verhältnisse, an sorgfältig vermessene Gründe, Leuchtfeuer und Ankerbojen gewöhnten Schiffer vielleicht die Haare gesträubt hätten.

Die „Insel des Tintenfischs" heißt bei den Eingeborenen das von Palmen und dichtem Unterholz erfüllte Inselchen; es gilt ihnen als der Wohnsitz eines mächtigen Geistes. Wirklich sah es heut abend auch übernatürlich und götterhaft genug aus. Wie den Felsen der Brünhilde die Waberlohe umgibt, so war es von dem unüberschreitbaren Gürtel einer wilden Meeresbrandung umschlossen, die das bis dicht an die Oberfläche aufragende Korallenriff hervorrief. Es war ein wundervoller Anblick, die mächtigen Ozeanwogen der Passats langsam heranrollen, in smaragden durchscheinendem Grün sich am unsichtbaren Rande des Riffs emporbäumen und mit majestätischem Donner und blendendem Schaum auf dessen Oberfläche niederbrechen zu sehen. Inmitten der tosenden Wasser aber schwamm das kleine Eiland, samt der Brandung selbst von der sinkenden Sonne glutübergossen, in einem lodernden Glanze.

Noch war die Nacht nicht ganz hereingebrochen, als das Ankermanöver beendigt war und „Cormoran" und „Seeadler" ruhig schaukelnd im Schutz der Insel und des Riffs auf dem schillernden Wasser lagen. Die Ankunft der zwei weißen Schiffsungeheuer hatte am Lande augenscheinlich eine große Aufregung hervorgerufen; wir sahen braune Leutchen unter den Palmen am Strande hin und wider laufen.

Nun wurde Tuaifaiva, ein Vertrauter Mataafas, der mit an Bord war, gerufen; ein geschickter Mann, als guter Sprecher bekannt.

„Tuaifaiva," sagte der Gouverneur, „du fährst jetzt hinüber ans Ufer und verkündigst den Häuptlingen von Falealili, der Kowana (die samoanische Aussprache des Wortes Gouverneur) sei gekommen und wünsche morgen nachmittag am Land mit ihnen ein großes fono (Ratsversammlung) abzuhalten. Alle sollten zugegen sein und die wichtigen Dinge vernehmen, die er ihnen zu verkünden habe.

Der gute Tuaifaiva, ein großer Hasenfuß, wurde ganz grün vor Entsetzen bei dem Ansinnen, daß er, der ausgesprochene Parteigänger Mataafas, sich allein mitten unter die Malietoa-Leute von Falealili wagen solle. Nach vielem Zureden entschloß er sich endlich unter der Bedingung, daß das Boot am Ufer auf ihn warte; am Land bliebe er in der Nacht unter keinen Umständen.

Diese Besorgnis eines Samoaners selbst vor einem Aufflammen des alten Kriegszornes rief bei uns am Abend in der Kajüte des „Cormoran", wohin auch Kapitän Schack vom „Seeadler" herübergekommen war, doch eine Beratung darüber hervor, ob es nicht für uns geboten sei, morgen eine bewaffnete Bedeckung mitzunehmen. Der Gouverneur war aber entschieden dagegen.

„Ich kenne die Leute," sagte er, „es besteht für uns nicht die geringste Gefahr. Eine bewaffnete Mannschaft würde sie nur scheu machen. Ich schlage im Gegenteil vor, die Schiffskapelle mitzuführen und ihnen ein paar vergnügte Märsche und Polkas aufspielen zu lassen; das ist ungleich besser."

So wurde beschlossen, und zur bestimmten Stunde des nächsten Mittags ruderten wir, d. h. außer den genannten Kapitänen und Gästen

die Offiziere der beiden Schiffe, eine Anzahl Matrosen und die Kapelle des „Cormoran", zum Ufer hinüber.

Neugierig und lustig kam uns dort eine Anzahl brauner Buben und Mädchen entgegengesprungen, die sich königlich darüber amüsierten, wie wir von unsern Bootsleuten einzeln rittlings auf den Rücken genommen und von den Booten durch das flache Wasser an den Strand geschleppt wurden. Männer zeigten sich zum Empfange nicht.

Den Neuling konnte das vielleicht befremden. Es erwies sich aber sogleich, daß dies nicht Mißachtung oder feindliche Demonstration, sondern im Gegenteil Beobachtung feinster gesellschaftlicher Form bedeutete. Wir fanden die Männer, nachdem wir uns durch das Gebüsch den Strandabhang hinaufgearbeitet hatten, alle auf dem großen Marktplatz versammelt, in ihren Hütten hockend. Es ist gute Sitte bei den Samoanern, daß man, im Gegensatz zu unserer Art, in Gegenwart einer Respektsperson zunächst sitzt, nicht aufrecht steht. Das Recht des Aufrechtstehens, d. h. den Kopf höher als der andere zu tragen, kommt dem zu, der geehrt werden soll. Trotz des ungeheuren Interesses, mit dem unser Kommen beobachtet wurde, hielten sie sich bescheiden sitzend im Hintergrund und überließen die nun folgende nähere Begrüßung einer Gruppe von Würdenträgern, die, von einem Mann mit dem Häuptlingswedel in der Hand geführt, aus einem Hause, wo sie bis dahin versammelt gesessen hatten, uns mit verbindlichem Lächeln entgegentraten.

Nachdem mit diesen allen der Händedruck ausgetauscht war, wurden wir in das faletele, d. h. das „große Haus", geführt. Eine jede größere Gemeinde besitzt ein solches Dorfhaus, das für öffentliche Angelegenheiten, Ratsversammlungen und den Empfang von Gästen dient. An Größe übertrifft es meist die besseren Wohnhäuser nicht, in der Einrichtung gleicht es ihnen vollkommen, ist aber besonders sorgfältig gebaut. Gebückt traten wir unter der niedrigen Bedachung in den mit schönen sauberen Matten belegten Raum, wählten uns jeder einen der Stützpfosten als Rückenlehne, denn die Sache konnte lange dauern, und hockten uns im Halbkreise nieder; wer es vermochte, mit gekreuzten

Beinen, wem dies unmöglich war, der bedeckte ſich — ſo will es die gute Sitte — die ausgeſtreckten Beine mit einer der auf dem Boden liegenden Matten.

Das Faletele war im Innern im Laufe des Vormittags für uns ganz reizend geſchmückt worden. Der Mittelpfeiler, der das Hausdach trägt, war mit Kränzen von bunten Blumen umwunden, vielfarbige Girlanden aus Blattwerk zierten allenthalben das Gebälk. Im Mittelgrund des Hauſes, uns gegenüber, hockte eine Schar von ſechs jungen, ausgeſucht hübſchen Mädchen; leider alle, mit Rückſicht auf die Feſtlichkeit der Handlung und die europäiſchen Gäſte, über dem Lavalava in grellbunte, ärmelloſe Seidenbluſen, den Import irgendeines findigen weißen Kaufmanns in Apia, gekleidet, das Haar mit Kränzen geſchmückt. Hinter und neben ihnen nahmen die Samoaner Platz, die uns empfangen hatten. An ihrem Ende, rechts von uns, ſaß der Hauptſprecher des Dorfes mit dem Ehrenwedel. Zunächſt ihm, auf unſerer Seite, der Gouverneur Dr. Solf mit dem Dolmetſcher. Dem Sprecher gegenüber, alſo links von uns, Mataafa in ſeiner weißen Jacke, ebenfalls ſeinen Häuptlingswedel in Händen haltend. Obwohl er der große Feind war, ſo erhielt er doch einen ſeinem alten Adel und der perſönlichen Vornehmheit entſprechenden Ehrenplatz. Im Hintergrunde, teils in der Hütte, teils außerhalb, ſcharte ſich eine Fülle von Volk, das aufmerkſam den Vorgängen und den vom Dolmetſcher übertragenen Reden folgte.

„Sei uns gegrüßt, Kowana," ſo begann jetzt der Sprecher von Falealili, „du biſt Vater und Mutter von Samoa. Schön iſt für uns der Tag, der dich hierher führt. Nur bitten wir dich, nimm Rückſicht auf unſere Armut, die deinen Empfang nicht würdiger geſtalten konnte. Auch deinen Freunden und Begleitern ſagen wir Dank für die Ehre, die ſie uns durch ihr Erſcheinen antun. Trinkt jetzt die Kawa mit uns, und wenn irgendein Schatten zwiſchen uns ſchweben ſollte, ſo wird ihn der gemeinſame Trunk fortwaſchen."

Nachdem der Gouverneur gedankt und im Gegenteil die prächtige Ausſchmückung und die Feierlichkeit des Empfanges gelobt hatte,

begann plötzlich jemand draußen vor dem Hause eine neue Begrüßungsrede. Eine Schar von 20 bis 30 Samoanern in weißen Jacken hatte sich dort niedergehockt, Zöglinge der Londoner Mission, die sich überall bemühen, eine Art korporative Sonderstellung einzunehmen und in solcher von den europäischen Behörden behandelt zu werden. Der Samoaner, und besonders die Samoanerin, verachtet sie; da sie nicht tätowiert sind, gelten sie gar nicht richtig als Männer; ein samoanisches Mädchen, das auf sich hält, wird sich nie mit einem Volksgenossen abgeben, der nicht die schöne dunkelblaue, von der Taille bis zu den Knien reichende Ornamentik auf seinem Körper trägt. So waren sie auch hier nicht zum Rate zugelassen, und ich hatte den Eindruck, als ob diese Rede ein willkürlicher Eingriff in das Festprogramm sei. Trotzdem aber, und obwohl der Redner sehr lange sprach, hörte man ihn ohne ein Zeichen von Ungeduld an.

Inzwischen war von den Mädchen vor uns die Kawa bereitet worden, der berühmte Ehrentrunk, der jeden gastlichen Empfang und jede feierliche Verhandlung einleitet. Das Getränk wird aus der zerkleinerten Wurzel des Kawastrauchs und Wasser hergestellt, und zwar immer frisch vor den Augen des Gastes. Bekannt aus vielen Beschreibungen ist dabei die Sitte, daß die Zerkleinerung der Wurzel auf eine sehr eigenartige Weise geschieht. Die jüngsten und hübschesten Mädchen des Dorfes, die sich eines tadellosen Gebisses erfreuen, setzen sich um die aus Holz geschnitzte, flache, drei- oder mehrfüßige Kawaschale herum und, nachdem sie sich den Mund sorgfältig gespült haben, kauen sie die Wurzelstückchen klein und speien sie als graue Klümpchen in das Gefäß. Dann wird das Wasser dazugegossen. Ich muß gestehen, daß ich schon bei meiner Herreise nach Samoa trotz allen Interesses für ethnographische Eigentümlichkeiten doch diesem Ereignis mit Gruseln entgegensah. Ich habe nun später oft und an den verschiedensten Plätzen Samoas Kawa zu trinken bekommen, aber niemals das Kauen mehr beobachtet. Es soll in den von Apia entfernteren Dörfern, insbesondere auf dem überhaupt noch ursprünglichen Sawaii, noch sehr in Mode sein, wird aber jedenfalls im Verkehr mit dem Europäer

aus Höflichkeit meiſt durch Zerſtoßen der Kawawurzel mit einer Art Mörſerſtößel erſetzt. So war es auch hier.

Ein ſchönes, ſehr großes Mädchen, mit einem Paar faſt übermäßig üppiger Arme, hatte die niedrige, hier vielfüßige Kawaſchale, deren Höhlung die geſchätzte grünliche, von häufiger Bereitung des Trankes ſich bildende Alterspatina trug, vor ſich auf der Matte ſtehen, und nachdem darin die ſchon zerriebene Kawawurzel mit Waſſer angeſetzt war, reinigte ſie das Getränk, indem ſie mit den höchſteigenen Händen und einem Bündel Baſt in der graugrünen Flüſſigkeit herumfuhr und die faſerigen Beſtandteile herausſeihte. Unter ganz beſtimmten, althergebrachten, unfraglich ſehr graziöſen Bewegungen drückte ſie wiederholt den Saft aus dem Bündel in die Schüſſel zurück und ſchwenkte dieſes dann über ihre Schulter nach hinten aus. Endlich ein rhythmiſches Händeklatſchen der Mädchen: Die Kawa war fertig!

Nun begann die feierliche Zeremonie des Trinkens. Jeder Gaſt erhielt nur einen Becher davon, und die höchſte Etikette wachte über die Reihenfolge, in der das geſchah. Ein Herold nannte mit lautſchallendem Ruf jedesmal Namen und Titel desjenigen, der den Trunk bekam.

„Lanaſiunga le Kowana", d. h. Seine Exzellenz der Gouverneur!

Eines der Mädchen erhob ſich, ergriff eine ſchön polierte, ſchwarze Schale aus einer halben Kokosnuß und hielt ſie über die Kawaſchüſſel. Mit einer eleganten Handbewegung hob die Bereiterin das Baſtbündel aus der Flut und drückte es in den Becher aus. In gebückter Haltung und mit einem eigentümlichen, ſchönlinigen Schwung der Hand überbrachte die Mundſchenkin dann den Trank dem Dr. Solf. Der Sitte entſprechend, ſchüttete dieſer, ganz wie die alten Griechen für die Götter taten, ein wenig von dem Trank als Libation auf die Erde, rückwärts aus der Hütte heraus, und rief dann den Gruß:

„Manuía!"

„Soifúa" tönte es im Kreiſe zurück. In einem Anſatz leerte er hierauf die Trinkſchale und ſchleuderte ſie mit geübtem Schwung in die Mitte der Hütte auf den Boden, ſo daß ſie dort auf ihrer Spitze

kreiſelte. Hier nahm die Schenkin ſie auf, ehe ſie umfiel, und ließ ſie über der Schüſſel für den Nächſten füllen.

Den zweiten Trunk erhielt Kapitän Emsmann, erſt den dritten Mataafa. (Kapitän Schack war, ſoviel ich mich erinnere, an Bord geblieben.) Dieſe Anreihung Mataafas hinter den beiden Europäern war bei der Sorgfalt ſamoaniſcher Etikette doch bezeichnend. Bei einer ſpäteren Gelegenheit in einem andern Dorfe, wo wir uns unter Gefolgsleuten Mataafas befanden, erhielt er den Trunk als Erſter nach dem Gouverneur.

Nacheinander kamen wir dann alle an die Reihe, immer unter denſelben Formen. Alles ging mit ruhiger, gemeſſener Würde, mit feierlichen Pauſen vor ſich und dauerte natürlich dementſprechend lange. Auch ich erhielt meinen Kawatrank. Es bedurfte eines Entſchluſſes, um die trübe, graue, einem ſchlechten Milchkaffee etwa ähnlich ſehende Flüſſigkeit herunterzuſchlucken. Der oft geäußerte Vergleich ihres Geſchmackes mit Seifenwaſſer erſchien mir ſehr treffend. In ſpäteren Wochen iſt es mir aber wie allen Reiſenden ergangen; ich gewöhnte mich raſch an das Getränk und lernte das leichte Aroma, das einem dabei in die Naſe ſteigt, und vor allem ſeine außerordentlich erfriſchende und durſtlöſchende Kraft ſehr ſchätzen.

Als der Umtrunk endlich zu Ende war, begann ein weiterer Teil des feierlichen Empfangs, das talolo, d. h. die Vorführung der Gaſtgeſchenke, die, wieder wie bei den alten Griechen, dargeboten wurden: gebratene Spanferkel, Hühner, Kokosnüſſe, Körbe voll Taro, Yams und Brotfrüchte. All das wurde in Mengen vor der Hütte aufgehäuft. — Wieder verkündigte ein Herold mit weithintönender Stimme, was alles die Gemeinde von Falealili dem großen Kowana und ſeinen Gäſten darbrächte. Alter Sitte gemäß übertrieb er dabei in lächerlicher Weiſe: „Fünfundzwanzig Schweine!“ rief er laut, — es waren vier oder fünf. „Achtzig Hühner!“, es waren fünfzehn bis zwanzig uſw.

Nun kamen wir an die Reihe. Der Gouverneur verteilte unſere Geſchenke, die hauptſächlich in Fäſſern des von den Samoanern ungemein geſchätzten Salzfleiſches beſtanden. Auf ein Zeichen Kapitän

Emsmanns begann währenddem unſere Kapelle draußen unter den Palmen ein luſtiges Konzert. Mit dem größten Behagen hörten die muſikverliebten Samoaner in und vor der Hütte zu, rauchend und leiſe plaudernd, während auf dem Dorfplatz die Kinder, Mädchen und Frauen ſich in reizenden Gruppen um die Muſikanten ſcharten.

Schon war die Sonne ſtark im Abſtieg begriffen, als endlich alle Zeremonien durchgemacht waren, die nun einmal zu einem würdigen ſamoaniſchen Empfang und Fono gehören, und es konnte zu den Geſchäften geſchritten werden. Das Konzert ſchwieg auf einen Wink. Die Männer in der Hütte rückten ſich zurecht. Die Geſichter wurden ernſt und geſpannt, denn jedermann wußte ſehr wohl, um was es ſich handelte.

Mataafa war es, der nach einer feierlichen Pauſe das Wort zuerſt ergriff. Er ging ſofort in medias res, indem er die Bevölkerung von Falealili aufforderte, ſich wieder der Verwaltung von Atua unterzuordnen. Nachdem der Deutſche Kaiſer den Schutz der Inſel übernommen habe, ſolle fortan Friede herrſchen, jedermann ſolle ruhig an ſeine Arbeit gehen und alles wieder ſo ſein, wie vor den unglücklichen Kämpfen, die Samoa verheert hätten.

Ein beredtes Schweigen antwortete darauf. Nun hielt Dr. Solf eine längere Anſprache. Zuerſt lobte er das loyale Verhalten der Männer von Falealili bei der deutſchen Flaggenhiſſung im März und ſprach ſeine Freude über den heutigen Empfang aus. Dann fuhr er ungefähr folgendermaßen fort:

„Ich habe vernommen, daß törichte oder böswillige Menſchen unter euch das Gerücht verbreitet haben, die Königin von England hätte nicht auf die Herrſchaft über Samoa verzichtet, ſondern nur den Deutſchen Kaiſer beauftragt, vorläufig in ihrem Namen das Land zu regieren, weil ſie jetzt Krieg mit einem andern Volke habe, und wenn der vorüber ſei, werde ſie das Land wieder in Beſitz nehmen. Ich hebe meine Hand auf und ſage, das iſt nicht wahr! Lügner ſind es, die euch das geſagt haben. Der Kaiſer iſt nicht der Stellvertreter, ſondern der wirkliche Schutzherr über Samoa.

„Sein Wille aber iſt, daß fortan Friede und Ordnung in Samoa beſtehe, damit die Samoaner glücklich ſeien. Mich hat er als Verkündiger ſeines Willens hierher geſendet. Ich wieder habe Mataafa eingeſetzt, als Alii sili o Samoa. Dieſer iſt der Kanal, durch den ich euch meine Befehle zufließen laſſe. Wer ihm nicht gehorcht, der gehorcht auch mir nicht und nicht dem Kaiſer. Ich habe nun beſchloſſen und Mataafa hat es euch geſagt, daß Falealili wieder zu Atua zurückgehen ſolle, wozu es in alten Zeiten gehört hat; gehorcht dieſem Befehl.“

In der höflichſten, aber eindringlichſten Form verſicherte jetzt der Sprecher von Falealili ſeine und ſeiner Leute ſtrenge Loyalität; ſie würden alle Befehle des Kaiſers gern befolgen, nur das ſolle man nicht von ihnen verlangen. Das ſei — und hiermit machte er einen geſchickten Schachzug — doch gar keine öffentliche Angelegenheit, ſondern eine Familienfrage. Der Gouverneur könne ſie, ſeine Kinder, doch nicht zerſchneiden wollen, wie man ein wildes Tier mit einem Meſſer zerlegt.

Es erfolgte eine ſtundenlange Debatte. Der Gouverneur, ohne ſich auf Gründe einzulaſſen, verharrte feſt auf ſeiner Forderung, der Sprecher von Falealili dagegen fand unermüdlich neue Wendungen, um ſeine Bereitwilligkeit zum Gehorſam in allen andern Fragen zu beteuern und die Grauſamkeit gerade dieſer einen Forderung auszumalen. Gewalt anzuwenden, das wollte der Gouverneur eben, wenn es irgend möglich war, vermeiden, um nicht das mühſam gebändigte Kriegsfeuer gleich im Beginn der deutſchen Herrſchaft wieder aufleben zu laſſen; und dies mochte der kluge Anwalt der Männer von Falealili vielleicht herausfühlen. So drehte ſich die Verhandlung ergebnislos immer im Kreiſe.

Intereſſant war es dabei, das Verhalten der Zuhörer zu beobachten. Höchſte Spannung lag auf ihren Zügen, die dunklen Augen blitzten, auch die Außenſtehenden drängten ſich näher an die Hütte. Prachtvolle Geſtalten: ſchlanke Jünglinge, im Goldbronzeton ihrer Haut wie lebendige Statuen ausſehend; herrliche Männer, denen man

die erprobten Krieger der letzten Kämpfe wohl ansah und die mit dankbaren und zustimmenden Blicken den Worten des alten Mannes folgten, der so tapfer die Sache der kleinen Gemeinde im Angesicht all der großen Herren und der mächtigen Kriegsschiffe vertrat. Von Zeit zu Zeit kamen und gingen sie, leise sich niedersetzend oder aufstehend, ohne zu stören. Und doch war nichts weniger als Steifheit und Unfreiheit darin; alles blieb vollkommen natürlich, und wenn einmal ein Scherzwort fiel, so ertönte heiteres Lachen.

Endlich beschloß der Gouverneur, die Versammlung aufzuheben. „Laß uns ein Ende machen," sagte er zu dem Sprecher, „die Sonne geht unter, und die Flut ruft uns zu unseren Schiffen zurück. Was heute von Männern gesprochen wurde, soll unsere freundschaftlichen Gesinnungen nicht stören. Meinen Willen wißt ihr jetzt. Ihr werdet euch mit euren Freunden und Genossen weiter beraten und schließlich erkennen, daß es das beste ist, meinen Wünschen zu folgen; denn ich bestehe darauf."*

Rotgolden brach das Feuer der sinkenden Sonne durch die Palmenwipfel, als wir, von der ganzen Volksmenge begleitet, zum Strand hinunterschritten. In geradezu klassischer Linienschönheit schwang sich vor uns das weiche Gestade, ein Fluß rauschte dort zwischen dunklen Felsblöcken ins Meer und Baumstämme lagen als Brücke von einem Ufer zum andern darüber. Reizende Gruppen von buntgekleideten Frauen, schlanken, blumengeschmückten Mädchen, nackten, braunen Kindern weilten überall am Strande und belebten das entzückende Bild so wunderbar, als hätte sie ein genialer Künstler hineinkomponiert. Jubelnd und lachend schlossen sie sich jetzt den übrigen an, mit den bloßen Füßen schließlich noch im Wasser unsere Boote umringend, und das freundliche Händeschütteln und das „tofá, tofá"! (Lebewohl) wollte gar kein Ende nehmen.

---

* Ich will hier hinzufügen, daß die Samoaner von Falealili zuletzt doch nicht zu der verlangten Wiedervereinigung mit Atua zu bringen gewesen sind. Der Gouverneur fand, wie er mir ein Jahr später in Deutschland erzählte, schließlich den Ausweg, aus dem volkreichen Gebiet von Falealili einen eigenen, von Atua wie Tuamasanga unabhängigen, Verwaltungsbezirk zu schaffen.

Mir aber war es die ganze Zeit geweſen, als ſei ich um Jahrtauſende zurückverſetzt in eine Welt, wie ſie wohl an den Ufern der Ägäis zu den Zeiten Homers geblüht hat.

IV. Samoaniſche Mädchen.

Am Abend des Tages von Falealili ſaß ich nach Tiſch noch leſend unter den Lampen oben auf der „Hütte", dem Kapitänsdeck des „Cormoran". Plötzlich horchte ich auf! Deutlich kamen die zarten Töne eines fernen Geſanges über das Waſſer herüber. Ich eilte zur Reling und ſpähte hinaus in die Nacht, die dunkel über dem Meere lag. Gegen den ſternklaren Himmel zeichnete ſich in der Ferne der ſchwarze Schattenriß der hohen Bergmaſſe Upolus ab; auf der dunklen, völlig nächtigen Flut davor konnte ich nichts gewahren; nur eine laue Landbriſe ſtrich ſanft von der Küſte herüber und trug die Klänge ſtärker und ſtärker heran. Es war die fremdartig reizende Melodie eines jener Schiffergeſänge, mit denen die Samoaner jede Ruderfahrt begleiten, und in deren immer neuer Erfindung das Völkchen unerſchöpflich iſt. Eine Stimme pflegt den Hauptgeſang zu führen, die andern fallen im Rudertakt mit rhythmiſch moduliertem Chorgeſang dazu ein. Die, meiſt dreiſtimmigen, Harmonien klingen oft wie Glockenläuten über die See. Hier unterſchied ich deutlich helle Mädchenſtimmen über dunkleren männlichen Tönen. Jetzt drang ſogar auch, vom Wind herbeigetragen, ein merklicher ſüß aromatiſcher Blumenduft herüber, wie er von den Blumenkränzen und Pandanusfruchtketten der Samoanerinnen ausgeht. Noch immer aber ſah ich die Nahenden ſelber nicht. Endlich glitt aus dem Schatten der Küſte in den Lichtkreis unſeres Schiffes eine Reihe von ſchmalen ſamoaniſchen Ausliegerkanus hinein, mit Inſaſſen gefüllt, die unter taktmäßigem Geſang auf unſere Fallreeptreppe zuruderten. Sie legten an, und leichten Fußes entſtieg ihnen eine Schar brauner Mädchen, junger Männer und Knaben, von einigen älteren Frauen begleitet. Ohne Haſt kamen ſie die Treppe hinauf und betraten das Verdeck. Unbefangen, als müßte das ſein, boten ſie mit gefälligem Anſtand ihren Händedruck und das melodiſche „talofa",

deſſen Wortſinn, wie ich ſchon einmal ſagte, eigentlich iſt: „Ich liebe dich.“ Sie ſeien auf Veranlaſſung ihrer Väter, der Häuptlinge, gekommen, ſagten ſie, um uns mit der Aufführung eines siwa, des ſamoaniſchen Nationaltanzes, zu unterhalten.

Wir waren ganz erſtaunt und gerührt über die Väter von Faleaſili. Welch tiefes Gefühl für die Pflichten der Gaſtfreundſchaft in dieſen Leuten! Wir waren doch eigentlich ihre Feinde; wenigſtens hatten wir Härteſtes von ihnen verlangt — und nun ſchickten ſie uns ihre Töchter und Söhne herüber, um uns eine Feſtfreude zu bereiten.

Unſere Mädchen waren diesmal ganz in ihr nationales Koſtüm gekleidet, d. h. nur die ſchlanken Hüften waren mit dem bunten Lavalava verhüllt, der ſchöne bronzene Oberkörper blieb nackt, war jedoch über und über mit Blumengirlanden behängt. Die Samoanerin trägt ſehr wenig Schmuck, dafür aber immer friſche Blumen oder aufgereihte Früchte, leuchtend an Farbe und gern auch ſtark an Geruch. Selten ſieht man ein Haupt ohne den grünen oder bunten Kranz und einen Hals ohne wenigſtens eine Girlande oder ein paar Schnüre roter Beeren. In Feſttracht wie hier umwinden ſie auch die Oberarme, die Hüften mit Blumen, ja ſie kleben ſich auch noch bunte Blumenblättchen auf die Backen oder an die Mundwinkel. Sicherlich trägt gerade dieſe Art von Tracht und Schmuck viel dazu bei, den Samoanerinnen jenen Hauch von Poeſie zu geben, der ſie ſo reizend macht. In europäiſche Kleider geſteckt, verlieren ſie außerordentlich. Ihre ſchönen Arme, die feinen Handgelenke mit ihren im Siwatanz geübten eleganten Bewegungen, die freie, natürliche Haltung des Körpers, die liebenswürdigen Augen, das volle, ſchön und wechſelvoll geordnete Haar, der ganze naive Anſtand ihres Weſens, all das entfaltet ſeinen vollen Reiz, wie jede natürliche Blume auch, doch nur in ihrer natürlichen Form und Umgebung.

Die Frau nimmt bei den Samoanern eine ſehr viel andere Stellung ein als in der Regel bei exotiſchen Völkern. Durchaus iſt ſie nicht die Sklavin oder das Arbeitstier des Mannes. Das Maß von Arbeit, mit dem die Samoaner auskommen, iſt überhaupt ſehr gering

und alle schweren Hantierungen darunter übernimmt der Mann, selbst das Kochen. Die Frau verfertigt feinere Handarbeiten, flicht Matten, Körbe, Fächer und, solange sie jung und schön ist, schmückt sie sich vor allen Dingen, lacht, singt und tanzt. Wie oft habe ich bei den weiten Ruderreisen der Samoaner gesehen, daß die Frauen niemals mit Hand dabei anlegen; sie sitzen, mit Blumenkränzen im Haar, vorn im Schiff und singen Lieder zum Takt der rudernden Männer. Der für Schönheit und Anmut ungemein empfängliche Samoaner scheint in der Frau in erster Linie den Schmuck seines Daseins zu erblicken. Wiederum aber auch nicht etwa in dem Sinne des Mohammedaners, der sein Haremsodaliske als ein willenloses, im Grunde verachtetes Objekt seines Behagens betrachtet, sondern die Frau hat eine sehr freie, selbständige Stellung. An den öffentlichen Geschäften nimmt sie nicht teil, aber eine deutlich erkennbare Ritterlichkeit der Männer gegen sie, die ganz der unserer guten Gesellschaft ähnlich ist, tritt bei vielen Gelegenheiten hervor.

Eine bezeichnende Sitte ist die, daß jedes größere Dorf sich eine taupo, eine Ehrenjungfrau erwählt; eine Häuptlingstochter, die gleichsam die gesellschaftliche Vertreterin des Dorfes ist, bei feierlichen Gelegenheiten die Ehrenkawa bereitet, bei großen Tanzaufführungen die Vortänzerin abgibt usw. Kommt ein hochstehender Gast, so empfängt sie ihn, bewirtet ihn im „Faletele", unterhält ihn, massiert ihm wohl auch den Kopf, bereitet ihm abends das Lager und schläft die Nacht an seiner Seite. Irrig aber wäre es, diese letztere Handlung anders als rein symbolisch aufzufassen; ein paar ältere Anstandsdamen wachen sorgfältig darüber, daß die Tugend der Taupo unangetastet bleibt, bis sie die Frau irgendeines hohen Häuptlings wird. Diese vornehme Stellung, diese stete Gewohnheit, mit den festgeregelten Formen samoanischer guter Sitte zu repräsentieren, gibt den Taupos oft eine eigentümlich sichere, stolze Haltung, die an die einer gefeierten Ballkönigin bei uns erinnert.

In Falealili gab es augenblicklich keine Taupo. Das große Mädchen, das uns heut nachmittag die Kawa gemacht hatte, war nur eine

zeitweilige Vertreterin geweſen. Wohl aber wurde uns in der Schar der neben ihr Sitzenden das kleine Fräulein Tulua gezeigt, die in der nächſten Tagen dazu erwählt werden ſollte. Ein allerliebſtes, aber durchtriebenes Geſichtchen mit ein Paar Augen, die für das damit verbundene Veſtalinnentum gar nicht recht zu paſſen ſchienen.

Doch um zu unſern abendlichen Ankömmlingen zurückzukehren, unter denen ſich auch Fräulein Tulua befand, ſo leiteten wir ſie jetzt auf die „Hütte". Hier ließ Kapitän Emsmann ſämtliche elektriſche Lampen anzünden. In einem Halbrund nahmen wir, d. h. die Gäſte des Kapitäns und die Offiziere des „Cormoran", auf Stühlen Platz; vor uns ließen ſich die Samoaner in mehreren Reihen auf dem Boden nieder. In der erſten Reihe die jungen, mit Blumenketten geſchmückten Mädchen, in der zweiten und dritten die älteren Frauen und Knaben und Männer. Dahinter baute ſich die geſamte Mannſchaft des „Cormoran" auf, die der Kapitän auf die Hütte beordert hatte, um auch ſeinen Leuten das Schauſpiel zu gönnen.

Und nun ſah ich zum erſten Male einen jener Siwatänze mit an, auf die ich durch Schilderungen früherer Samoareiſen ſchon ſo geſpannt war. Es iſt freilich nicht möglich, den außerordentlichen Reiz dieſer allerliebſten Ballettaufführung — ſo kann man den Charakter des Tanzes wohl am beſten kennzeichnen — mit Worten wiederzugeben. Ich habe ſpäter noch verſchiedene Siwas geſehen, bedaure aber nur, daß es nicht noch viel mehr geweſen ſind; die lebendige Muſik, die dazu gehört, die Grazie der Bewegungen, der Reichtum origineller Touren und der immer neue Reiz jugendlicher Mädchenanmut, die ſich dabei entfaltet, dies alles im Lande ſelbſt geſehen, übt einen ganz unvergeßlichen Zauber aus.

Der Siwa begann im Sitzen und zunächſt ohne Geſang, nur mit einer rhythmiſchen Begleitung, ausgeführt durch die hinteren Reihen mittels Händeklatſchen und einer Art Trommelgeräuſch auf einem Mattenbündel, das mit einem Stäbchen geſchlagen wurde. Die hockenden Tänzerinnen machten dabei mit ihren Armen und dem Oberkörper Bewegungen, die wie Freiübungen ausſahen, nur daß ſie außerordentlich

graziös waren. Bei der nächsten Tour, die durch eine kleine Pause deutlich gemacht wurde, trat dann ein mehrstimmiger, eigentümlich melodischer Gesang hinzu.

Die ersten Touren waren ziemlich gemessen und langsam; allmählich jedoch wurden die Rhythmen immer schneller und lebhafter, die Oberkörper bewegten sich rascher und rascher, die Mädchen begannen sich auf den untergeschlagenen Beinen zu wiegen, neigten sich hierhin und dorthin; immer aber klappten Rhythmus der Musik und die eleganten Bewegungen aufs genaueste, in einem so glänzenden Drill, daß wir nach jeder Tour in ein lauteres „malie", den Bravoruf der Samoaner, ausbrachen.

Dies entzündete die Musiker und Tänzerinnen zu immer lebhafterem Feuer. Die Mädchen erhoben sich jetzt auf den Knien und tanzten in dieser Haltung. Dann stand die mittelste und schönste von ihnen, Ololima, ein schlankes, sanftäugiges Mädchen, vollends auf und führte stehend und vor- und rückwärts schreitend, überaus reizende Tanzbewegungen aus, lebhaft, aber doch ohne jede Gewaltsamkeit. Eine zweite Partnerin folgte ihr nach einiger Zeit; ein jüngeres Ding mit ungemein beweglichem Körper, kurzgeschnittenem, rotem Pudelkopf und bubenhaft drolligen Gesichtszügen. Sie war die Komikerin der Gesellschaft, schnitt lächerliche Gesichter und drehte ihren noch backfischhaft jugendlichen Körper so parodistisch, daß wir laut lachen mußten. Eine dritte und vierte gesellte sich dazu. Endlich standen alle, und nun begannen sie, immer zu rhythmischer Musik, jene reizenden pantomimischen Szenen aufzuführen, die, so einfach und harmlos ihr Inhalt ist, doch durch ihren naiven Humor und durch die Grazie, mit der sie immer wieder dem Tanzrhythmus sich anpassen, das größte Vergnügen machen. Und man versteht sie, namentlich wenn ein Kenner dabei ist und einem ein wenig nachhilft, aus der treffenden Gebärdensprache leicht. Da kommt der Wanderer ins Dorf, wird von kläffenden Hunden angebellt und fürchtet sich in lächerlicher Weise. Da wird ein Fischzug veranstaltet: zwei Mädchen werfen symbolisch ein Netz aus, eine dritte lockt den Fisch, eine vierte tritt, mit geblähten Backen pustend, als Sturmwind auf, der den Fischfang

zeitweilig stört; schließlich aber geht die Beute doch ins Garn. Da werden Schildkröten gejagt; die Darstellerinnen kriechen pustend und wackelnd auf dem Boden herum und werden dann, wie man es mit den Schildkröten macht, auf den Rücken gewälzt, wo sie hilflos zappeln. Da spielen Hahn und Henne miteinander; sie, mit einem langen Palmblatt, der als Schweif hinten angebunden ist, kokettiert mit ihrem Partner, der in diesem Fall durch einen Mann dargestellt wird, lockt ihn, entweicht ihm wieder usw. Welche von diesen Szenen ich gerade an diesem Abend gesehen habe, welche später anderswo, weiß ich nicht mehr zu sagen; unvergeßlich aber wird mir das reizende Gesamtbild bleiben, diese bunte, liebenswürdige Kinderschar unter den elektrischen Lampen des „Cormoran" in der lauen, tropischen Nacht der samoanischen Küste.

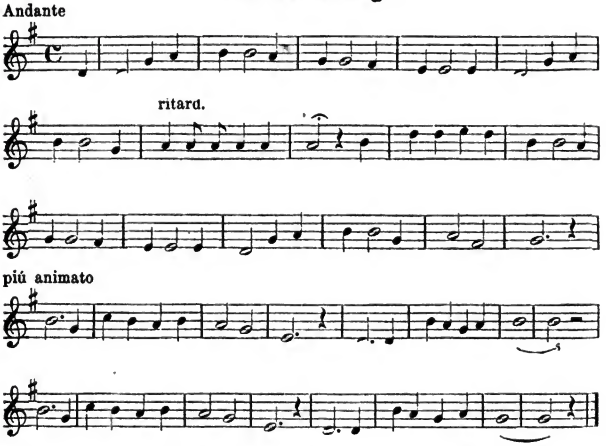
Nachdem der Siva endlich unter lautem Beifall sein Ende erreicht hatte, ließ Kapitän Emsmann durch Tuaifaiva den Darstellern unsern Dank aussprechen und dann Geschenke unter sie verteilen. Sie erregten das Entzücken der Empfänger. Ganz wie der Herold beim Fono in Falealili tat, ließ der Kapitän dabei die Anzahl der Gegenstände mit ungeheuerlichen Übertreibungen ausrufen:

„Hier 10000 Pfund Salzfleisch (es waren ein paar Büchsen) für die Männer; hier 20000 Ellen purpurrote Lavalavas (es waren einige Dutzend bunter Taschentücher) für die Mädchen, hier 50 Beile (es war genau ein einziges), hier Tausende von Stangen Tabak" usw. Fröhliches Gelächter begleitete jedesmal aufs neue diesen Scherz.

Hierauf hielt der älteste der Männer eine Dankrede. Er ließ darin durchblicken, es wäre auch eine berühmte Sängerin unter den Mädchen; wenn es uns Vergnügen mache, würde sie uns etwas vortragen. Natürlich ließen wir uns das nicht zweimal sagen und forderten sie durch eifrigen Zuruf zum Singen auf. Das Mädchen, es war niemand anders als Fräulein Tulua, sträubte sich auch nicht im geringsten; wie eine verwöhnte junge Dame, die ihres Erfolges in der Gesellschaft vollkommen sicher ist, setzte sie sich auf einen Stuhl und sang nun mit angenehmer, klarer, gar nicht näselnder Stimme, unter leiser, harmonischer Begleitung der übrigen, das Liedchen: Tofá mai feléngi, das damals in Samoa

der Schlager der Saiſon war. Die hübſche Melodie habe ich aufzuzeichnen verſucht, ſo gut ich ſie behalten habe, und füge ſie hier bei. Sie war urſprünglich unzweifelhaft ſamoaniſch und trug auch in der Rhythmik des Vortrags einen eigenartigeren, minder europäiſchen Charakter, als ich ihn hier in unſerer Notenſchrift wiedergeben kann. Allein die europäiſche, oder vielleicht beſſer amerikaniſche Beeinfluſſung iſt daneben doch wohl erkennbar.

Tofá mai feléngi.



Tofá mai feléngi heißt: Lebe wohl, mein Freund; der Text iſt der Wechſelgeſang zwiſchen einem amerikaniſchen Admiral, der von Samoa fortgeht, und einem braunen Mädchen, das er zurückläßt. Sie: „Ich kenne nichts ſo Schweres, als wenn mein Freund von mir geht. Mein Herz krampft ſich zuſammen in ſchmerzhafter Liebe, wenn du aufſtehſt, um ‚Lebewohl' zu ſagen." Er: „Ach Weib, empfindeſt du nicht in deinem Herzen, daß es mein Wunſch iſt, dauernd mit dir zu leben? Aber es kann ja nicht ſein" uſw. Zuletzt ſingt ſie: „Leb wohl, mein Freund" und er: „Lebe wohl, ich muß jetzt zu Schiff, da ich der

Admiral bin. Vergiß mich nicht, Samoa, mein liebes Land, und denkt an mich alle, die mich gekannt haben."

Angefeuert von unſerm rauſchenden Beifall, gab die Sängerin noch ein zweites Lied zum beſten, und mit Verblüffung hörte ich die Melodie des italieniſchen Gaſſenhauers „Margherita, Mädchen ohnegleichen"; nur mit ſamoaniſchen Worten geſungen, und das Mädchen ohnegleichen hieß hier Annemarie, oder wie die Samoanerin den Namen für ihre Zunge zurechtmachen muß, „Annemalili".

Spät war es ſchon in der Nacht, als die luſtige Geſellſchaft endlich ſich zum Aufbruch anſchickte, und wundervoll war es wiederum, welche Form ſie auch dafür zu finden wußte. Ololima, die ſchöne Vortänzerin, trat lächelnd auf den Gouverneur Dr. Solf zu, nahm die reichſte ihrer ſtarkduftenden Blumenketten von ihrem Nacken und legte ſie ihm um den Hals. Das gleiche taten die übrigen Mädchen mit Kapitän Emsmann und uns andern. Unter freundlichen Händedrücken, vielen „tofá" (lebe wohl) und „taafetai" (ſchönen Dank), unter Scherzen und Lachen wurde dann Abſchied genommen; die ganze Geſellſchaft klomm wieder die Fallreepstreppe hinunter in die dort harrenden Kanus, die Ruder ſetzten ein, und eins nach dem andern der Schiffchen mit den jungen, fröhlichen Menſchenkindern glitt wieder aus dem Bannkreis unſerer Lichter hinaus in die dunkle Nacht.

Lange ſtanden wir noch an der Reling und lauſchten in die Ferne, aus der es, leiſe verhallend, noch einmal herübertönte:

„Tofá mai feléngi."

15.

An entlegenen Geſtaden.

1900.

Verloren in der ungeheuren Weite des Stillen Ozeans, weit abſeits von den großen Weltverkehrsſtraßen, liegt der Inſelbogen der Marianen; eine unterſeeiſche Gebirgskette, von der nur einige höchſte Gipfel als kleine Eilande über den Meeresſpiegel hervorragen.

Wir kamen von der Karolineninſel Ponape und fuhren Weſtnordweſt, gerade im Gürtel der Kalmen, der um dieſe Zeit dort lag, denn es war Mitte Auguſt. Schwer und ſchwül laſtete die mit Feuchtigkeit geſättigte Luft über dem wie Queckſilber glatten Meere. Alltäglich ſammelten ſich dunkle Gewitterbänke am Firmament, jähe Regenböen peitſchten zeitweilig das Schiff und die aufſchauernde See mit wütender Gewalt, um ebenſo raſch wieder zu enden. Regenbogen ſpannten ſich dann über der wie geſchmolzenes Metall glühenden Flut, und abends ſtanden wundervolle Wolkengebilde am Himmel, wie märchenhafte Paläſte oder ferne Hochgebirge, deren Zinnen im Alpenglühen leuchten.

Endlich, am Mittag des vierten Tages, tauchte am fernen weſtlichen Horizont ein feiner bläulicher Schattenriß empor, das hohe Saipan, die Hauptinſel der, ſeit dem vorigen Jahre deutſchen, Marianen; nicht viel ſpäter auch das niedrigere, ſüdlich davon gelegene Tinian. Mit großer Spannung verfolgten wir die allmähliche Entwicklung des Bildes dieſer beiden Eilande, die jetzt ein Stück deutſchen Bodens in ſo ferner Welt geworden waren. Tinian erſchien oben ganz ebenflächig, eine Hochlandstafel, die mit abgebrochenen Steilwänden ſchroff zum Meer abſtürzte; Saipan trug auf einem flachen Sockel

einen eindrucksvoll aufgebauten Vulkan, um deſſen ſteilen dunkelfarbigen Kegel ſchwere Wolken hingen. Schon von weitem gewahrten wir den weißen Saum einer mächtigen Brandung, die an den Felsufern der beiden Inſeln ſtand, nördlich und ſüdlich der ſie trennenden Meeresſtraße. Bei der ſtarren Ruhe der Kalmenſee, die uns bisher getragen, erſchien das ſeltſam; doch ſchon in der Meeresſtraße ſelbſt, als wir ſie nun durchfuhren, unterlief ein ſtarker Wogengang unſer Schiff, und kaum waren wir auf der Weſtſeite des Marianenbogens angelangt, ſo empfing uns eine mächtige, von Weſten breit heranrollende Dünung; ſo gewaltig, wie ich ſie noch auf keinem Meer erlebt hatte. Ein nennenswerter Wind wehte auch hier nicht; der rieſige Wellengang mußte der Ausläufer eines weiter gegen die Philippinen oder China hin über das Meer wandelnden Sturmes ſein.

Wo dieſe ungeheuren Wogen auf die Korallenriffe trafen, die in langer Linie die Ufer Saipans umgürten, türmten ſie ſich hochauf in rieſenhafter, weißleuchtender Schaumflut. Dumpf klang ihr ununterbrochener Donner bis zu uns herüber, und dem weißen Rauch eines Heidebrandes ähnlich zog der zerſtäubte Giſcht an der dunklen Palmenküſte dahinter entlang. Dieſe Brandung machte das Geſtade faſt überall völlig unzugänglich. Wie ſollten wir hier herankommen?

Ich ſtand beim Kapitän oben auf der Brücke der „München". Auch Kapitän Krebs war hier zum erſtenmal. Aber ſein geübtes Seemannsauge hatte ſich ſchon zurechtgefunden. Er wies mir weiter nordwärts an der Weſtküſte eine kleine Unterbrechung in dem Wall von unabläſſig aufſchießendem und wieder ſinkendem weißen Schaum. Dort, wo der Riffgürtel weit in die See hinausſprang und ein kleines, der Küſte vorgelagertes Palmeninſelchen umſäumte, erſchien eine ruhigere Stelle, eine Lücke im Korallenriff. Das war der auf der Seekarte verzeichnete Eingang in die Lagune, die den Hafen von Garapan, dem Hauptorte Saipans, bildet. Wir ſahen deutlich die dunklen Eingeborenenhäuschen der Anſiedelung am Strande dahinter, um ein größeres, lichteres Gebäude geſchart.

Ein Einlaufen unſeres ſchweren, tiefgehenden Dampfers in die Lagune war allerdings gänzlich ausgeſchloſſen. Der Kapitän warf Anker auf offenem Waſſer in zwei Seemeilen Entfernung von der Küſte; wir lagen ſtill im vollen Schwall der Dünung. In ganz abenteuerlichen Pendelſchwingungen wälzte ſich nun der ſchwerfällige Schiffskörper herüber und hinüber; die Maſtſpitzen beſchrieben ungeheure Kreislinien am Himmel. Angeſichts unſerer Unbekanntheit mit dem Fahrwaſſer beſchloß der Kapitän ſogar, von der Ausſetzung eines eigenen Bootes abzuſehen und das Herankommen des deutſchen Regierungsbootes abzuwarten, das, wie wir durch die Gläſer bemerken konnten, bei unſerer Ankunft in der Lagune zu Waſſer gelaſſen worden war und durch die Rifflücke auf uns zugerudert kam. Dies ſollte dann die Poſt für Saipan mitnehmen und den Regierungsarzt von Ponape, Dr. G., den wir an Bord hatten. Von Saipan war ſeitens des Landeshauptmanns Dr. Fritze vor einiger Zeit die beſorgte Nachricht gekommen, daß auf den Marianen eine ſchwere, unheimliche Hautkrankheit, vielleicht der Ausſatz, ausgebrochen ſei, und die dringende Bitte, doch bei erſter ſich bietender Gelegenheit einen Arzt hinüberzuſenden. Dieſe erſte Gelegenheit ſtellte unſere Reiſe vor. Dr. G. ſollte bis zu der in einigen Wochen zu erwartenden Rückkehr der „München" aus Hongkong auf den Marianen-Inſeln bleiben. Mit ihm ſeine junge Frau, die wir ſelbſt ihm auf unſerm Schiff als Braut nach Ponape zugeführt und die er dort während unſeres Aufenthalts bei der Inſel raſch geheiratet und dann hierher mitgenommen.

Für das kleine Ruderfahrzeug von drüben war es eine Reiſe von nahezu zwei Stunden bis zu uns. Wir verfolgten ſeine mühevolle Fahrt vom Bordrande aus mit unſern Ferngläſern; zeitweilig ſchien es ganz verſchwunden zu ſein, eingeſogen von der Tiefe der ungeheuren Wogentäler; dann entdeckten wir es wieder, einen kleinen, bunten Fleck auf einem Wellenkamm.

Plötzlich ertönte auf dem Deck unſeres eigenen Schiffes ein dumpfer Schlag. Von verſchiedenen Seiten ſahen wir die Leute eilig und aufgeregt zur Schiffsmitte laufen. Was war geſchehen? —

Schon aber kam einer der Stewards herbeigeeilt. Von weitem rief er unserm mit uns auf der Brücke weilenden Schiffsarzt zu:

„Ach, Herr Doktor, Sie möchten doch schnell kommen, der M. ist vom Mast gefallen und liegt ganz still."

Ein schwerer Unglücksfall hatte sich ereignet. Der junge Leichtmatrose des von dem Steward genannten Namens, einer der frischesten und beliebtesten unter den jüngeren Leuten an Bord, hatte vor der hübschen und koketten jungen Samoanerin, einer Nichte der allen deutschen Südseereisenden bekannten „Queen Emma", die auf unserm Schiff mitfuhr und die nicht nur ihm, sondern noch verschiedenen andern der Leute unterwegs den Kopf verdreht hatte, großtun wollen und deshalb an dem in großen Bogen hin- und herschwingenden Mast verwegene Kletterkunststücke zum besten gegeben; dabei war er dann ausgeglitten und aus dreißig Meter Höhe auf das Verdeck niedergeschlagen. Unser Schiffsarzt und sein Kollege von Ponape konnten nur noch den sofort eingetretenen Tod durch Schädelbruch feststellen.

Nun mußten wir doch an Land. Denn wenn der Seemann in Sicht eines Ufers stirbt, dann muß er, falls es irgend geht, auf diesem, nicht im Meere selbst bestattet werden; und da es sich erwies, daß das Regierungsboot, das kurz darauf mit einem Unteroffizier und einigen farbigen Ruderern anlangte, zum Transport des Toten und der notwendigen Begleitung zu klein war, mußte unser großes Rettungsboot vom Oberdeck herab zu Wasser gelassen werden. Es sollte nach Garapan gehen, während das Regierungsboot bis zu seiner Rückkehr längseits blieb.

Das Zuwasserlassen des schweren Bootes war bei den gewaltsamen Bewegungen des großen Schiffes eine höchst aufregende Sache. Der erste Offizier, Herr v. S., leitete mit einer Anzahl der besten Leute, im hängenden Boote selbst stehend, die Arbeit. Der Leichnam war vorher bereits hineingeschafft worden. Es kam darauf an, die Flaschenzüge, an denen das mit dem Schiff schwingende Boot hing, so zu lockern, daß es gefahrlos das Wasser berührte und daß dann, sobald es schwamm, unverzüglich die Verbindung mit dem Schiff gelöst wurde.

Das erstemal gelang das nicht richtig; beim Herüberneigen des Bords tauchte der Kiel bereits in einen Wellenberg, aber die Seile waren noch nicht frei, als die „München" sich schon wieder aufrichtete, um nach der andern Seite hinüberzupendeln. Mit einem furchtbaren Ruck wurde das schwere Boot wieder emporgerissen, und einige Sekunden lang sah es aus, als ob es unfehlbar gegen die Schiffswand schlagen und dort zerschellen müßte. Doch gelang es noch im letzten Augenblick den Leuten im Fahrzeug, es mit den Rudern abzustemmen. Bei dem zweiten Herüberneigen flog es dann im rechten Zeitpunkt los von den Leinen und schwamm nun sicher auf dem Wasser. Jetzt war es verhältnismäßig leicht, die übrigen, die noch mitfahren wollten, mittels der beweglichen, von Bord herabhängenden Jakobsleiter in das Boot aufzunehmen. Außer dem Dr. G. war dies unser Schiffsarzt Dr. S., ferner ein dritter Arzt, Dr. D., der auf einer Weltreise begriffen war und in Sydney die „München" bestiegen hatte. Endlich noch ein vierter; dieser von höchster Berühmtheit. Es war kein anderer als Professor Robert Koch, der große Entdecker des Cholera- und des Tuberkelbazillus, der gerade seine Malariastudien in Neuguinea abgeschlossen hatte, als wir dort mit der „München" vorbeikamen, und der nun auf dieser mit uns nach Hongkong fuhr. Seiner der Jahre spottenden jugendlichen Gewandtheit, die wir oft zu bewundern Gelegenheit gehabt hatten, bereitete der Abstieg auf der Jakobsleiter in das auf- und niedertanzende Boot keinerlei Schwierigkeiten. Zum Schluß wagte es auch Frau Dr. G., die mutig hinabkletterte und unten im rechten Moment geschickt aufgefangen wurde.

Daß auch ich mir natürlich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, den Strand von Saipan zu betreten, wird sich der Leser selbst denken.

Endlich waren wir alle im Boot.

Es war nur ein menschlich begreiflicher Zug, daß man des Toten in der Aufregung des Bootsmanövers ganz vergessen hatte. Jetzt, da alles durch Einsetzung der höchsten Kräfte so glücklich abgelaufen war, erfüllte vielmehr ein fröhlicher Eifer alle Herzen; der junge Offizier, der das Boot kommandierte, nahm seine Mütze ab und sagte, mit

der Hand über die ſchweißbedeckte Stirn ſtreichend, luſtig zu ſeinen Leuten:

„Na, Jungens, nun wollen wir mal ordentlich eins ſingen, dann pullt es ſich noch mal ſo gut.“

„Je,“ ſagte jetzt langſam einer von dieſen, „denn künn' wi ja woll man ‚Jeſus meine Zuverſicht‘ ſingen.“

Da erſt fiel uns allen plötzlich der Leichnam wieder ein, der, mit einer deutſchen Flagge zugedeckt, unmittelbar zwiſchen uns ſtarr und ſteif auf den Sitzbänken lag. Eine Röte überflog das Geſicht des Offiziers, und ſchweigend ruderten die Leute vorwärts.

Ungleich gewaltiger noch als vom Schiff aus war der Eindruck der Dünung in dem kleinen Boote. Nicht daß es gefährlich geweſen wäre; die Wellen überſchlugen ſich ja nicht. Wie ungeheure Waſſergebirge wälzten ſie ſich breit und langſam heran; gemächlich ſchwebte unſer Schiffchen zur Tiefe, ſo daß zu beiden Seiten die langen blaugrünen Wälle hoch über uns emporſtiegen; dann hoben wir uns ebenſo langſam und majeſtätiſch mit dem Wellenberge wieder aufwärts, bis wir auf der Höhe anlangten. Waren wir oben, dann lag weithin rings die wogende See, mit dem pendelnden großen Schiff hinter uns, mit der Palmenküſte von Saipan und ſeiner ſchäumenden Brandung vor uns. Waren wir unten, dann ſahen wir nichts als die ungeheure öde Waſſerwildnis ringsum und zu unſern Häuptern und darüber den leeren Himmel.

Langſam kamen wir dem Brandungsbereich näher und näher, immer lauter ſchlug das Brüllen der Brecher an unſer Ohr. Doch das Auge unſeres jungen Offiziers war ſicher, ſeine Hand am Ruder feſt, und kraftvoll der taktmäßige Ruderſtrich unſerer Matroſen. Unbeirrt hielten wir auf die Lücke im Brandungswall zu. Schon lag der Beginn der Dämmerung über den graugrün gewordenen Waſſern, als wir mit feſten Ruderſchlägen genau durch das Tor zwiſchen den Riffen hindurchſchoſſen. Rechts und links ſchäumte die Brandung gen Himmel, aber dazwiſchen war eine nur mäßig bewegte Durchfahrt. Unmittelbar dahinter hatten wir ruhiges Waſſer und ruderten nun gemächlich hinter dem Riff zur Landungsſtelle.

Die rasche Nacht der Tropen war bereits völlig hereingebrochen, als wir an der kleinen, von ein paar Handlaternen matt erleuchteten Landungsbrücke vor Garapan anlegten. In dem phantastischen Schein dieser Lichter wurde der Leichnam an Land getragen und in einer leeren Hütte am Strande für die Nacht aufgebahrt. Eine Lampe wurde an seiner Seite aufgestellt, und draußen hielt ein Posten während der Nacht die Totenwache. Immer habe ich noch das Bild dieses aus Stroh und Palmenblättern geflochtenen Hauses vor Augen; das trübe Licht der Lampe und unter den schwarz-weiß-roten Farben die Reste dieses jungen Menschenlebens, das, froh und voll Eifer wie ich selbst, vor wenigen Stunden die Insel Saipan am Horizont hatte aufsteigen sehen, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie 24 Stunden später das Bett zu seiner letzten Ruhe sein würde. —

Aber noch ein anderes Bild, kaum minder seltsam, macht mir meine flüchtige Berührung mit Saipan unvergeßlich.

Wir wanderten mit dem Bezirksamtmann Dr. Fritze zu dessen Wohnhaus; jenem größeren Gebäude, das wir schon von Bord aus erblickt hatten. Man mag sich die Freude dieses Vertreters unserer deutschen Landeshoheit über unsern Besuch vorstellen, denn seit vielen Monaten war er mit dem bereits genannten Unteroffizier und einem Heilgehilfen der einzige weiße Mann auf Saipan. Aber sein Pflichteifer verhinderte ihn doch, sich lediglich dem Genuß dieser wenigen Stunden hinzugeben. Im Gegenteil, er traf sofort die Maßregeln, um noch am selben Abend möglichst alle der Lepra verdächtigen Eingeborenen von Garapan und Umgegend zusammenbringen zu lassen. Die unerwartete Gelegenheit, daß Professor Koch, der berühmteste lebende Bakteriolog der Welt, selbst anwesend war, mußte ausgenutzt werden. Nun standen all die Leute wartend im nächtlichen Dunkel der Straße und wurden einzeln in das erleuchtete Zimmer des Amtshauses gerufen. Man hatte ihnen wohl gesagt, daß ein großer weiser Arzt aus dem fernen Westen gekommen sei, um sie zu sehen, und sie dachten sich natürlich eine Art mächtigen Wundermannes darunter, der sie sofort gesund machen würde. Es war ein erschütternder Anblick, wie so

einer nach dem andern von den tiefbraunen Kranken aus dem Nachtdunkel in den Lichtkreis der Lampe trat und dann wieder verschwand: entsetzliche Erscheinungen wie aus Fiebervorstellungen, mit abgezehrten und verbogenen braunen Gliedmaßen, mit scheußlichen pilzartigen nässenden Auswüchsen um die Lippen, unter den Armen, in den Kniegelenken usw. Sie schauten mit verwunderten, unsicheren oder gläubigen Augen auf den großen Arzt, während er sie untersuchte. Ich kann den Blick eines der Männer gar nicht wieder loswerden, eines jungen Vaters, der sein unglückliches, mit solchen Auswüchsen behaftetes Kind auf dem Arme hereinbrachte, es beschauen und befühlen ließ und dann wieder abtreten mußte. „Ja, was ist denn nun?" fragte sein angstvolles und verständnisloses Auge. „Warum hilfst du nicht?"

Wunderbar war es, den großen Arzt selbst dabei zu beobachten, wie er, ohne eine leise Regung von Furcht vor Ansteckung, all diese Menschen berührte, langsam und sorgfältig, mit höchster Zusammenfassung des Blickes und Gedankens, ihre Gliedmaßen drehte, um alles zu sehen, sie drückte, um die Elastizität der Muskeln zu prüfen. Mit ruhiger klarer Bestimmtheit, die Verkörperung des streng sachlichen Interesses, erklärte er den aufmerksam lauschenden deutschen Fachgenossen seine Ansichten über die vorgeführten Fälle. Zum Glück stellte es sich unter seiner Diagnose heraus, daß die Sorge um die Lepra unbegründet gewesen war. Kein Fall dieser furchtbaren Krankheit wurde bemerkt; auch die Syphilis war es nicht; die meisten Patienten litten an der sogenannten Frambösie, dem „Erdbeer-Ausschlag", einer Tropenhautkrankheit, deren Auswüchse zwar sehr widerlich und lästig sind, aber im Laufe einiger Jahre von selbst heilen.

So kam denn zuletzt durch diesen beruhigenden Befund doch noch etwas Freudiges in diese düsteren Tage.

Wir verplauderten noch ein paar Nachtstunden und legten uns dann, da das Haus Dr. Fritzes für alle zu klein war, in der lauen Luft der Tropen auf Lehnstühlen und Feldbetten unter freiem Himmel zu einem nur noch kurzen Schlummer nieder. Als die ersten Goldstrahlen der aufgehenden Sonne schräg durch die Kokospalmenstämme

glitten, erwachten wir sozusagen inmitten der eigentümlich breiten, zweizeiligen Hauptstraße von Garapan mit ihren niedrigen Pfahlbau-Häusern. Rasch eilten wir wieder zum Strande; eine kurze Andacht vereinigte uns in der Strandhütte noch einmal um den toten Fahrtgenossen, für dessen ehrenvolle Bestattung in der deutschen Erde der Bezirksamtmann zu sorgen übernommen hatte; dann fuhren wir mit unserm Boot wieder hinaus in die morgenfrische, lichtfunkelnde Lagune. Die Dünung war in der Nacht geringer geworden. Noch donnerte zwar der Wogenschwall an die Korallenklippen, und ihr wehender Gischt zog wie feine, seidene Schleier dahin, die dies ferne Tropeneiland mit seinem funkelnden Reiz und seinem Menschenleid umgürteten; aber leichter, als es gestern gewesen wäre, gewannen wir rückwärts die Durchfahrt in die freie See, und nach wieder etwa zweistündigem Rudern auf demselben Wege hatten wir die „München" erreicht. Mit der Jakobsleiter klommen wir an Bord, das Boot wurde aufgewunden der gewaltige Rumpf des Dampfers setzte sich mit dumpfem Schüttern langsam in Bewegung, und bald löste sich hinter uns die feine Silhouette von Saipan im Lichtblau des Tropenhorizonts wieder auf — für mich wohl auf Nimmerwiedersehen.

16.

Siam.

1901.

I. An der Pforte der Wunder.

Ich ſchwimme auf den Waſſern jenes weiten einſamen Meerbuſens zwiſchen Kotſchinchina und der Halbinſel Malakka, an dem der Verkehr der großen Weltſtraße von Europa und Indien nach China vorüberzieht, ohne ihn zu betreten. Leuchtend hellgrün, mit wunderbarem Smaragdſchimmer, glitzern die leichten Wellen des flachen Meeres in der tropiſchen Mittagsſonne, die vom wolkenloſen Himmel hernieder-glüht. Außer einem jungen Engländer der einzige Paſſagier an Bord, liege ich behaglich im Langſtuhl unter dem Sonnendach des Verdecks, chineſiſche Strohpantoffeln an den Füßen, einen japaniſchen Kimono leichteſten Gewebes umgegürtet und — ja das iſt eben alles! Lichttrunken, träumend, gedankenlos und doch ſelig ſchaue ich hinaus über die götterhaft ſchimmernde Weite.

Langſam ſinkt am Abend die Sonne im Weſten in einem ſeltſam brennenden Braunrot, das den ganzen Horizont mit einer düſteren, fremdartigen Glut überzieht. Wo habe ich doch dieſe Farbe geſehen? In der Natur an einer andern Stelle des Globus wohl nicht. Nein, jetzt weiß ich es, auf einem der bekannteſten unter den Aquarellen Eduard Hildebrandts. Da dehnt ſich eine unabſehbare braungelbe Steppe aus, über der die Sonne als ein rieſiger, roter Ball in gerade dieſem düſteren, wie giftige Fieberdünſte unheimlichen Braunrot herabſinkt, und auf dem Hintergrunde dieſes roten Himmels erhebt ſich phantaſtiſch der Schattenriß eines einzelnen Elefanten. Unter dem Bilde aber ſteht „Siam" geſchrieben.

Das Schiff, auf dem ich fahre, hieß früher „Charon", trug also sinnigerweise den Namen des Fährmanns, der seine Gäste unwiederbringlich in die Unterwelt befördert. Heut heißt es „Bangkok", und an seinem Stern sehe ich die schwarz-weiß-rote Flagge wehen; die Linie, zu der es gehört, ist seit kurzem Eigentum des Norddeutschen Lloyd.

Vier Tage dauert die Fahrt von Singapur bis zur Einfahrt in den Menam, den Hauptstrom Siams, an dem die Königsresidenz Bangkok liegt. Wir kommen vor der Mündung schon in der Nacht des vierten Tages an, müssen aber bis zum Morgengrauen auf der offenen See verweilen, da eine überaus schwierige Barre vor ihr liegt, die selbst in der Fluthöhe nur für Dampfer bescheidenen Tiefgangs passierbar ist und nur zu dieser Zeit und bei Tageslicht von uns überschritten werden kann. Hätten wir schwere Ladung mit uns gehabt, so hätten wir diese erst auf der vorgelagerten Insel Kohsi-tschang löschen müssen. Von hier aus würde sie mit Leichtern nach Bangkok befördert worden sein.

Es wäre für Siam nicht allzu schwer, das ungemein lästige Hindernis zu beseitigen. Allein zäh widersetzt sich die siamesische Regierung diesem Ansinnen aus denselben Gründen, wie es die chinesische mit der Barre des Peiho vor Taku und an andern ähnlichen Stellen tut. Diese Schlammbank ist der beste Schutz Bangkoks gegen einen Angriff der großen europäischen Panzerschiffe.

So liegen wir denn in weicher, dämmernder Mondnacht still auf dem leise bewegten Meere; nichts ist vom Festlande zu gewahren; nur ein paar Inseln schwimmen in einiger Entfernung, undeutlich mit halb aufgelösten Umrissen, über dem Wasser, und das Licht eines Blinkfeuers schimmert von dort herüber wie ein geheimnisvolles Auge, das sich öffnet und wieder schließt. Ich bin voll innerer Erregung. Wieder stehe ich am Eingang eines neuen Lebenskapitels; der Name des einzigen noch unabhängigen Reiches der wundererfüllten ostasiatischen Welt ist als seine Überschrift bereits geschrieben. Was wird auf den Seiten meines Tagebuchs stehen, wenn dieselbe Meerflut mich wieder südwärts trägt?

II. Flußfahrt nach Bangkok.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, hatte unser Dampfer die Barre soeben bereits überfahren. Vor mir lag in blassem, feinem Morgenlichte, ein wenig noch von zartem Frühnebel übersponnen, die Mündung des Menam-Flusses. Ganz flach, wie am Peiho, war zu beiden Seiten das Land, aber doch völlig anders als jener entsetzlich öde Schlamm- und Sandstrand dort. Hier war überhaupt kein Fleckchen von festem Land zu sehen; üppige, in das Meer hinausreichende Mangrovewaldung verhüllte alles, wie ein dichtes, auf dem Wasser schwimmendes Polster. Langsam liefen wir in die trompetenförmige Flußmündung ein, die sich rasch bis auf etwa die Breite des Rheins bei Köln verengerte.

Bangkok liegt noch drei Fahrstunden aufwärts an dem vielgewundenen Flusse. Mit dem zunehmenden Seeverkehr Siams entwickelt sich deshalb das nur einige Kilometer oberhalb der Mündung gelegene Städtchen Paknam zum Vorhafen der Residenz. Einige europäische Schiffe lagen hier. Landungsbrücken und Kaibaulichkeiten zeigten sich, wie man sie schließlich anderswo auch sieht. Ebenso wirkte das flache, blaßgrüne Ufer, das noch zu fern war, um Einzelheiten des Pflanzenwuchses unterscheiden zu lassen, unzweifelhaft ziemlich eintönig.

Sollte dies Siam doch eine Enttäuschung werden?

Was war aber das? Um eine Uferecke biegend, sah ich einen größeren Abschnitt des Stroms vor mir; seine ruhige, breite Flut, allseitig jetzt geschlossen, glich einem schimmernden See. Auf ihm schwamm in der Ferne ein seltsames Etwas, wie eine wunderbare Wasserrose, weißleuchtend in dem frischen Morgenglanz. War das nur eine Lichterscheinung? War es ein schneeweißes Fahrzeug nie gesehener Art, war es ein phantastisches Bauwerk? Rasch kamen wir näher; der Gegenstand wurde deutlicher. — Wirklich, es war ein mitten aus dem Flusse aufsteigendes Gebäude; ein Tempel, das erste jener berühmten buddhistischen „Wats", von denen Siam erfüllt ist und an denen sich die Blüte der hinterindischen Kunst entfaltet.

Dieses Wat war nur klein, aber sogleich von einem so entzückenden poetischen Reiz, in Gedanken und Ausführung, wie sie nur einem hohen künstlerischen Sinne entspringen konnten. Es bestand aus einem zierlichen Tempelhause und einer wie eine Art Turm emporragenden „Dagoba", jenem glockenförmigen, in eine schlanke Spitze auslaufenden kirchlichen Bauwerk, das über Reliquien des Buddhismus errichtet zu werden pflegt. Während alles übrige schneeig weiß war, hatte man den oberen Teil der Dagoba rot gefärbt, so daß er wie eine rote Blütenkrone aus weißen Kelchblättern emporstieg. Die Gebäude füllten das kleine Inselchen, auf dem sie errichtet waren, so vollständig aus, daß das Ganze wie ein Schiff auf dem Wasser zu schwimmen schien.

Der Anblick dieses schimmernden Tempelbaues in der einsamen Weite des großen tropischen Stroms hatte etwas Märchenhaftes; alte Gesänge von heiligen indischen Lotosblumen über stillen Gewässern wurden in der Seele lebendig. Und doch, es war nicht indisch, was ich sah; es war etwas ganz Neues, Eigenes, wie ich es bisher nirgendwo sonst erblickt. Alle Enttäuschung war fortgeweht; ich hatte die erste Bürgschaft für die Wirklichkeit all der Wunder, die ich einst vom „Lande des weißen Elefanten" gelesen, in meinen Händen.

Außer Ägypten gibt es kein anderes Kulturland, dessen Leben so sehr mit seinem Hauptstrom verknüpft wäre, wie dasjenige Siams mit dem Menam. Der Menam ist nicht gerade wie der Nil der einzige Fluß seines Landes, aber doch von so überragender Bedeutung für Handel, Verkehr und Bewässerung, daß man sagen kann, der siamesische Staat ist gleichbedeutend mit dem Tal dieses Flusses.

Neben den großen Strömen Hinterindiens, dem Irrawaddi, dem Salwen, dem Mekhong, ist der Menam freilich ein Zwerg, denn er steht an Länge etwa zwischen Rhein und Elbe. Ähnlich wie der Rhein hat er aber in der geschützten Binnenbucht des flachen Meerbusens ein gewaltiges Delta mit seinen Sinkstoffen aufbauen können, ein Fruchtniederungsland, das an Größe wahrscheinlich sogar die angeschwemmten

Flächen am Niederrhein noch weit übertrifft. Wie Holland ist dies Delta von zahllosen natürlichen und noch mehr künstlichen Wasserläufen durchzogen, die es vortrefflich bewässern und zugänglich machen. Zu der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens fügt die Tropensonne hier ihre mächtig treibende Kraft hinzu, und so ist dies Delta des Menam, flach wie die Marschen der Nordseeküste, ein einziges, ungeheures, unübersehbares Reisfeld geworden. Hier ist der Hauptsitz der siamesischen Bevölkerung, die fast ausschließlich von Reis lebt. Hier liegt auch die einzige große Stadt des Reiches, das königliche Bangkok, das mit mehr als 600000 Einwohnern wohl ungefähr den zehnten Teil der ganzen Bevölkerung Siams und nahezu alles in sich vereinigt, was das gegenwärtige Siam an bemerkenswerten Kulturleistungen aufzuweisen hat.

Langsam, aber doch deutlich machte sich, während wir den Menam aufwärts glitten, die Annäherung an diese große Ansiedelung bemerkbar. Anfangs floß der riesige, tiefflutende Strom ziemlich einsam zwischen seinen grünen Mauern daher. Allmählich aber belebte er sich reicher und reicher. Zwischen den Baummassen des Ufers erschienen in immer geringeren Abständen die Gruppen kleiner Eingeborenenhäuser, hölzern, mit Palmstroh gedeckt, und immer auf einer hohen, von Pfählen getragenen Plattform stehend, damit zur Zeit der jährlichen Überschwemmungen das Wasser ungehindert darunter durchfluten kann. Viele der Hütten waren sogar unmittelbar über das Wasser hinausgebaut, ganz ähnlich den vorgeschichtlichen Pfahlbauten der schweizerischen Seen. Schwere, dickbauchige Dschunken mit den viereckigen, wie Fledermausflügel gerippten Segeln, die deutlich ihre chinesische Herkunft verrieten, glitten an uns vorüber. Dazwischen kleinere Fahrzeuge mit dem hübsch gestalteten siamesischen Segel, das lebhaft an die dreieckige Segelform der Dahabijen des Nils erinnert. Jetzt rauscht ein europäischer Dampfer mit norwegischer Flagge vorbei; jetzt ein kleines Flußdampferchen mit einem roten Wimpel und darin einem weißen Elefanten — ein Fahrzeug der regelmäßigen siamesischen Flußschiffahrt auf dem Menam. Auch die Ruderboote häufen sich und

zeigen die zweierlei Formen des ſiameſiſchen Ruderns. Entweder hocken die Inſaſſen auf den Knien und paddeln mit kleinen, frei in den Händen gehaltenen Schaufelrudern, oder ſie ſtehen aufrecht, genau in der maleriſchen Haltung der venezianiſchen Gondeliere, und drücken wie dieſe ein langes, mit einem Riemen am Kahnrand befeſtigtes Ruder vorwärts. Die nackten, glänzenden Bronzeglieder mit dem bunten Hüftſchurz geben dabei ein prächtiges Bild.

Unbeſchreiblich iſt die üppige Pracht des Baumwuchſes an den Ufern, der ſich tief in den Fluß hineindrängt, ſo daß das gurgelnde Waſſer um die phantaſtiſch verzweigten Wurzeln und Stämme quillt. Schlingpflanzen hängen von den mächtigen Wipfeln in die Flut hernieder, brennend rote Blüten glühen in dem dichten Geblätter, Palmenwedel ragen mit zierlichem Gefüge darüber empor, und Bambusbüſche ſteigen wie ein ſtolzer Springquell lebendigen Grüns in die lichtzitternde Luft. Unter dem Gezweig iſt aber das Waſſer geheimnisvoll dunkel.

Hier und dort verlieren ſich tiefüberſchattete Gräben vom Fluſſe, um zu verborgenen Anſiedelungen zu führen. Überall am Ufer lebt und webt es auf der Flut von winzigen Booten, in denen braune Menſchlein hin- und widerreiſen; denn der Fluß, nicht das Uferland, iſt die große Straße, auch für den kleinen Verkehr von Haus zu Haus.

Etwa zwei Stunden oberhalb der Mündung trafen wir auf eine etwas größere Anſiedelung gerade zur Stunde des Marktes. Dieſer Markt fand ebenfalls auf dem Fluſſe ſtatt. Von ober- und unterhalb des Stromes und aus den Kanälen des Binnenlandes waren Hunderte flachgehender, mit farbigen Menſchen gefüllter Boote gekommen und bedeckten in dichtem, buntem Gewühl die Waſſerfläche; Obſt, Fiſche, Gemüſe aller Art wurde darin den Käufern feilgeboten, die auf kleinen Kähnen dazwiſchen herumpaddelten.

Dann trat wieder der tropiſche Wald alleinherrſchend ans Ufer.

Aber der Eindruck, als ob das ganze Deltaland von einem ungeheuren Urwald bedeckt wäre, iſt doch irrig. Der Wald begleitet die Waſſerläufe nur als ein mehr oder minder breiter, üppiger Gürtel. Dahinter dehnen ſich die Savannen der Reisfelder, die nur noch ſtellen-

weiſe mit kleinen Waldinſeln beſtanden ſind. Hier und dort gewährten Lücken in der Baumwand einen Blick auf dieſe ſcheinbar endloſen Flächen. Anderswo löſten künſtliche Anpflanzungen einer niedrigen Palmenart, der Atap-Palme, den natürlichen Urwald ab. Die mehrere Meter langen Fiederwedel dieſer Palme dienen den Siameſen zur Herſtellung ihrer Hausdächer.

Jetzt zeigen ſich — ein etwas unerwarteter Anblick — Fabrikſchornſteine am Ufer: mehrere mit Dampf betriebene Reismühlen liegen hier am Fluſſe. Sägewerke und Holzſtapelplätze geſellen ſich dazu, von denen das aus den Bergen des Innern gewonnene koſtbare Tiekholz, neben dem Reis der wichtigſte Ausfuhrgegenſtand Siams, verſchifft wird. Hinter den Uferbäumen erſcheint ein großes Bauwerk, einem Gaſometer ähnlich — ein Petroleumbehälter! Europäiſche Holzvillen, zum Teil wie die Eingeborenenhütten auf Pfählen über dem Waſſer erbaut, treten dazwiſchen. Jene größere Gebäudegruppe am Ufer zur Rechten, nach deſſen Bedeutung ich frage, iſt ſogar — Kraftſtation für die elektriſche Eiſenbahn von Bangkok!

Unmittelbar neben ſolchen erſtaunlich europäiſchen Anlagen ſieht man wieder im Grün wunderliche Gebilde wie bunt verſchnörkelte Prunkſchiffe, die auf das Ufer gerieten. Bei genauerem Hinſchauen entdeckt man, daß ſie aus Stein aufgemauert und mit bunten Kalkfarben angemalt ſind. Sie ſtellen buddhiſtiſche Grabdenkmäler vor. Zu den immer dichter gereihten, überall aus dem Grün hervorlugenden Pfahlbauhäuſern der Eingeborenen geſellen ſich jetzt noch auf dem Strom ſelbſt reicher und reicher die ſchwimmenden Wohnungen, die Bangkok den Namen des „aſiatiſchen Venedig“ verſchafft haben. Richtige kleine Häuschen, die auf flottierenden, von überbauten Kähnen getragenen Plattformen ſtehen. An hohen, in den Fluß eingemauerten Pfählen ſind dieſe Kähne loſe angebunden, ſo daß ſie ſich mit dem täglich ſchwankenden Waſſerſtand frei heben und ſenken können. So bilden dieſe Kahnhäuſer zu beiden Seiten des Stromes ganze Straßen mit Läden und Werkſtätten, genau wie auf dem Lande, nur daß lediglich zu Waſſer der Verkehr zwiſchen ihnen flutet.

Schier unglaublich wird daher allmählich das Gewühl der kleinen und großen, europäischen und asiatischen Fahrzeuge auf dem Menam. Der bis etwa auf die Breite der Oberspree bei Stralau verschmälerte und durch die schwimmenden Straßen überdies eingeschränkte Strom muß ja hier nicht nur als Verkehrsstraße, er muß zugleich auch noch als Haupthafen des Landes dienen. Nur mit größter Sorgfalt ist es einem so stattlichen Ozeandampfer wie dem unsrigen möglich, ungefährdet dazwischen hindurchzusteuern.

Endlich drehen wir bei an einer hölzernen Kaianlage, hinter der, halb im Grün vergraben, schuppenartige Gebäude liegen, von einer deutschen Flagge überweht. Hier ist die Agentur des Norddeutschen Lloyd.

Ich warte nicht ab, bis das große Schiff am Ufer festgemacht hat, sondern fahre in einem Boote ans Land.

Da wandele ich nun, nach einem trüben und kalten Winter in China, wirklich wieder einmal mitten in der ausgesprochensten Tropenwelt! Treibhausartige Schwüle brütet unter den mächtigen Baumwipfeln; die europäischen Wohnhäuser stehen auf Pfählen, von breiter Veranda umkränzt und mit völlig geöffneten Wänden jedem leisen Luftzug zugänglich; die Europäer selbst haben wieder weiße Anzüge und die blassen Tropengesichter, die ich so gut kenne. Wo die Sonne ungehemmt herniederbrennt, da hat sie die grausame, sengende Glut, die mit tödlichem Verderben jeden bedroht, der sich ungeschützten Hauptes in ihre Strahlen wagt.

III. Die Hauptstadt Tschulalongkorns.

Das „Oriental-Hotel", wo ich Unterkunft fand, liegt recht hübsch am Ende einer schattigen, von Europäerhäusern eingefaßten Straße unmittelbar am Menam. Ich war überrascht, in diesem entlegenen Orte ein so durchaus zivilisiertes Unterkommen zu finden. Obwohl dem König von Siam gehörig, wird das Haus doch in der Art der großen europäischen Hotels an der asiatischen Weltstraße, in Colombo, Singapur, Hongkong usw., geführt. Der „Manager" war sogar ein junger Deutscher. Wie ich später erfuhr, hatte er die Wirtschaft in

recht verlottertem Zustande übernommen und sie mit unermüdlicher Bemühung trotz der außerordentlichen Geringwertigkeit der einheimischen Hilfskräfte und aller möglichen andern Schwierigkeiten soweit emporgebracht, daß sich das Hotel entschieden den besseren des Ostens anreihen durfte. Er war aber ein Beweis mehr dafür, daß der Kampf ums Dasein heute auch schon im Auslande ungefähr ebenso harte Formen angenommen hat wie bei uns daheim. Geldlich hatte der Mann offenbar durchaus keine besondere Seide gesponnen, dafür aber an Gesundheit und Lebensmut Unwiederbringliches verloren; durch und durch nervös, abgearbeitet und verärgert, war er jetzt darauf und daran, die undankbare Aufgabe niederzulegen und seinen Wanderstab von Siam weiterzusetzen. Die Zeit ist eben vorüber, in der schon der bloße Entschluß, ins Ausland zu gehen, gleichbedeutend mit dem raschen Erwerb von Wohlstand war; vorüber auch die Zeit, in der jeder weiße Mann im Osten ohne weiteres ein großer Herr und der jüngste europäische „Clerk" eines Geschäftshauses in Asien gut genug bezahlt war, um sich Rennpferde zu halten.

Ich machte noch vor dem Mittagstisch meinen Besuch bei dem deutschen Ministerresidenten, fand aber den Herrn auf einige Tage von Bangkok abwesend. So sah ich mich denn zunächst ganz allein der schwierigen Aufgabe gegenüber, mich unter möglichster Ausnutzung meiner kurzen Zeit in der völlig fremden Riesenstadt zurechtzufinden. Bei meinem Hauswirt fand ich nur wenig Hilfe, auf die Bedürfnisse eines nicht kaufmännischen Besuchers schien er nicht abgestimmt zu sein. Als ich ihn nach Beendigung des Frühstücks fragte: „Na, Herr .., was kann man denn nun in Bangkok unternehmen?" gab er mir treuherzig den Rat, möglichst geschwinde wieder umzukehren, es seien hierzulande absolut keine Geschäfte zu machen. Ich beruhigte ihn lächelnd, daß ich an „Geschäfte" nicht dächte, sondern mir die Gegend lediglich ansehen wolle.

„Gott," meinte er geringschätzig, „an Bangkok ist nicht viel zu sehen; es ist doch noch alles sehr zurück."

Ich sah ein, daß ich etwas bestimmter fragen müsse.

„Wie kommt man z. B. zu den ‚Klongs', von denen ich soviel gelesen habe, den kleinen Kanälen, die sich vom Menam abzweigen, und wo sich das siamesische Leben ganz auf dem Wasser abspielen soll?"

„Was wollen Sie denn dort? Da sehen Sie nur gewöhnliche Eingeborenenhütten. Fahren Sie nach der inneren Stadt in die Nähe des Palastes, das ist das beste Viertel, da gibt es schon ganz elegante Häuser."

„Auch elegante Häuser sind es nicht gerade, warum ich nach Siam gekommen bin. Wie ist es denn aber mit dem Königspalast, und wo liegen die berühmten Tempel von Bangkok, Wat Tscheng, Wat Poh, Wat Phra Keo, und wie sie heißen? Welche sind davon vor allem sehenswert?"

„Die Tempel? Hm, ja, das kann ich nicht sagen; ich habe noch keine Zeit gehabt, sie zu besuchen."

Was hatte, sagte ich mir geradezu erschreckt, der Mann nun von seinem Aufenthalt in Siam eigentlich gehabt! Doch ich fuhr fort: „Und dann habe ich unterwegs auf dem Schiff etwas von großen Verbrennungsfeierlichkeiten am Hofe gehört. Für den verstorbenen Kronprinzen soll ja ein ungewöhnlich prachtvolles Krematorium erbaut sein."

„Die Verbrennung ist schon vorüber."

„Wie schade! Ist gar nichts mehr zu sehen?"

„Ich glaube, ein paar Dekorationen werden wohl noch da sein."

„Nun gut, so will ich die wenigstens rasch noch sehen. Bitte, besorgen Sie mir einen Wagen und sagen Sie dem Kutscher, wohin er fahren soll." —

Um ½4 Uhr, d. h. nach der großen Mittagshitze, führte mich ein kleiner Kutschwagen europäischer Form, wie sie in Bangkok üblich sind — ein brauner Siamesenjunge mit kecken, schwarzen Augen auf dem Bock und zwei ganz unglaublich winzige Ponys davor —, in flottem Trabe durch die Stadt.

Gewöhnlich schildern die Reisenden Bangkok so, daß man denkt, es bestehe ganz aus schwimmenden Häusern. Was ich diesen Nachmittag sah, wich durchaus von dieser Vorstellung ab. Mein Weg

führte mich fortgesetzt durch fast unabsehbar lange, schnurgerade Straßen mit großenteils vortrefflichem, macadamartigem Pflaster, von Bürgersteigen und steingefaßten, mit Abzug versehenen Gossen begleitet und sorgfältig gesprengt. Die Wagen der elektrischen Eisenbahn sausten mit lautem Klingeln an mir vorbei. Langgestreckte steinerne Mietshäuser, wahre Massenquartiere, mit Läden im unteren, Wohnungen im oberen Stock, standen zu den Seiten.

Jetzt kam ich über einen Platz, von dem vier Straßen kreuzweise ausliefen; die Steinhäuser mit abgeschrägten Ecken lagen hinter vergitterten Vorgärten und hatten so europäisches Aussehen, daß dieser „Stern" in irgendeinem modernen Stadtteil Europas hätte liegen können. Es war dies wohl das „elegante" Viertel meines Wirtes. Jetzt über einen steingefaßten Kanal, den auf beiden Seiten geradlinige, mit Bäumen bepflanzte Straßen begleiteten, so daß das Bild lebhaft an holländische Städte oder an den „Kanal" in Potsdam erinnerte. Anderswo fuhren wir durch Straßenzüge, in denen Neubauten ähnlicher Art in ganzen Blocks unter Gerüst standen. Kurz, ich erblickte hier eine der saubersten und modernsten Städteanlagen, die mir bisher im Osten begegnet waren, und die vor allem ganz abwich von dem Bilde eines ungeheuren Pfahldorfes, wie ich es mir nach den Büchern von Bangkok gemacht hatte.

Die Lösung des Widerspruchs ist die, daß tatsächlich ein sehr großer Bruchteil der Bevölkerung Bangkoks am oder sogar auf dem Wasser lebt; ich werde den Leser später auch dorthin führen. Daneben besteht aber ein, ebenfalls über einen riesigen Flächenraum ausgedehnter, festländischer Teil Bangkoks, und dieser ist es, in dem sich die moderne Entwicklung der Stadt vollzieht und der an Reichtum und Bedeutung heute den andern bereits überflügelt hat.

Die Haupttriebfeder dieser modernen Entwicklung war niemand anders als der aufgeklärte, fortschrittsfreundliche König Tschulalongkorn von Siam, der nach allem, was ich von ihm hörte und sah, ohne Zweifel einer der tatkräftigsten, persönlich gediegensten Herrscher war, die man auf Thronen Asiens bisher kennen gelernt hat. Er

hatte ja, wie bekannt, selbst Studienreisen durch Europa gemacht und war unermüdlich in seinem energischen Bestreben, was an europäischen Einrichtungen für sein Land passend erscheint, dort einzuführen. Dabei war er kluger Finanzmann genug, um den eigenen Vorteil, der für ihn darin lag, wohl zu erkennen und zu wahren. Der größte Teil des Bodens in den neu angelegten und europäisch gepflegten Vierteln war Königsland; dessen Wert durch diese Entwicklung natürlich außerordentlich stieg. Auch die Häuser darauf baute der König sogar größtenteils selbst, so daß die Mieten in seine Schatulle flossen.

Reichlich eine halbe Stunde fuhr ich so durch langgestreckte Straßenzüge, die mich mehr an eine jugendliche amerikanische Stadtanlage, als an meine romantischen Erwartungen vom „Land des weißen Elefanten" erinnerten. —

Da endlich zeigte sich doch ein Blick, der mich vergewisserte: nein, das ist doch nicht das nüchterne Amerika, das ist auch nicht diesem ähnlich oder jenem; das ist etwas Einzigartiges, ist eben „Siam". Eine seitwärts abbiegende, sehr breite, sehr schön gehaltene Fahrstraße mit lateritrotem Fahrdamm streckte sich schnurgerade weit in die Ferne. Zur Rechten lagen hinter großen freien Plätzen einige weitläufige Bauten mit Rampen und Säulen europäischen Stils: Ministerien, Gerichtsgebäude usw. Zur Linken lief aber eine mit Zinnen und seltsamen Torbauten versehene Mauer, die Umwallung der Palaststadt des Königs. Blendend weiß gestrichen, strahlte diese Mauer wie frisch gefallener Schnee in der grellen Tropensonne. Über sie aber ragte ein schier unentwirrbares buntes Gewimmel von seltsam geformten Dächern, Giebeln, Spitzen und Zacken empor, in hundert Farben funkelnd — oder ganz und gar in leuchtendem Gold. Es war unmöglich, über Zusammengehörigkeit, Natur und Zweck der einzelnen Gebäude, Paläste, Tempel, Pagoden ins reine zu kommen, die hinter dieser wehrhaften Mauer verborgen lagen; nur der Eindruck einer wunderbaren, geheimnisvoll lockenden Macht und Pracht wurde unmittelbar lebendig.

Eine Erinnerung kam mir aber doch sofort beim ersten Anblick des Bildes. Die an den Kreml in Moskau, die von einer ähnlichen Zinnenmauer umschlossene, heilige Palaststadt der alten russischen Zaren. Die Ähnlichkeit der Idee und Anlage ist so auffallend, daß sich dieser Eindruck später bei jedem Wiedersehen des Palastes von Bangkok nur noch verstärkte. Dort in Moskau hatte ich schon das Gefühl gehabt: das ist nicht mehr Europa, das ist Halbasien. Hier in diesen von allen bisher gesehenen abweichenden, architektonischen Wundern hatte ich Ganzasien, die Residenz eines orientalischen Sultans vor mir.

IV. Ein Volksfest in Bangkok.

Die Eingangspforte zur Königsstadt öffnet sich dem Fremden nur auf eine besondere Erlaubnis des siamesischen Ministeriums des Auswärtigen. Ich mußte ihren Besuch daher auf eine spätere Zeit verschieben. Zudem fesselte mich jetzt auch ein anderer Anblick. Die schöne breite Straße, auf der ich fuhr, war offenbar nicht in ihrem gewöhnlichen Zustande, sondern trug einen festlichen Charakter. In kleinen Abständen ragten zu ihren beiden Seiten mastenartige Stangen empor, die einen eigentümlichen und reizenden Festschmuck trugen. Wie man beim Landesvater Mütze über Mütze auf den Schläger spießt, so reihte sich auf diesen Stangen eine Art von Kronenreifen, jedoch mit nach abwärts gekehrten Zacken, auf, von unten nach oben an Größe sich verjüngend. Die Stangen wuchsen über einem flachen, zierlichen Gitterwerk empor, das aus buntbemalten Latten gebildet war und rechts und links den Weg begleitete. Vergoldete Blätter aus Metall hingen lose zwischen seinen Maschen und bewegten sich leise im Windzug.

Weiter hinten in der Ferne, wohin diese Feststraße lief, erhob sich aber unerkennbar noch reicherer Schmuck. Und während ich, von meinem unruhigen Gefährt absteigend, eine photographische Aufnahme der Straße machte, rollte Wagen auf Wagen in raschem Trabe an mir vorüber, jener Ferne zu. Offiziere der siamesischen Armee, in geschmackvollen, den europäischen nachgeahmten Uniformen, saßen darin,

die Bruſt mit Orden überſät. Andere ſchienen Miniſter oder Prinzen in goldgeſtickten Paradetrachten zu ſein. Kurz, ich konnte nicht mehr zweifeln, daß dort hinten etwas ganz Bedeutſames vorgehen müſſe. Wieder eingeſtiegen, trieb ich meinen Roſſebändiger zur Eile an und gelangte nach wenigen Minuten zu einem der überraſchendſten Bilder, die ich je gehabt habe.

Vor mir dehnte ſich ein rieſiger, wohl einen halben Quadratkilometer großer, freier Raum aus. Die Straße lief mitten hindurch; rechts und links ſchloſſen ſich weite Raſenflächen an ſie an. Dies Ganze war ein einziger Feſtplatz, deſſen Anblick ich mit einigen wenigen Worten nicht ſchildern kann. Der Leſer möge ihn mit mir durchwandern, wie ich ihn ſelbſt durchwandert habe. Um aber die ganze Wunderlichkeit des Eindrucks mitzuempfinden, möge er bedenken, daß ich ſo gut wie keine Ahnung hatte, um was es ſich hier handelte, daß ich zunächſt keinen Führer beſaß, der mich zurechtweiſen konnte, und daß ich auch nicht ein Sterbenswörtchen der Landesſprache verſtand.

Ich ließ meinen Wagen auf der großen Mittelſtraße, wo ich auch die übrigen Ankömmlinge ihre Wagen verlaſſen ſah, halten und wandte mich zu Fuß der rechten Hälfte des Feſtplatzes zu. Abgeſchloſſen wurde dieſer im Hintergrunde durch eine Dekoration von überraſchender Schönheit und Großartigkeit. Zwölf rieſenhafte, wohl zwanzig Meter hohe Pfeiler aus Eiſengitterwerk ſchoſſen in ungemein ſchlanker, eleganter Form in die Luft, oben noch einen zierlichen, pavillonartigen Aufbau tragend. Sichtlich waren es mächtige Illuminationskörper, denn ſie waren, wie ich beim Näherkommen erkannte, von oben bis unten wie mit elektriſchen Glühbirnen beſetzt. Schnüre von Glühbirnen ſchwangen ſich in der Höhe wie Feſtons von einem Pfeiler zum andern, oder liefen ſtrahlenförmig von oben hinab zum Boden. Das Ganze war höchſt graziös und monumental zugleich entworfen und übertraf an vornehmer Wirkung unfraglich alles, was ich bisher zu Hauſe an Feſtbeleuchtungsgerüſten geſehen habe.

Am Fuß dieſer Pfeiler zog ſich eine lange Reihe kleiner überdachter Schaubühnen jahrmarktsmäßigen Charakters hin, um die ſich

die bunte Menge der Eingeborenen, die den Platz erfüllten, neugierig herumdrängte. Die Buden waren auf Pfählen errichtet, so daß die Vorgänge etwa in Manneshöhe über dem Fußboden für jedermann bequem sichtbar wurden.

Langsam wanderte ich von Bude zu Bude. Hier sah ich siamesische Tänzerinnen, die bei einer fremdartigen Musik von eintönigem Rhythmus ihre Bewegungen ausführten. Die Mädchen waren durchweg sehr jung; trotz der vollentwickelten Brust sahen sie wie Kinder aus. Die Gesichter waren aschgrau geschminkt, so daß die Augen und die roten Lippen wunderlich darin abstachen. Ihre Tracht war bizarr und doch eigentümlich geschmackvoll. Die dicht an den Körper gepreßten Miederchen von einem glänzenden blauen, grünen oder roten Grundstoff, der in verschwenderischer Fülle mit Goldborten und Goldflittern bestickt und benäht war. Goldglänzende, tiaraartige Helme mit pyramidisch aufsteigenden Spitzen trugen sie auf den Köpfen, Armbänder und Ringe überdeckten Arme und Finger.

Es ist merkwürdig, mit was für verschiedenen Gliedmaßen bei den verschiedenen Völkern vorzugsweise getanzt wird. Unsere Primadonna arbeitet bei ihren gewaltsamen Sprüngen und Wirbeln am meisten mit den Beinen. Die Inderin, ihr geradestes Gegenbild, verharrt fast ganz auf der Stelle und tanzt kaum anders als mit den diskretesten Bewegungen der Zehen- und Fingergelenke. Die Orientalin Nordafrikas tanzt gar, wie man weiß, „à ventre". Die Berufstänzerinnen, die ich auf den Sandwich-Inseln und — in Neuyork sah, entwickelten besonders die Bewegungen eines gegenüberliegenden Körperteils. In Neuseeland fand ich einen sehr hübschen Reihentanz von Maori-Mädchen, der fast nur aus graziösen Freiübungen der Arme bestand. Diese Tanzkunst hier in Siam beschränkte sich ganz auf ein langsames Schreiten mit ungemein ruhigen Arm- und zugleich Fingerbewegungen. Dabei entfalteten aber besonders die auffallend zarten, dünnfingerigen Hände der Mädchen eine erstaunliche Biegungsfähigkeit. Zweifellos reden sie mit diesen eine künstlerische Sprache, die ebensoviel Feinheiten für den Kenner enthält wie unsere Ballettkunst für

den Habitué. Stundenlang schritten sie so auf den kleinen Bühnen — es waren mehrere der Art nebeneinander — händespreizend auf und nieder, und das Publikum wurde ebensolange nicht müde, sie anzusehen.

In einer andern Bude sah ich einige halbwüchsige Jungen in komisch aufgeputzter Kleidung, die Backen und Nasen clownartig mit blauen und grünen Farbenflecken betupft hatten, lächerliche Prügelszenen aufführen. Mehrfach kehrten Buden wieder, deren Zweck ich zunächst nicht verstand. Ein weißer, durchscheinender Vorhang hing in ihnen hernieder. Es waren, wie ich später kennen lernte, Schattenspieltheater, in denen nach Einbruch der Dunkelheit mit schwarzen Silhouettenfiguren Aufführungen gemacht wurden. Ja eine der Buden enthielt nichts anderes als ein leibhaftiges Kasperletheater, mit ganz ähnlichen Puppen, wie wir sie auf unsern Jahrmärkten haben, mit ihrem dicken, lächerlichen Kopf, in den der eine Finger, den kleinen Ärmchen, in welche die andern gesteckt werden, und dem langen Gewand, das die Hand des Ausführenden verbirgt. Ganz mit dem gleichen ruckweisen Hin- und Herrutschen, dem gleichen Kopfnicken und Armfechten der Puppen, ganz mit denselben furchtbar komischen Reden und dem gleichen ewigen Prügeln wurde hier das Publikum ebenso königlich entzückt wie bei uns.

Höchst fesselnd war der Anblick der Volksmenge selbst, die sich auf dem Rasenplan vor diesen Schaubuden bewegte. Erst gegen Abend, mit dem Schwinden der großen Tageshitze, schienen diese Vorstellungen begonnen zu haben. Das Volk — bei dem die Einführung des achtstündigen Arbeitstages zweifellos eine sehr unliebsame Maßregel sein würde, denn im allgemeinen begnügt es sich mit sehr viel weniger Tätigkeit — kam jetzt gemütlich von seinen Häusern und Werkstätten herangeschlendert und füllte in zwanglosen Gruppen ruhig und harmlos fröhlich den Festplatz. Hier wanderten schlanke, braungliedrige, barhäuptige Männer, um die Hüften ein weißes oder farbiges Tuch geschlungen, das zwischen den Beinen durchgeführt wird und diese fast bis zum Knie wie ein Paar weiter Hosen mit bedeckt. Hier junge

und alte Frauen, zu dem ähnlichen Hüftkleide noch ein buntfarbiges Brusttuch tragend, das die oft volle, schöne Brust nur etwa so weit sichtbar werden läßt wie unser gewöhnlicher Ballausschnitt. Die siamesische Frau ist durchschnittlich klein, aber kräftig von Wuchs, besonders in den Hüften, ihre Hautfarbe ein sehr schönes Hellbraun. Das Haar trägt sie — abweichend von allen mir sonst bekannten Völkern der Erde — nicht lang, sondern so kurz abgeschoren, daß es, durch besondere Mittel gepflegt und gesteift, bürstenartig emporsteht. Die Gesichter sind oft sehr anmutig, besonders durch ihren freien, liebenswürdigen Ausdruck. Schade nur, daß die für unser ästhetisches Empfinden so scheußliche Sitte des Betelkauens den Gaumen und die ursprünglich schönen, gesunden Zähne dunkelrot und schließlich schwarz färbt. Wenn die Siamesin die Lippen öffnet, ist ihr Reiz für uns vernichtet; der Mund erscheint dann wie ein häßliches schwarzes Loch in dem Gesicht. Manche der Männer tragen auch farbige Jacken, andere Hüte verschiedener Form. Hier hocken Gruppen nach landesüblicher Sitzart auf dem Boden, dort trottet ein Reiter auf kleinem Pony durch die Reihen. Wie grelle Lichtflecke glänzen überall im Gewühl die buddhistischen Mönche, die sich in erstaunlichen Mengen zwischen dem Volk herumbewegen; denn ihre Tracht ist ein langer Überwurf aus hellgelbem Stoff, den sie ganz in dem malerischen, die rechte Schulter freilassenden Faltenwurf der alten Römertoga tragen. Abweichend von diesem antiken Bilde ist nur, daß die nackte Rechte mit einem schwarzen europäischen Regenschirm, aller Wahrscheinlichkeit nach made in Germany, bewaffnet ist. Später sah ich sie im Innern des Landes auch noch mit einheimischen Baumwollschirmen von mammutbafter Größe wandern. Der Schirm — gegen die Sonne gebraucht — ist unentbehrlich für sie, da ihnen ihre kirchlichen Vorschriften gebieten, nicht nur barhäuptig zu gehen, sondern das ganze Haar, samt Bart und sogar den Augenbrauen, wegzurasieren.

Die Mönche sind so zahlreich in Siam, und der Anblick ihrer gelben Toga ist eine so in die Augen fallende Erscheinung auf allen Gassen, daß es ein Buch über Siam mit dem Titel „The land of

the yellow robe" gibt. Das ist zwar insofern nicht einwandfrei, als die Richtung der buddhistischen Kirche, welche die gelbe Toga trägt, durchaus nicht auf Siam beschränkt ist. In Ceylon z. B. sieht man genau dieselben Priester wie hier. Ihre Anzahl ist aber in Siam besonders groß, weil hier, ähnlich wie bei uns, eine allgemeine Wehrpflicht, eine Art allgemeiner Priesterpflicht besteht. Jeder gläubige Buddhist muß einmal in seinem Leben Priester gewesen sein und in einem Kloster mönchisch gelebt und gebetet haben, wenn es vielleicht auch nur einige Monate oder Wochen geschieht. Selbst der König hat das getan.

Hier auf dem Festplatze bummelte diese Geistlichkeit ebenso gemütlich und zwanglos herum wie das übrige Volk, oder machte sich mit der Ausbesserung der Festgerätschaften zu tun. Ihre ungemein malerische Tracht, die rundgeschorenen, oft eigentümlich hageren Köpfe mit den tiefliegenden, brauenlosen Augen gaben einen höchst interessanten Zug in das reizende Ganze. Die weiche, immer goldtöniger werdende Abendsonne übergoß die bunten, durcheinanderflimmernden Farben auf der Wiese mit einem zarten, einheitlichen Licht und verschmolz ihre Kontraste zu einer wunderbaren Harmonie.

V. Siamesisches Theater.

Nun wanderte ich über die breite Mittelstraße zur andern Hälfte des Festplatzes hinüber, wo sich noch weit dichtere Menschenmassen auf dem Rasen unter herrlichen hochwipfligen Bäumen tummelten. Auch dort drängten sie sich um allerlei theatralische Schaubuden ähnlicher Art wie auf der zuerst durchschrittenen Seite, nur daß die Mannigfaltigkeit der Darbietungen und die Größe der Bühnen durchgängig noch viel bedeutender waren. Hier wurden lange pantomimische Theaterstücke von zahlreichen Personen ausgeführt. Die geräumige Bühne pflegte eine wilde Felslandschaft zu zeigen, die aus bemalter Leinwand und Gips oder Lehm plastisch modelliert war. Zwei Türen, rechts und links angebracht, durchbrachen diesen Hintergrund und gaben den Schauspielern Gelegenheit zum Erscheinen und

Verſchwinden. Eine rotgefärbte Schranke teilte, der Vorderkante parallel laufend, den Bühnenraum der Länge nach in zwei Teile, und die Tätigkeit der Darſteller beſtand nun darin, daß ſie, zu einer Tür hereintretend, in langſamer Prozeſſion immerfort um dieſe Barriere herumwandelten, ſo daß ſie ſich alſo bald davor, bald dahinter befanden. Von Zeit zu Zeit verſchwanden ſie dann durch die andere Tür, um durch neue Figuren erſetzt zu werden oder auch binnen kurzem wieder zu erſcheinen und ihren ſeltſamen Lebenswandel von vorn zu beginnen. Was ſie mit ihren pantomimiſchen Bewegungen ausdrückten, verſtand ich natürlich nicht. Es ſoll ſich in den meiſten derartigen Fällen um dramatiſierte Vorführungen alter mythologiſcher Epen, vorwiegend der indiſchen Literatur, handeln. Beſonders beliebt ſoll als Quelle das „Ramayana" ſein. Stiliſiert, wie dies ganze Auftreten, waren auch Kleidung und Bewegungen. Man ſah keinerlei gegenwärtige ſiameſiſche Trachten, ſondern wunderlich bunte Typen, wie herabgeſtiegen aus alten Tempelgemälden: Göttergeſtalten mit fremdartigen, goldflitter-überladenen Fabelgewändern, Ritter in Panzern und ſtrotzend von Waffen, die Geſichter dick verſchminkt oder ganz verborgen unter grotesken Masken mit Hörnern, mit aufgeſtülpten Naſen und bis zu den Ohren verzerrtem, zähnefletſchendem Munde. Die Masken waren teils grün, teils rot gefärbt, teils ganz vergoldet. Mit langſamen, ruckweiſen Schritten bewegten ſich die Perſonen, unter dem bewußten Fingerſpreizen und andern ſeltſamen Verrenkungen, unter kriegeriſchen, aber ſtilvoll abgemeſſenen Kämpfen und dergleichen, dahin. Auch ein Affengott mit langem Schwanz — wohl der berühmte Hanuman der indiſchen Mythologie — erſchien von Zeit zu Zeit und brachte mit ſeinen wilden Sprüngen den erforderlichen klaſſiſchen Humor in die feierliche Haupt- und Staatsaktion.

Ich weiß nicht, ob ein ganz perſönliches Gefühl dem zu Grunde lag, aber das Ganze erſchien mir ſo ziemlich als das Seltſamſte, Traumhafteſte, was ich je geſchaut. Ich erinnerte mich, daß ich als Kind einmal einen alten Bilderbogen mit Verſen geſehen hatte, die Geſchichte des kleinen Richard Whittington, der mit ſeinen zwei Katzen

und ihrer Nachkommenschaft den „Kaiser Susuhunan" in Java von einer schrecklichen Rattenplage befreite und daher ein großer Mann wurde. Dort hatte ich ganz ähnliche wunderliche Fratzen erblickt und war von ihnen so ergriffen worden, daß sie mir noch oft im Traum erschienen waren. Jetzt war ich mit einem Male in einem Lande, wo wirklich und wahrhaftig derartige bizarre Formen und Arabesken mich umgaben, wo diese spukhaften Fratzen lebendig und doch wieder so starr und wunderlich vor mir sich hin- und herbewegten. Es war, als sei ich in meine Kindheit zurückversetzt und träumte noch einmal all diese Dinge.

Etwas abseits von diesen siamesischen Theatern stand auch eine chinesische Schaubühne, auf der, ganz in der Art, wie ich es im Reich der Mitte gesehen, in chinesischer Sprache gesungen und gespielt wurde. Wie außerordentlich gräßlich diese chinesische Theaterspielerei — oder ich will, um jeder Gerechtigkeit zu genügen, sagen, wie ganz abweichend der chinesische Geschmack nicht nur von unserm, sondern überhaupt von dem aller andern Kulturvölker — ist, ging mir erst hier recht auf, wo ich sie nicht mit Erinnerungen ans Europa, sondern mit der eines andern asiatischen Volkes vergleichen konnte. Die vorhin geschilderten siamesischen Aufführungen hatten für mich trotz ihrer großen Seltsamkeit, trotz ihrer bizarren Verschnörkelung doch unfraglich etwas Anziehendes, etwas auch nach unserm Kunstgeschmack, wie ich schon öfters betonte, durchaus Stilvolles. Hier dagegen empörte mich von neuem, wie schon in China selbst, die widerliche Unnatur des kreischenden Sprechens, die auf halbem Wege stehengebliebene Mischung zwischen dekorativem Aufzug und lebendigem Drama und die grauenhafte, das Wort überklirrende Musik — oder das betreffende Geräusch, das man vom chinesischen Standpunkt aus so bezeichnet*. Gott sei Dank schien das siamesische Volk, so sehr seine Kultur von der chinesischen beeinflußt ist, doch zuguterletzt auch nicht so ganz anderer Ansicht zu

* Spätere Chinareisen und größere Vertrautheit mit dem chinesischen Theater haben mein Verhältnis zu ihm und insbesondere zur chinesischen Musik etwas freundlicher gestaltet.

ſein, denn der Raum vor der chineſiſchen Bude war faſt ganz leer, während ſich um die ſiameſiſchen Theater eine nach vielen Hunderten zählende Menge ſcharte.

Aber auch die beſcheidenſte Kleinkunſt war vertreten. Auf kleinen Tiſchchen wurden hier und dort Figürchen gezeigt, dem Spielzeug für Kinder und Erwachſene ganz ähnlich, das auf den Aſphaltſtraßen unſerer Großſtädte von fliegenden Händlern verkauft wird. Elefanten mit nickendem Rüſſel, Reiterchen zu Pferde, Fußgänger in allerlei Trachten bewegten ſich, durch verborgenen Mechanismus getrieben, im Kreiſe umher, und ein ſtaunender Kreis von Zuſchauern, der das gewiß hundertmal geſehen hatte, ſtand darum herum — ganz wie bei uns.

Hier und dort wurde auf Bänken oder in Buden allerlei Konfekt, ſüßes Gebäck und buntfarbiges Getränk verkauft, und Muſikbanden ließen ihre Weiſen ertönen. Je weiter die Sonne zur Rüſte ging, je tiefer das Goldlicht ihrer ſchrägen Strahlen wurde, um ſo dichter, um ſo buntfarbiger wurde das Gewühl der Menſchheit, die von ihrer Tagesarbeit oder auch von der Sieſta in den heißen Nachmittagsſtunden ſich einfand.

Beſonders fiel jetzt neben den zitronengelben Roben der Mönche eine Anzahl ganz und gar in brennendes Scharlachrot gekleideter Männer auf, die mit Muſikinſtrumenten herankamen. Scharlach iſt die Farbe der königlichen Diener. Auch rote Mützen trugen ſie, ſo daß ſie wie die leibhaftigen Prinzen von Arkadien aus dem „Orpheus in der Unterwelt" herumliefen.

Zu dieſem allen trat endlich eine Menge ganz weiß angezogener Perſonen, die einzeln oder in Gruppen herbeiwanderten. Sie trugen friſch gewaſchene weiße Tropenjacken mit Knöpfen, darunter in weiß den geſchilderten hoſenartig aufgeſteckten Hüftſchurz der Siameſen, an den freibleibenden Unterſchenkeln weißſeidene Strümpfe und endlich offene Schnallenſchuhe. Die Bruſt hatten ſie in der Regel überſät mit buntfarbigen Orden; das Hübſcheſte an ihnen aber waren breite weißſeidene, koſtbare Gürtel, die ſie um den Leib trugen, ein jeder

verſchieden, aber ſtets ſehr geſchmackvoll, mit Arabesken aus Gold- und Silberfäden beſtickt.

Einer dieſer Männer, der mich als Fremden hier mit verwunderten Blicken herumirren ſah, ein alter Herr mit großer Brille, kam auf mich zu und redete mich in einem durchaus leidlichen Engliſch an. Mit einem unverkennbaren Stolz unterrichtete er mich: dieſe weißen Männer mit den Gürteln ſeien, wie er ſelbſt, alles Mandarinen aus den verſchiedenſten Teilen des Königreiches, die der großen, königlichen Begräbnisfeierlichkeiten halber ſich in der Hauptſtadt aufhielten und ſobald ſie beendigt — alſo war die Angabe meines Wirtes, daß ſie ſchon zu Ende ſeien, auch nicht richtig geweſen — wieder dorthin zurückkehren würden. In liebenswürdigſter Weiſe gab er mir dann ſowohl jetzt gleich, wie im Laufe des Abends, während deſſen ich ihm noch mehrmals begegnete, eingehende Erklärungen der Dinge, die ich ſah, ſo daß dieſe Bekanntſchaft mir ſehr wertvoll wurde. Ich traf ihn auch an ſpäteren Tagen noch öfters, und immer beeilte er ſich, mit landesüblicher Zuvorkommenheit mir die Honneurs zu machen.

VI. Feſtliche Prinzenverbrennung.

Zunächſt verſtändigte er mich darüber, was denn eigentlich hier vorging. Eine der ſeltſamſten Völkerſitten, die es geben kann, gewährte mir das Reiſeglück, mit anzuſehen. Ich kam gegenwärtig in Bangkok, rein zufällig, zu dem größten und eigenartigſten aller Volksfeſte, die das feſtereiche Siam kennt und das durchſchnittlich nur alle 12, 15 oder gar 20 Jahre vorzukommen pflegt, nämlich zu — ja, wie ſoll ich ſagen? — zu der Ramſchverbrennung königlicher Prinzen.

Die Beſtattungsarten, die Siam ſeit alters her geübt hat, ſind verſchieden; auch das Freſſenlaſſen der Leichen durch Hunde und Aasgeier iſt darunter. Die geſtorbenen Angehörigen des königlichen Hauſes aber, ſo erzählte mir der alte Herr mit den ſeidenen Strümpfen, werden verbrannt. Indeſſen, da die Sache ziemlich koſtſpielig iſt, nicht ſogleich und nicht einzeln, ſondern man hebt ſie zunächſt auf, indem

man ſie in hockender Stellung einbalſamiert, und zwar dadurch, daß man ihre Adern mit Queckſilber füllt. In dieſer Zubereitung läßt man ſie aufſummen, d. h. man wartet, bis ihrer eine größere Anzahl beieinander ſind. Dann werden ſie unter großartigen, wochenlang dauernden Feſtlichkeiten verbrannt; unter Feſtlichkeiten, bei denen die ganze Begabung der Siameſen für ſolche Veranſtaltungen zur Entfaltung kommt. Ein prachtvolles Krematorium wird gebaut; alle Würdenträger müſſen zuſammenkommen und in Galatracht den feierlichen Verbrennungen beiwohnen, die dann — alle paar Tage ein oder mehrere Prinzen — unter perſönlichem Beiſein des Königs ſtattfinden.

Diesmal waren die Feierlichkeiten ganz beſonders bedeutend, da der vor drei Jahren verſtorbene Kronprinz des Reiches ſich mit unter den Mumien befand. Während der ganzen Zeit, die oft viele Wochen dauert, wird das Volk mit Schauſtellungen, Muſik, Geſchenken und nächtlichem Feuerwerk unterhalten. Eine Hauptrolle ſpielen die feierlichen Prozeſſionen. Die zu beſtattenden Körper werden in prachtvollen Wagen, die gleich heiligen Schiffen geformt ſind, zum Krematorium hingeführt. Hier werden ſie in ihrer ſitzenden Stellung an einem darunter angemachten Feuer, das allein durch Stückchen wohlriechenden, überdies vergoldeten Sandelholzes genährt wird, langſam verbrannt. Während dieſes Vorganges muß die höchſte Feierlichkeit bewahrt werden. Die hohen und höchſten Würdenträger ziehen in ernſtem Zuge daran vorüber, und jeder hilft die heiligende und reinigende Flamme durch die Opfergabe einer geweihten Räucherblume nähren, die er in das Feuer wirft. Auch angeſehene Europäer werden zu dieſer Defiliercour zugelaſſen; von den in Bangkok anſäſſigen und irgendwie mit dem Hofe in Verbindung ſtehenden wird ihr Teilnehmen ſogar erwartet. Frack und Zylinder iſt dabei vorgeſchrieben.

Da ich beides nicht anhatte, konnte ich leider dieſer intimſten Zeremonie ſelbſt, die in einer halben Stunde vor ſich gehen ſollte, trotz der Bereitwilligkeit meines Führers, mir Zutritt zu verſchaffen, nicht beiwohnen, doch ſah ich ſpäter das Krematorium und, wie der Leſer ſehen wird, vieles andere, was ſchon ſchauenswert genug war.

Zunächst zeigte mir mein freundlicher Mentor in einem großen offenen Holzhause, das am Festplatz stand, die prachtvollen Festwagen, mit denen die heut zur Verbrennung kommenden Leichen einige Tage zuvor nach dem Krematorium übergeführt worden waren. Sie hatten die Gestalt von goldenen Barken; ihre schön geschweiften Grundformen waren über und über mit üppig wucherndem, reichvergoldetem Schnitzwerk bedeckt.

Dann führte er mich einige Minuten weit zu einem kleinen, für ferner stehende europäische Zuschauer eingerichteten Pavillon, wohin ein Diener mir einen europäischen Stuhl brachte, und empfahl mir, von hier aus die Ankunft des Königs mit anzusehen, der binnen kurzem zur Verbrennungsfeierlichkeit kommen werde.

Von meinem Beobachtungsposten aus sah ich über eine Fahrstraße hinweg zu einem großen, eingezäunten Platze. Das weiß gestrichene Gitterwerk, das ihn umgab, war mit unzählbaren kleinen gläsernen Öllampen besetzt, die in hübschen Mustern angeordnet waren. Ähnliche weißgestrichene Lattenwerke mit Lämpchen liefen neben der ganzen Fahrstraße her und bildeten auch sonst noch hier und dort und überall weit sich hinziehende Gitter. Wenn alle diese Lämpchen in Brand gesetzt wurden, mußte eine ebenso originelle wie hübsche Wirkung herauskommen.

Neben ihnen gewahrte ich noch allerlei andere Gerüste. So namentlich in nahen Abständen stehende, wohl fünfzehn Meter hohe Stangen, die mit eigentümlichen Gebilden aus korb- oder ballonförmig zusammengebogenen schmalen Stäbchen besetzt waren. Wir werden sehen, wozu sie dienten.

Auf der einen Langseite des umzäunten Platzes, der vom Publikum freiblieb, stand ein langgedehnter, nach vorn offener Holzbau, dessen Innenwände mit purpurfarbenen Stoffen ausgeschlagen waren. Ein von vergoldeten Baldachinbauten überdachter, aus der Rückwand vorspringender erhöhter Sitz, augenscheinlich ein königlicher Thron, teilte ihn in zwei Teile. In diesem Pavillon sammelten sich auf der einen Seite in immer dichteren Massen die siamesischen Würdenträger in

ihren maleriſchen, mit Orden überſäten Trachten, größtenteils in Equipagen heranrollend; auf der andern, mir entfernteren Seite die Damen der ſiameſiſchen „Geſellſchaft", durchweg in Weiß gehüllt, die Füße ebenſo wie bei den Männern mit weißſeidenen Strümpfen und Schuhen bekleidet. Noch ſuchte ich zu ergründen, was hier geſchehen ſolle, als mein Mentor noch einmal von jenem Pavillon, in den er ſich ſelbſt begeben hatte, herüberkam und mir ſagte:

„Der König!"

Mir war eigentlich zumute, wie etwa einem durch Berlin herumgeführten Wilden ſein mag, wenn ihm geſagt wird, der Kaiſer, die geheiligte, oberſte Perſon, der all die ringsum geſchauten Wunder untertan ſind, naht heran. Ich erwartete, den König von Siam nun in irgendeinem fabelhaften Aufzug mit Muſik, Fahnen und Elefanten aus ſeinem Märchenpalaſte kommen zu ſehen. Aber ſiehe, Seine Majeſtät Tſchulalongkorn I. zeigte ſich auch darin vollkommen europäiſch modern, daß er, ganz wie unſer Kaiſer auch, in einem durchaus einfachen Landauer heranrollte. Nur ein Diener ſaß vorn auf dem Bock neben dem Kutſcher, zwei andere ſtanden hinten auf, von denen einer den wallenden Federbuſch eines königlichen Jägers trug, wie bei uns; alle Bedienſteten waren in das königliche Scharlachrot gekleidet. Der König ſelbſt, eine mittelgroße Erſcheinung mit ernſtem, ſympathiſchem Geſicht, trug einen Sonnenhelm und eine einfache europäiſche Uniform. Das Volk verhielt ſich bei ſeiner Vorüberfahrt ehrerbietig, aber ruhig; es war offenbar gewöhnt, ſeinen König wie einen Vater oft unter ſich zu ſehen.

Dem Wagen des Königs folgte ein ähnlicher mit der Königin; nicht ſeiner einzigen Gattin — er ſollte deren mehrere hundert haben nebſt einer entſprechenden Anzahl von Kindern, eine Tatſache, die erſt die Menge der zu verbrennenden Prinzen erklärt —, wohl aber ſeiner Hauptfrau. Dieſe, eine bereits etwas ſtark gewordene Dame von mittlerem Lebensalter, hat ſich ganz wie der König in namhafter Weiſe als eine Perſönlichkeit bekundet. Sie hat während ſeiner langen Abweſenheit auf der Europareiſe mit großer Tatkraft und Umſicht die

Regierung geführt und nahm, wie ich hörte, auch heute noch vielfach mit klarem Urteil an wichtigen Verhandlungen teil. In zwei weiteren, ziemlich einfach bespannten Wagen folgten, zu je vieren zusammen, kleine, weißgekleidete und dunkelhäutige Prinzen und Prinzeßlein und dahinter in einer Reihe anderer Wagen eine Auslese königlicher Haremsdamen. Der Himmel mag wissen, welches Prinzip bei der Auswahl der letzteren zugrunde gelegen haben mag, das der Schönheit jedenfalls nicht.

Die ganze Schar zog langsam an mir vorüber und verschwand am Ende der Feststraße in dem Tempelhof, der das große Krematorium umgab.

Es war gerade um die Zeit, da die Sonne sank, und während der Hof dort seine feierlichen Handlungen verrichtete, begannen Hunderte geschäftiger Diener auf dem riesigen Festplatze die Illumination. Die Tausende und Tausende der kleinen Lämpchen an den weißen Gittern wurden angezündet und verwandelten diese Umzäunungen zu schimmernden Lichtmauern. In den verschiedenen Festpavillons leuchteten mit sanftem Schein elektrische Glühbirnen auf. Nur der große Pavillon mit dem königlichen Thronsitz blieb eigentümlicherweise unbeleuchtet. In der Ferne, am andern Ende des Festplatzes, wo die zwölf eisernen Riesenkandelaber standen, die ich früher geschildert habe, entfesselte sich mit einem Schlage das entzückende Schauspiel, sie nun als lichtstrahlende Säulen in den dunkelnden Himmel emporsteigen zu sehn. Schnüre leuchtender Perlen zogen sich jetzt als Festons von einer Spitze zur andern oder führten in sanftem Schwunge zur Erde hinab.

Kaum zwanzig Minuten verweilte der König und sein Gefolge in dem Krematorium, dann kamen sie wieder zurück; König und Königin, diesmal aber in ganz altertümlicher, einheimischer Weise, in goldenen Tragsänften, die wie Schiffchen gestaltet waren. Mit ihrem Wiedererscheinen entfaltete sich die Illumination zu ihrem Höhepunkt. Alle Lämpchen brennen jetzt und übergießen den ganzen Festplatz mit einem warmen, sanften Licht. An den verschiedensten Stellen, nah und fern,

flammen bewegliche Sonnenräder auf, Raketen eigentümlicher Art, wunderlich in der Luft herumflirrende Schwärmer, bengalische Flammen u. a. mehr. Nun erkenne ich auch die Bedeutung jener merkwürdigen hohen Stangen zu beiden Seiten der Feststraße. Sie sind von unten bis oben mit Feuerwerkskörpern besetzt. An einer nach der andern wird unten Feuer angelegt; im Nu schießt es wie eine kletternde Schlange bis hinauf in die höchste Spitze; die vorher zu ballonartigen Gebilden zusammengebogenen Stäbchen, die von der Stangenachse ausgingen, lodern ebenfalls auf, lösen sich dabei an ihrem oberen Ende los und breiten sich nach allen Seiten aus wie eine prachtvolle Blumendolde; weiße Flammenblüten an ihren Enden, schwanken sie, von der Spannung befreit, elastisch noch lange auf und nieder, und das Ganze erscheint wie ein riesiger märchenhafter Lilienschaft, der phantastisch glühend gegen die Sterne emporwächst.

Ist das Feuer an ihnen verlodert, so kommen geschäftige Diener herbei, legen den ganzen Mast, der in einer sinnreichen Drehvorrichtung hängt, nieder, besetzen ihn mit frischen Zündstoffen, richten ihn wieder empor, und von neuem blüht die Riesenblume auf.

Ich habe nur einmal in meinem Leben ein Feuerwerksschauspiel mitangesehen, das dem großartigen Anblick dieses im Licht schwimmenden Festplatzes vergleichbar war: in den Gärten des Zaren zu Peterhof, als im Jahre 1897 unser Kaiser und seine Gemahlin dort zu Gaste waren. (Vgl. Kap. 2.) Allein damals handelte es sich nur um einen Abend. Hier dagegen wird das Zauberspiel seit Wochen jeden Tag wiederholt, und ich habe es die nächsten Tage noch mehrmals ebenso gesehen. Der königlichen Kasse müssen schließlich fabelhafte Kosten daraus erwachsen.

Dem Völkchen erscheint dies freilich selbstverständlich. Es duldet willig, daß der König eigentlich der Alles- und Alleinbesitzende in seinem Reiche ist; dafür erwartet es aber auch von ihm, daß er wie ein Märchenkönig spendet.

Dahin gehört auch das für unsere Begriffe äußerst Verwunderliche, was ich nunmehr sah. Der König hatte jetzt in dem Pavillon auf

seinem Thron Platz genommen. Vor ihm stand ein Gefäß, dem er unausgesetzt mit spitzen Fingern etwas entnahm, was ich bei der Dunkelheit im Pavillon nicht erkennen konnte, um es mit ruckweisen Bewegungen unter die neben dem Thronsitz versammelten Höflinge zu werfen. Ich erfuhr nachher von meinem Mentor, der zur Zeit selbst unter den Hofleuten dort weilte, daß es kleine Orangen waren, in denen nach alter Sitte Geldstücke versteckt sind: kleinere und größere Silbermünzen, zeitweilig auch Goldstücke. Mit ernstestem Gesicht, in langsam abgemessener Weise, zielte der König mit ihnen bald hier und bald dorthin, bald nah, bald fern. Derjenige Hofmann, dem der Wurf galt, sprang von seinem Sitze in die Höhe und schnappte mit beiden Händen danach. Eine halbe Stunde und länger vollzog sich dies in völligem Schweigen, und es war das Sonderbarste, was man sehen konnte, der allmählich immer schwärzer werdende Schattenriß des Königs in der unerleuchteten Halle und das ruckweise, Klavierhämmerchen ähnliche Emporschnellen der Höflinge, die doch Großwürdenträger, Offiziere und dergleichen und mit Orden übersät waren.

VII. Der Krematoriums-Garten.

Schließlich war es so dunkel geworden, daß ich von den Vorgängen in dem Pavillon fast nichts mehr unterscheiden konnte. Ich verließ meinen Platz und wandelte nun auf der Fahrstraße, die der König vorhin zurückgelegt hatte, zwischen den flammenden Geländern zu dem Krematorium. Schlanke Tempelspitzen, magisch beleuchtet, ragten dort von weitem über die hohen weißen Mauern herüber und große dunkle Bäume, durch deren Laub Schnüre von bunten, elektrischen Leuchtkörpern geschlungen waren, wie Diamanten durch das Haar einer Frau. Zwei riesige, drei- bis viermal menschenhohe Götzenfiguren hüteten zu beiden Seiten den Eingang zum Tempelgarten, mit ähnlichem Waffen- und Schmuckwerk angetan und mit ähnlich zähnefletschenden Gesichtern dräuend wie jene vorhin geschilderten Masken auf den Schaubühnen.

Ich schritt unter dem Tor hindurch, vorüber an stummen Schildwachen, die mit aufgepflanztem Bajonett hin- und widerwandelten, und betrat nun den Innenhof der Krematoriumsanlage.

Wahrhaftig, das war ein Märchen! Alles, was ich bisher gesehen, verschwand gegenüber dem traumhaft schönen Eindruck dieses Bildes. Schon längst hatte ich empfunden, welch einen wunderbar feinen künstlerischen Geschmack, vornehmlich welch einen hochentwickelten Sinn für Farbenstimmungen die Siamesen haben; hier hatte sich dies Geschick zu einer bezaubernden Wirkung entfaltet. Entzückend war diese Illuminierung der Baumwipfel. Nicht waren diese wie bei einem Weihnachtsbaum überall mit Lichtern bedeckt, sondern meist war nur eine einzige Lichtgirlande mit japanischer Grazie hineingewunden, als hätte der Wind einen leuchtenden Spätsommerfaden darüber geweht. Von den Wipfeln floß ein ungemein sanftes, warmes Licht über den Boden des Gartens, und hinter den Laubgruppen stiegen zwei zartschimmernde Bauwerke empor.

Das eine, zur Linken, war ein steinerner Buddhatempel, ein viereckiges Gebäude mit schlankem, siamesischem Spitzdach, das auf einer prachtvollen Terrasse aus mehreren Absätzen stand. Es war weiß wie frisch gefallener Schnee; seine Fleckenlosigkeit erschien in dem feinen Licht noch größer als sie vielleicht in Wirklichkeit war. Keine Menschenseele hinderte mich, zwischen Scharen schweigender, wandelnder und knieender Beter emporzusteigen bis zu einer der lichtschimmernden Pforten, die ins Innere führten.

Gebannt, überwältigt von Schönheit, blieb ich aber an der Schwelle stehen. Ich kann den Anblick nicht beschreiben, sein Bestes würde in den Einzelheiten des zusammentragenden Wortes verloren gehen. Eine Flut von königlich strahlendem Gold- und Purpurlicht durchfloß den in Rot und Gold gehaltenen Raum; seidene Prunkmöbel für die Herrscherfamilie standen im Vordergrund auf schwellenden roten Teppichen, goldüberladene Geräte des buddhistischen Gottesdienstes, kristallene Kandelaber, geschnitzte Reliquienschreine, Opfergaben aller Art türmten sich weiterhin übereinander; alles strahlend von Pracht und doch

in ein einziges harmoniſches Lichtmeer von wohltuendſter Wärme und Weichheit getaucht. Es war etwas künſtleriſch wahrhaft Vollendetes. Zugleich aber auch etwas ſo Feierliches, daß ich meinen Eintritt in profaner Reiſekleidung ſelbſt als eine Entweihung empfunden hätte. Obwohl niemand Miene machte, mich zurückzuhalten, verzichtete ich doch darauf, in das Heiligtum einzudringen, und wendete mich zum Fuße des andern Tempelbaues.

Dies Gebäude war das eigentliche Krematorium; kein dauerndes Bauwerk, ſondern nur ein für die Verbrennungsfeierlichkeiten aus Holz, Stuck, bemalten Stoffen hergeſtelltes Dekorationsſtück. Aber mit welch einem Geſchmack war es entworfen!

Auf einer pyramidiſch emporſteigenden Treppe erhob ſich ein nach vier Seiten geöffneter Kapellenbau von wunderbarer Schlankheit der architektoniſchen Linien. Das Dach ſtieg in der üblichen Form zu einer hohen und elegant vermittelten Spitze auf. Die Grundfarbe des ganzen Gebäudes war hier ein leuchtendes Grün, das reich mit goldenen Arabesken verziert war. Gegen dies Grün der Außenſeite wirkte das Innere mit einem überraſchenden Zauber. Schlanke, hohe Spitzbogentore ließen den Blick hineindringen; die mächtigen Vorhänge von purpurrotem Stoff, die von den Spitzbogen herniederhingen, waren ſchwungvoll zur Seite gerafft. Hinter ihnen, im Mittelpunkt der Anlage, ſah ich eine Art hochragenden Tabernakels, die künſtleriſche Umhüllung der Verbrennungsſtätte, emporſteigen, ein einfach unbeſchreibliches Meiſterſtück ſiameſiſcher Schnitz- und Dekorationskunſt, ſtrahlend in Gold. Verborgene Lampen goſſen von der Decke ein Meer von Glanz über dies goldene Gehäuſe, und das goldglänzende Licht quoll von dort aus in die Nacht hinaus, ein feenhafter Anblick. Gewiß war das Bauwerk nur vergänglicher Schein, aber es erzielte die Wirkung, als ſähe das entzückte Auge hier in das Koſtbarſte hinein, was es auf Erden geben kann.

Weiter wanderte ich in dem zarten Schimmer, der aus all dieſen verſchiedenen Quellen herniederfloß, durch den ſeltſamen Garten. Feierliches Schweigen herrſchte hier, die Töne der Muſik draußen vom

Feſtplatz drangen nur leiſe gedämpft herüber; Menſchen wandelten überall in phantaſtiſchen Gewändern wie friedliche Heilige in einem myſtiſchen Gefilde, wie die ſtummen Mitglieder eines geheimnisvollen Bundes, in deſſen innerſte, ſtille Feierwelt ich hineinverſetzt war. Sie ſtiegen langſam die Treppen zu dem goldſtrahlenden Tempel hinauf; ich ſah ſie oben, lichtübergoſſen vor dem funkelnden Altar im Gebet knien und dann wieder ebenſo ſchweigend hinabſchreiten. Prieſter in ihren maleriſchen Togen bewegten ſich durch den Garten; junge, flüſternde Mädchen in weißen Kleidern und Seidenſchuhen gingen in Reihen vorüber; nah und fern ſaßen auf Ruhebänken Männer in goldſtrotzenden Höflingskleidern. Dunkle Gruppen von Büſchen teilten hier und dort den Garten; künſtliche Tropfſteingrotten waren zu ſehen, die von innen her erleuchtet waren; tropfendes Waſſer fiel in ſchimmernde Becken.

Jetzt gewahrte ich zur Seite hinter den Büſchen ein ſeltſames Gebilde, das ich erſt für einen mannshohen Felsblock hielt, bis ich, faſt erſchrocken, entdeckte, daß es eine geballte Rieſenfauſt war, von grüner Farbe; jeder Finger ſo dick wie ein Manneskörper. Am mittelſten funkelte ein großer Ringedelſtein, der aus buntem, innen elektriſch erleuchtetem Glaſe hergeſtellt war. Neugierig ſchritt ich weiter und ſah, zu der Fauſt gehörte ein auf dem Boden ruhender Rieſenarm, dieſer zu einem fürchterlichen Fratzengebilde, einem Dämonenkopf, deſſen aufgeſperrter Rachen glührot wie ein Höllentor leuchtete. Menſchen ſchritten in dies Höllentor hinein, um mittels verborgener Treppen oben auf dem mit Buſchwerk wie mit Haaren beſtandenem Haupte des Untiers wieder zu erſcheinen. Einen zweiten ähnlichen Arm mit einer gleichen Fauſt ſtreckte das Gebilde nach der andern Seite zwiſchen Büſche und Bäume hindurch.

Ganz befangen von dieſen traumgleichen Wundern kam ich endlich zum Tor des Gartens zurück und ſchritt wieder hinaus. Noch immer flammte draußen das Feuermeer auf dem weiten Feſtplatze, und die dichten Menſchenmaſſen hatten ſich nicht gelichtet. Der unerleuchtete Königspavillon allein war jetzt völlig in Dunkel verſunken. Doch bemerkte ich bald, daß der Hof und die Höflinge noch immer da waren. Das Geldauswerfen hatte aufgehört, ein anderes Schauſpiel beſchäftigte

die Gemüter. Auf dem freien umzäunten Platze davor vollführte eine Schar siamesischer Tänzer und Tänzerinnen in düsteren Gewändern einen wunderlich seltsamen Tanz. In allerlei langsam wechselnden Reihen und Gruppen fügten und lösten sie sich. Dabei bewegte sich über ihren Häuptern fortwährend eine aus zahlreichen matt erleuchteten Papierballons zusammengesetzte Riesenschlange. Diese Ballons wurden von einzelnen Personen getragen, aber so gewandt, daß sie immerfort zusammen den Leib eines hier- und dorthin sich windenden Wurmes bildeten. Hierzu erscholl eine fremdartig eintönige Musik, in der ein klirrendes Instrument fortdauernd eine Tonfolge wiederholte, die eigentümlich an das Schmiedemotiv aus dem „Rheingold" anklang und damit vollends die Erinnerung an den Drachen Fafner wachrief. Die große Schlange oder Drachengestalt folgte unausgesetzt einer vor ihrem Rachen schwebenden roten Sonnenkugel, als wollte sie sie verschlingen.

Wohl eine halbe Stunde sah ich diesem Spiele zu, bis mir das Ganze: dieser dunkle Pavillon mit seiner schweigenden Menschenmasse, diese wie Lemuren aussehenden und unheimlich sich bewegenden braunen Tänzer und der sich windende glühende Drache darüber, wie ein schauerlicher Spuk erschien.

VIII. Die große Schlußprozession.

Langsam wanderte ich zu meinem Kutscher zurück, der mit orientalischer Geduld noch an der Stelle hielt, wo ich ihn verlassen hatte, und fuhr heim zu meinem Gasthaus, von den überwältigenden, sinnberauschenden Eindrücken dieses einen, ersten Tages in Siam völlig benommen. Nach Tisch versuchte ich rasch, einiges davon in Stichworten aufzuzeichnen. Um Mitternacht aber fuhr ich, auf Rat meines siamesischen Freundes, noch einmal hinaus zum Festplatze, um zum Schluß noch das Wunderbarste von allem zu erleben: die große Prozession, die in mitternächtlicher Stunde die Asche der verbrannten Prinzen aus dem Krematorium abholte und in wundervoller, fremdartiger Feierlichkeit den Grabstätten zuführte. Man mußte sich gelegentlich die Augen reiben, um sich zu überzeugen, daß dies alle

Opernaufzüge an Buntheit, an phantastischer Lichtwirkung, an wunderlicher Ausstattung übertreffende Schauspiel Wirklichkeit und kein Traum war. Weißgekleidete Männer mit ellenhohen spitzen Mützen schritten voraus, Lichter in den Händen haltend, die wie heilige Lilien gestaltet waren. Ihnen folgten Gruppen von phantastisch gekleideten Trägern, die auf Schulterstangen wuchtigen Schritts mächtige Aufbauten schleppten, buntverhangene Plattformen mit goldstrotzenden Altären darauf. Auf diesen standen die Urnen mit den königlichen Aschenresten, und Priester in weißwallenden Gewändern knieten betend davor; all das schwebte hoch über den Häuptern der Menge dahin. Kleine Mädchen, barfuß, aber in kostbar schimmernde Seide gekleidet, trippelten daneben. Dann wanderten glühendrot geputzte Musiker langsam und feierlich daher; leise Flöten- und Beckentöne erklangen wie eine überirdische Musik, die das Ohr traumhaft umspann. Während die Letzten des Zuges, ernstwandelnde Würdenträger in Prachtgewändern, schweigend vor uns vorüberzogen, schlossen sich in der Ferne die Anfänge der Prozession für das Auge bereits zu einem flimmernden Lichtmeer zusammen, über dem die märchenhaften Zinnen und Spitzen des Königspalastes in die mondlichtdurchströmte Nachtluft emporstiegen. —

IX. Versinkende Schönheit.

Viel, unendlich viel könnte ich auch von den übrigen Wundern der Königsstadt Bangkok und ihrer Umgebung erzählen. Allein es würde ein eigenes Buch dazu nötig sein.

Ich bitte die Leser, nur noch einen Ausflug ins Innere mit mir zu machen. Nach Ayuthia, der ehemaligen Residenz der siamesischen Könige.

Einige Stunden flußaufwärts am Menam blühte diese Stadt zu einer Zeit, als Bangkok noch gar nicht bestand. In der Mitte des 18. Jahrhunderts, also zur Zeit unseres Siebenjährigen Krieges, fielen die Birmanen mit großer Übermacht ins Land; die damalige Hauptstadt sank in den Kämpfen mit ihnen 1767 in Trümmer. Obgleich diese Zerstörung keine völlige war und wohl ein Wiederaufbau nach dem Friedensschlusse möglich gewesen wäre, verschmähten die Siamesen

es doch, die entweihte Stätte wieder zu benutzen. Schon im nächsten Jahr wurde weiter stromabwärts Bangkok gegründet, und binnen kurzem schuf hier königliche Machtvollkommenheit eine ähnliche Zauberstadt, wie Ayuthia es gewesen sein muß.

Die Stätte der alten Residenz und ihrer Tempel und Paläste nahm dann rasch eine noch gewaltigere Macht in Besitz, die in den Tropen mit den Menschen überall im Kampfe liegt, die nur mit steter Mühe und Wachsamkeit gebändigt werden kann, und die schließlich doch vielleicht gegenüber den kurzlebigen Menschengeschlechtern den Sieg behalten wird. Wenigstens Hinterindien, auf dessen Boden ja auch die Trümmer der alten, versunkenen Königsstädte Birmas und die an Großartigkeit und an Rätselhaftigkeit ihrer Herkunft so einzigen Ruinen von Angkor in Kambodscha liegen, ist eine Stätte, die besonders eindringlich diesen Ausgang lehrt. Die Macht, die ich meine, ist die tropische Natur, die mit ihrer ungestüm wuchernden Vegetation immer bereit ist, das Werk des Menschen wieder zu verschlingen, in Vergessenheit zu vergraben und schließlich zu vernichten.

Zwischen Mauern hochstämmigen und dicht verwachsenen Waldes fließt bei Ayuthia der in viele Arme geteilte Menam dahin. Ärmliche Pfahlbauhäuser nur liegen hier und dort im Schatten der Uferbäume, doch auf seinen Fluten entwickelt sich noch heut das rege Leben einer schwimmenden Stadt aus Bootswohnungen. Der gegenwärtige Ort Ayuthia, auf den der Name der ehemaligen Königsstadt übergegangen ist, besitzt in noch viel höherem Maße diesen „venezianischen" Charakter als Bangkok.

Indessen ist es doch ein bescheidenes, fast ärmliches Treiben; das einer kleinen Provinzstadt, deren Geschlecht vom Tag dem Tage lebt. Schlägst du dich aber seitwärts vom Flusse durch den Wald und den Busch, so bist du in einer ganz andern, größeren Welt; einer Welt freilich, die nicht mehr lebendig ist, nur noch träumt, in seltsam feierlicher Stille und Versunkenheit.

Hier liegen die gewaltigen Trümmer der ehemaligen Königsschlösser und Götterhallen, umwuchert von der siegreichen Wildnis des

Urwaldes. Graue Häupter alter Pagoden ſiehſt du von weitem über die grünen Maſſen des Waldes emporragen, oder eine Säulengruppe reckt ſich noch über die Flut des Laubes hinaus, die immer höher an ihr emporſchwillt. Mühſam, oft von Dornen gepackt, oft von undurchdringlichen Buſchwänden zurückgewieſen, oft von tückiſchem Sumpf zu Umwegen gezwungen, arbeiteſt du dich hinzu. Da ſtehen dann alte Steinwände vor dir, verfallen, zerbröckelt, halb zu Boden geſtürzt; aber ſtaunend erkennſt du noch die edlen Formen der feinen Kunſt, die ſich an ihnen entfaltet hat. Spitzbogen gleich denen gotiſcher Kirchentüren ſchweben noch in feſter Fügung, während ringsum das Mauerwerk, das ſie trugen, zerbrochen und herabgefallen iſt. Hier liegt ein vom Wald vergrabenes Mauerviereck, das du mit prüfendem Blick nach den wankenden Steinbalken über der Eingangstür betrittſt. Leer iſt es heut, Trümmer erfüllen den Boden, und dennoch erkennt dein Auge aus den heimlichen Reſten von Zierat an den Wänden, daß es einſtmals die Prunkhalle eines Palaſtes war, die voll von Gold und Schätzen geweſen ſein und wunderbare Feſte geſehen haben muß. Anderswo ragt ein Gebilde auf, das du dir zunächſt gar nicht erklären kannſt. Wie ein ungeheurer Brandungsſpritzer des grünen Urwaldmeeres ſchießt eine üppige, dichte Laubmaſſe weit in die Lüfte empor; bis zu einer Höhe aber, die von Natur auch der rieſigſte Baumwuchs der Tropen nicht erreichen kann. Näher ſchreitend erſt entdeckſt du, daß hier unter dem Laube eine alte Dagoba, eines der hochragenden Reliquienhäuſer des ſüdaſiatiſchen Buddhismus, verborgen iſt, heut ganz und gar, bis über die Spitze, bewachſen. Büſche haben ſich überall in die Fugen des zerfallenden Mauerwerks eingeklemmt, und tropiſches Rankengewächs iſt bis zur höchſten Zacke hinaufgekrochen, um von dort wie ein fallender Sprühregen ſich wieder abwärts zu ſenken.

Aber dieſer Wald ſchmückt nicht nur, er zerſtört! Wie rieſenhafte Krallen ſchlagen ſich die Wurzeln in die Sprünge des Gemäuers, wie ſchreckliche Rieſenſchlangen umkriechen und umklammern ſie die Quadern, löſen ſie aus ihrer Fügung und ſtürzen ſie langſam, aber gewiß von ihren Sockeln.

Trotz aller Romantik ein erſchütternder Anblick. Um ſo mehr, als wir unſchwer in all den architektoniſchen Formen der alten Bauten von Ayuthia dieſelben Gebilde wiedererkennen, die heute in den Tempeln des lebendigen Bangkok das Auge entzücken. Kurzlebig iſt der Glanz faſt aller hinterindiſchen Königsſtädte bisher geweſen. Wir fühlen es, daß auch für dieſe Stadt dereinſt die Zeit kommen wird, da ihre bunte Zauberpracht dahinſinkt, wie einſtens ſelbſt die heilige Ilios hinſank, und daß dann ihre Schönheit und Kunſt vergraben werden wird unter den wieder andringenden Wogen des mühſam zurückgedrängten Urwaldes der Heimat — wenn ſie nicht ſchon vorher zugrunde gegangen iſt unter der noch grauſamer, rückſichtsloſer und dabei poeſieloſer vernichtenden Flutwelle der europäiſchen Kultur!

17.

Eine Plauderei über einen Frühlingshut.

1901.

Ein unbehaglicher, grauer Tag, denn Madeleine iſt mißmutig. — Doch, Verzeihung, ich betrachte die Sache von dem ſubjektiven Standpunkt des jungen Gatten aus. Rein äußerlich liegt es zunächſt umgekehrt: Madeleine iſt mißmutig, denn es iſt ein unbehaglicher, grauer Tag. Seit einer Stunde regnet es ſogar in Strömen. Etwa die Hälfte dieſer Zeit ſtehe ich bereits am Fenſter und ſehe zu, wie die naſſen Streifen an den Scheiben herunterlaufen, und wie auf dem Aſphaltpflaſter unten die Blaſen ſpringen. Mit hochgerafften Kleidern ſtürzt eben das Dienſtmädchen „Liſette" — in Wahrheit heißt ſie, glaube ich, Emilie — über den Damm, um eine Droſchke zu holen; wir wollen nämlich in die „Sezeſſion" fahren.

Zwei ſchöne große Einladungskarten zu ihrer Eröffnung um Punkt zwölf habe ich in der einen Hand, in der andern die Uhr. — Na, es iſt ja erſt halb eins; in 20 Minuten können wir dort ſein, denn die Tür des Schlafzimmers öffnet ſich: Madeleine erſcheint, fertig vom Kopf bis zu den zierlichen Zehen. Aber ſchwer umwölkten Blickes. Mir fällt das berühmte Zitat aus Freiligraths Mohrenfürſten ein:

„So tritt aus ſchimmernder Wolken Tor
Der Mond, der verfinſterte, dunkle hervor!"

Doch ich unterdrücke es. Denn erſtens einmal würde ich Madeleine nie mit einem andern Geſtirn als mit der Sonne vergleichen, und zweitens iſt ihre übrige Erſcheinung nichts weniger als dunkel, ſondern ſtrahlend hell: ſchönſte, lichteſte Frühjahrstoilette, weiße Seidenbluſe mit ganz zarten, blauen Blüten, und ein Hut — — doch von dem ſpreche ich ſpäter.

Aber das ist es ja gerade: diese Helligkeit, dieser strahlende Frühlingsglanz ist eben der Grund allen Jammers. Alle Damen überhaupt, und unter den Männern alle jung verheirateten, werden mich ohne weiteres begreifen: solch eine Frühjahrstoilette, solch ein Frühjahrshut, solch eine strahlende Erwartung, beides zum ersten Male ins Feld führen zu können, und nun so ein Wetter!

Es gibt unter den Blumen schwermütige Nachtviolen, die im Dunkeln erst ihren schönsten Duft aussenden; es gibt zarte Veilchen, deren scheue Anmut im dämmernden Schatten am reizendsten erblüht; es gibt aber auch sonnendurstige Rosen und Nelken, die frohen, leuchtenden Tag verlangen, um all ihren Glanz, ihr Feuer, ihr Leben spielen zu lassen. Zu den letzteren gehört Madeleine. Ihre Natur braucht Licht, Leben und Freude, dann spendet sie all das doppelt ihrer Umgebung zurück. Ein grauer Regentag aber ist schlimm für sie, und ein Regentag unter solchen Umständen dazu, mit solchem Hut —!

Doch ich muß endlich die Geschichte des Hutes erzählen.

Madeleine war mir Anfang März nach Italien entgegengereist, als ich aus Asien heimkam. Dort waren wir geblieben, um der Sonne willen, die sich bei uns in Deutschland nicht zeigen wollte. Aber wir wurden schmählich getäuscht. Wenn ewig ein blauer Himmel über Italien lacht, so tat er es diesmal aus Höflichkeit hinter einer ewigen Wolke. Dahinter mag er sich dann ja wohl ausgeschüttet haben vor Lachen über die verrückten Fremden, die auf ihre bequemen Wohnungen daheim, mit ihren guten Küchen und Speisekammern, mit ihren vertrauten Büchern und vor allem mit ihren heizbaren Ofen, verzichteten, um hier in vorsintflutlich unzureichenden Hotelräumen sich zwischen alten, spitznasigen Engländerinnen zu langweilen und elend zu frieren. Wie die Zigeuner waren wir von Chiavari an der Riviera di Levante bis nach Bordighera an der Ponente umhergewandert und schließlich nach Frankreich hinübergegangen, nach Mentone, Monte Carlo, Nizza, diesen vielgerühmten Paradiesen, diesen Versammlungsorten desjenigen Teiles der Menschheit, der schon gar nicht mehr weiß, was er eigentlich mit seinem Gelde anfangen soll. Aber die Sonne

wollte auch hier nicht kommen; nicht äußerlich, ja auch nicht durchweg innerlich.

Man denke jedoch auch, wie uns das Schicksal verfolgt! In Mentone sieht Madeleine in einem Antiquitätenladen eine „Brillant-Rivière" — einfach entzückend: Stil Louis-seize, fabelhaft originell, Silberfassung, abwechselnd kleine bourbonische Lilien und ovale Rosetten, jede der letzteren mit einem rosenfarbigen Amethysten darin. Wenn ich sage Brillanten, dann meine ich natürlich echten Straß von wunderbarer Schönheit; denn wir gehören noch nicht zu jenem Teil der Menschheit, der gar nicht mehr weiß, was er mit seinem Gelde anfangen soll. Das Ding sah wirklich aus wie ein alter Familienschmuck, von der Urgroßmutter ererbt. Vollends, wenn Madeleine ihn trug! Freilich hundertundfünfzig Franken sollte er kosten.

„Hm, hm. Wir kommen morgen noch einmal mit heran. Wir müssen die Rivière noch einmal in anderer Beleuchtung sehen."

„Bitte sehr, meine Gnädigste," meinte lächelnd der Händler, indem er wie spielend das Halsband der nackten Büste einer Alabaster-Aphrodite umlegte: „Wie Sie wollen! Nur fürchte ich, das Kunstwerk wird nicht mehr da sein. Ich habe es erst heute durch einen eigentümlichen Zufall erhalten; es ist echte, alte Straß-Arbeit aus dem achtzehnten Jahrhundert, direkt einzig in ihrer Art. Man könnte heut für den Preis gar keine Imitation davon herstellen, selbst wenn man wollte. Seit es ausliegt, vergeht keine halbe Stunde, ohne daß danach gefragt wird. Ich zweifle, ob sich Ihnen so eine Gelegenheit je wieder bietet."

Trotzdem gingen wir tapfer wieder fort.

Am nächsten Tag lag das Ding noch da.

„Welch ein Glück," sagte ich zu Madeleine, „ich habe mich ordentlich geängstigt, es könnte weg sein."

Wir gingen wieder hinein und handelten zwanzig Franken ab. Da aber Madeleine sich vorgenommen hatte, vierzig abzuhandeln, verließen wir auch heute noch einmal den Laden.

Als ehrlicher Mann will ich gestehen, daß ich die Nacht darauf Höllenqualen ausgestanden habe, vor Angst, es möchte wirklich jemand

in der Zwischenzeit das Halsband fortgekauft haben. Nein, Gott sei Dank, es lag am andern Morgen noch immer da! Tief aufatmend betrat ich mit Madeleine wieder das Geschäft. Noch einmal entfaltete sie all ihre geradezu raffinierten Künste des Herunterhandelns, so daß mich bereits das größte Mitleid mit dem unglücklichen Verkäufer erfaßte. Seine Miene wurde ernster und ernster, bis er uns endlich, mit einem tiefen Seufzer der Resignation, das Schmuckstück für 115 Franken überließ.

Unmöglich ist es, Madeleines Triumph zu schildern, daß es ihr gelungen, ein so wundervolles Ding für lumpige 115 Franken zu erwerben, etwas, das wirklich einzig war, ein echter Louis-seize!

Am nächsten Tage spielte meine kleine Frau in Monte Carlo und verlor im Handumdrehen, binnen zehn Minuten, das ganze Geld, das wir uns für diesen Zweck vorgesetzt hatten. Gleichmütig aber wandte sie sich ab und sagte mit bezauberndem Lächeln zu mir:

„Komm, Liebster, gehn wir fort; wie kann einer, der soviel Glück in der Liebe hat wie ich, erwarten, daß er auch noch etwas gewinnen soll!"

Das war noch die Nachwirkung der Rivière. Sie hielt sogar am übernächsten Tage stand, als wir in Nizza einen schon dreimal wegen schlechten Wetters aufgehobenen Blumenkorso doch noch zu guter Letzt vor unsern Augen total verregnen sahen. Scherzend und spottend schlenderten wir, als es einigermaßen lichter geworden war, durch die Rue du Paradis, wo die Antiquitätenläden Nizzas sind.

Auf einmal fühle ich Madeleines Arm in dem meinigen zittern, ich sehe sie an — sie ist blaß.

„Mein Gott, Kind, was ist dir?"

Sie weist aber nur wortlos mit ausgestrecktem Finger auf das Schaufenster, wo auf violettem Sammetkissen eine Straß-Rivière liegt: ganz entzückend, kleine bourbonische Lilien, abwechselnd mit ovalen Rosetten, die in der Mitte einen rosa Amethysten tragen, reiner Louis-seize — mit einem Wort, unserer Rivière wie ein Ei dem andern gleichend! Statt sofort vorüberzuflüchten und die Erscheinung nachher

für eine Halluzination zu erklären, ſind wir noch töricht genug, in den Laden zu treten.

„O dieſe Rivière?“ ſagte der Verkäufer, „nehmen Sie ſie ja mit, meine Gnädigſte; eine einzige Gelegenheit. Ich habe ſie heute ganz zufällig bekommen. Echter Louis-ſeize. Sie halten es für moderne Imitation? Ich bitte Sie, für den Preis könnte man eine ſolche Sache gar nicht herſtellen.“

„So, und welches iſt der Preis?“

„Hundertundzehn Franken!“ — — —

In dumpfem Schweigen, innerlich gebrochen, ſchritten wir durch die Straßen und Gaſſen von Nizza. Der Menſchheit ganzer Jammer faßte mich an, wenn ich von Zeit zu Zeit einen ſcheuen Seitenblick auf die blaſſen Züge meines Weibes warf. Und kein Troſtblick in der grauen Öde des Lebens? —

Da wurdeſt du der Retter meines Glückes, gebenedeiter Frühlingshut, dem die Hymne dieſer Zeilen gilt. In einem kleinen Laden der Rue de la Gare hingſt du, einfach neben andern Hüten, als ob du ihresgleichen wärſt! Du ein Hut? Nein, ein Frühlingsgedicht warſt du, ein Traum von Licht und Farbe, aus dem Haupt einer der Grazien im Olymp geboren und auf leichten Morgendüften herniedergeſchwebt vom Äther; eine Blumenopfergabe, wie ſie in ſchönheitsſeliger Griechenzeit der Göttin der Liebe dargebracht wurde. Weit ausladend war das Rund des leichten Strohgeflechtes, vor der Stirn ein wenig herabgebogen, dann aber über dem linken Ohr in ſtolzem freien Bogen hinaufgeſchwungen. Doch was rede ich von Stroh? Davon war höchſtens etwas zu ahnen; für das Auge war der ganze Hut nur eine Wolke von Blumen, von feuerleuchtenden Geranien, einzig unterbrochen durch eine Seidenſchleife von derſelben Farbe.

„Du, wie gefällt dir dieſer Hut da? Ganz nett, was?“ ſagte ich leicht zu Madeleine.

Dieſe hob ihre Augen langſam mit dem müden Ausdruck eines Menſchenkindes, das keine Hoffnung auf Lebensluſt mehr kennt. Zunächſt war es ein bitteres Lächeln, das beim Anblick des Hutes über

ihr Antlitz zog, als wollte sie sagen: „Ich hab' durchschaut den Bau der Welt und hab zu tief geschaut, und hin ist alle Freude!" Dann aber ein unsicherer, fast schüchterner Aufblick zu mir, wie von einem armen Kinde, das an die Möglichkeit der Verwirklichung eines seligen Weihnachtswunsches zu glauben beginnt.

„Willst du ihn nicht einmal aufprobieren?" fragte ich ermutigend.

„Wenn du meinst?" —

Ich übergehe die Szene vor dem großen Spiegel, in der die hübsche, vorzüglich deutsch sprechende Verkäuferin sich gar nicht mäßigen konnte über das muntere Aussehen der gnädigen Frau in diesem Hut, über den fabelhaft sicheren Takt, mit dem Madame herausgefunden, wie glänzend gerade ihr er zu Gesicht stehen würde, über das Glück, daß wir rechtzeitig gekommen, um dies ganz einzige, eben von Paris eingetroffene Muster neuesten Geschmackes erwerben zu können. Auch den Preis übergehe ich hier, da er gegenüber meinem wiedergewonnenen Glück durchaus nicht in die Wagschale fallen konnte. „Bitte, schicken Sie ihn aber pünktlich bis heute abend um sechs ins Hotel; wir fahren heute noch nach Deutschland zurück."

Noch vor der Abreise schrieb Madeleine an ihre Freundinnen in Berlin einen langen Brief, in dem sie alles zurücknahm, was sie bisher Böses über Italien und die Riviera geschrieben, gesagt und gedacht habe. Wenn man die Sache von der richtigen Seite betrachte, und wenn man erst das volle Verständnis für alles gewonnen habe, und wenn die Nachwehen der Ortsveränderung überwunden seien, dann sei die Riviera doch ein Paradies auf Gottes Erdboden zu nennen, wo Natur, Kunst und modernste Zivilisation sich zu einem einzigartigen Ganzen vereinigten usw. „Und einen Frühlingshut bringe ich euch mit, Kinder, so was gibt es eben nirgends anders in der Welt als in Frankreich. Da mag man nun sagen was man will, es würde in Berlin einfach undenkbar sein, auch nur annähernd etwas Ähnliches zu erfinden. Na, ihr werdet ja sehen und staunen! Ich trage ihn zum ersten Male zur Sezession; wir kommen gerade bis dahin zurück." —

Das ist also die Prähistorie von dem Hut, die ich erzählen wollte. Nun zurück zu dem Anfang und — so rasch als möglich — auch zum Ende dieses Geschichtchens.

Im Regen trotteten wir also zur Ausstellung, im Regen stiegen wir aus, und Regenstimmung herrschte auch noch im Innern; nicht nur bei Madeleine, sondern auch bei allen andern Menschenkindern, die um ihrer neuen Frühjahrshüte willen hergekommen waren. Aber siehe, auch hier schlug der Zauber des Hutes schließlich siegreich durch. Staunen herrschte in den Reihen, durch die Madeleine stolzen, elastischen Schrittes wandelte, wie eine Königin die Huldigungen der Freundinnen einsammelnd.

„Ja, ja, das ist eben Paris, dagegen ist doch nichts zu wollen."

Es war, als strahlte ein eigener Sonnenschein von dem Hute aus — nicht gerade vielleicht auf die Angesichter der Geschlechtsgenossinnen, aber doch auf dasjenige Madeleines. Innig drückte sie meinen Arm, wie wir so dahinschritten, und sagte lächelnd zu mir:

„Du, es war doch wert, daß wir an die Riviera gingen!"

Ich drückte den ihrigen wieder, leise lächelnd. Wie glücklich war ich! Und da ich sicher bin, daß Madeleine meine Werke niemals liest, so kann ich hier auch sagen, warum ich eigentlich lächelte.

Als nämlich damals in Nizza am Abend, natürlich erst auf dem Bahnhof, eine Minute vor unserer Abfahrt, der Hut ankam, nehme ich ihn in Empfang und stelle ihn in das Netzwerk des Eisenbahnabteils. Meine kleine Frau ist bald darauf eben ein wenig in der Wagenecke eingeschlummert, und ein lieblicher Traum glänzt auf ihrem lieblichen Gesichtchen, als ein ungeschickter Mitreisender den Karton herunterwirft. Der Deckel öffnet sich, — Entsetzen, der Hut ist verwechselt! Ein dunkles Scheusal von undefinierbarer Farbe liegt darin. Was nun tun? Vor Berlin ist eine Rücksendung nicht möglich. Wie dann von da aus den richtigen Hut bezeichnen?

Und schließlich — zur Eröffnung der Sezession kommt er auf keinen Fall mehr zurecht!

Welche verzweifelte Künste ich unterwegs fand, um die Aufmerksamkeit meiner Frau von dem Karton abzulenken, bewundere ich noch heute. Ich tat es ohne eine rettende Idee, nur in dem Bedürfnis, die Katastrophe hinauszuschieben. Vielleicht ereignete sich ein Wunder.

Und dies Wunder trat ein! Als ich gestern nachmittag durch die Markgrafenstraße gehe, trifft es mich plötzlich wie ein Blitz. In dem Laden von A. M., Nr. . . . sehe ich, wahr und wahrhaftig, genau den Hut, den Madeleine in Nizza gekauft hatte; ganz so ähnlich, wie die zweite Brillant-Rivière der ersten gesehen. Ich bin mit einem Sprunge hinein.

„Ist dieser Hut zu verkaufen?"

„Na, aber natürlich, warum denn nicht?"

„Und der Preis?"

„Soundso." Es war gerade ein Drittel des Nizzaer Preises. Ich konnte mich nicht enthalten, zu sagen, daß ich das ziemlich billig fände.

„Gott ja. Wir können das Modell hier nicht verkaufen. Die Leute finden es zu extravagant."

„Ich glaube schon, es ist eben wohl dernier cri von Paris. Ich habe denselben Hut in Nizza gesehen."

„In Nizza? Ach, Rue de la Gare Nr. . . ? Ja, ganz recht; eine Kopie von diesem; der Hut dort war auch von uns. Die Besitzerin des Ladens hat früher bei uns gelernt und hält die Verbindung mit uns aufrecht. Wir schicken sehr viel dahin." —

Soll ich das nun Madeleine wiedererzählen? Ich bitte den Leser um ruhige Überlegung. Bringe ich damit nicht das Gewissen der Gattin in die schwerste Gefahr?

Denn vor ihren Freundinnen könnte sie das doch unmöglich eingestehen.

18.
Probefahrt.

1901.

I.

Ein Aufſatz über die Schiffahrtsverhältniſſe des Jangtſekiang in China hatte mir eine Einladung des Norddeutſchen Lloyd zur Teilnahme an der Probefahrt des „Kronprinz Wilhelm" eingetragen; ſeines neueſten Rieſenſchiffes, das berufen ſchien, eine neue Entwicklung der deutſchen Seefahrt einzuleiten. Mit der größten Aufmerkſamkeit wurde das Ereignis dieſer Probefahrt von der Öffentlichkeit verfolgt.

Ein friſcher Septembermorgen war es, ſchon ein wenig herbſtlich angehaucht, als ich — zu einer ſchmerzlich frühen Stunde — auf der Berliner Stadtbahn vom „Zoo" zum Lehrter Bahnhof fuhr. Über den Bäumen des Tiergartens lag ein leichter, ſilbriger Morgennebel, und an den Zweigen hingen, von Frühtau glitzernd, die feinen Altweiberſommer-Geſpinſte — die erſten weißen Fäden im Haupthaar des Jahres.

Ein wenig Sorge zog ins Herz. Iſt es nicht ein gewagtes Ding von der Leitung des Norddeutſchen Lloyd, in dieſer ſchon etwas gefährlichen Jahreszeit zu einer Luſtfahrt auf der Nordſee — gerade auf dieſer noch dazu — nicht nur mich, ſondern eine gewaltige Menge anderer Perſönlichkeiten aus ganz Deutſchland aufzufordern? Nun, kühn iſt es wenigſtens. Heut nachmittag ſollen wir von Bremerhaven in See gehen und ſchon einen Tag ſpäter in Bergen ſein, wieder einen Tag nach Abfahrt von dort in Schottlands Hauptſtadt Edinburg, und eine neue Nacht und ein halber Tag nur ſollen uns von dort wieder zurück an die heimatliche Küſte bringen! Unter Anderſens Märchen iſt eins, „Nach Jahrtauſenden" benannt, worin eine Schar amerikaniſcher

Touriſten mit einem neuen Luftſchiff geflogen kommt und die ſämtlichen Hauptſtädte Europas im Zeitraum von einer Woche erledigt. Zum Schluß kehren ſie heim und renommieren, daß ſie „ganz Europa in acht Tagen" abgemacht hätten. Dieſe Erfindung konnte der gute Anderſen vor einem halben Jahrhundert als eine humoriſtiſch-phantaſtiſche Utopie vortragen. Iſt ſie das heute auch noch, nach dem, was wir erleben ſollen?

Am Lehrter Bahnhof iſt bereits ein außergewöhnliches Gewühl um die Gepäckſchalter; außergewöhnlich nicht nur durch die Quantität der Reiſenden, ſondern noch mehr durch ihre Qualität. „Guten Morgen, Exzellenz, guten Morgen, Durchlaucht", ſo ſchwirrt es herüber und hinüber. „Herr Geheimrat" ſcheint das Allermindeſte zu ſein, womit man ſich hier anreden laſſen darf. „Profeſſor" werde ich bereits übelnehmen.

Uniformierte Beamte des Norddeutſchen Lloyd bemächtigen ſich des Gepäcks, alles wird im Handumdrehen aufgegeben und koſtet gar nichts. Endlich ſetzt ſich der aus ſechs Durchgangswagen erſter Klaſſe und einem Speiſewagen beſtehende Sonderzug in Gang. Man beginnt durch den Zug zu ſpazieren und Bekanntſchaften zu machen. Da man bei der Vorſtellung gewöhnlich den Namen nicht verſteht, iſt Vorſicht geboten. Äußere nicht voreilig abfällige Urteile, Freund, über die Handelspolitik der Regierung, dein Gegenüber könnte der Handelsminiſter Möller ſein, er iſt im Zuge; erzähle keine alten Witze über „Poſtbielski", denn auch er iſt unter den Fahrgäſten; ſprich nicht über den Fluch des modernen Großkapitalismus, denn es könnte dir gerade Krupp begegnen, dem du dieſe Anſichten vorträgſt, und es könnte ihm die nötige Verſtändnisinnigkeit dafür mangeln. Über die Preſſe kannſt du aber ſchimpfen; in mindeſtens einem von drei Fällen wird dein Gegenüber auch ein Preſſemann ſein*, und die ſchimpfen ſelbſt am meiſten darüber.

Betrübend iſt es, wie ſchwer man hier imponieren kann. Läßt

* Die hier nur wenig veränderte Darſtellung erſchien damals, ohne Verfaſſernennung, in den „Hamburger Nachrichten".

du gelegentlich durchblicken, daß du schon einmal in Moskau gewesen bist, so erzählt dir dein Gegenüber seelenruhig von Samarkand oder den Fidschiinseln, und erwähnst du, mit jener leichten Verachtung des äußeren Scheines, die dem vornehm Denkenden so gut steht, daß du deinen Kronenorden vierter Klasse im Koffer mitgenommen hast, so mach dich darauf gefaßt, daß der Herr, auf den du damit wirken wolltest, vielleicht morgen abend zum Festessen in Bergen mit dem Stern des Schwarzen Adlers antritt.

Immer schöner wird der Spätsommertag, je weiter der Sonderzug mit uns durch die offene Landschaft dahineilt, und um so fröhlicher die Stimmung, da um halb zehn ein warmes Frühstück mit Rebhühnern serviert werden soll. Gerade je größer aber die Befriedigung über den Stil ist, mit dem diese ganze Veranstaltung gleich einsetzt, um so mehr reizt es wie gewöhnlich das Publikum, Witze darüber zu machen. Von Stendal ab ist die Bahn nach Bremen nur eingleisig, und wir müssen deshalb wiederholt an Kreuzungen auf den entgegenkommenden Zug warten.

„Meine Herren," sagt einer schließlich, es mußte wohl ein Hamburger sein, „glauben Sie nicht, Ballin hätte für eine solche Fahrt ein zweites Geleise legen lassen?" (Ballin ist bekanntlich der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, der Nebenbuhlerin des Bremer Lloyd.)

Für das Frühstück verteilen die Stewards Nummern, denn mit einem Male geht es nicht, alle Gäste zu atzen. Bei der dritten Gruppe, zu der ich selbst gehöre, steigert sich schließlich die Warteunlust zu bedenklicher Höhe. Man betrachtet unter zunehmend feindseligen Gefühlen die gesättigten Existenzen, die mit wohlwollendem Lächeln aus dem Speiseraum kommen.

Ich stehe im Gange neben einem mittelgroßen Herrn, dessen Namen ich nicht verstanden habe, im Geplauder. Herrgott, was für eine Menge von Groll ist in diesem Gemüt aufgehäuft. Nämlich gegen die unerhört verrotteten Eisenbahneinrichtungen in Deutschland. Ich lasse, unter dem Eindruck der augenblicklichen Fahrt, arglos so etwas fallen von der großartigen Entwicklung, die das Verkehrswesen bei uns neuer-

dings genommen habe. Da komme ich aber schön an. Der fremde Herr beweist mir unwiderleglich, daß es eine Schande ist, mit welcher Dummheit und Trägheit den einfachsten Anforderungen der Bequemlichkeit von unsern Eisenbahnverwaltungen nachzukommen versäumt wird. Nur ein Beispiel: Seit Jahrzehnten stelle man „Versuche über Verbesserung der Beleuchtung in den Eisenbahnwagen" an, sei aber noch nicht auf die Idee gekommen, daß zwei Flammen besser leuchten als eine! So geht es fort. Alles, was ich verteidigend sage, indem ich die Unbequemlichkeit früherer Zeiten vergleichend heranziehe, lehnt er verächtlich ab mit der Bemerkung, daß wir eben nicht früher, sondern heute leben. Er führt mit bitterem Sarkasmus aus, wie wir in der Eisenbahn in bezug auf Raum, Licht, Sauberkeit usw. durchaus unter unserer gewöhnlichen Lebenslage behandelt würden, während man bei der modernen Schifffahrt meist bereits darüber erhoben würde.

Mein Gott, wer mag der Herr nur sein, der so schrecklich böse auf den Eisenbahnminister ist? Um dem Gespräch eine etwas andere Wendung zu geben, gehe ich auf seinen letzten Gedanken ein und sage: „Da habe ich neulich mal einen interessanten Artikel im ‚Tag' gelesen. Er trug den überraschenden Titel „Die Entdeckung des Seewegs nach England und Frankreich". Der Sinn des Aufsatzes war der, das Publikum darauf aufmerksam zu machen, wieviel bequemer man von Hamburg oder Bremen aus auf langer Seefahrt in diese Länder reisen könnte, als auf dem heut meist gewählten Wege einer möglichst ausschließlichen Eisenbahnfahrt. „Ha," entgegnet mein Unbekannter, „den Artikel habe ich geschrieben." — Nun war alles klar, es war Herr Eduard Engel, der Eisenbahn-, der Zonentarif-Engel, mit dem ich gesprochen hatte!

Endlich öffnen sich die Pforten des Frühstücksparadieses auch für uns. Die Gäste strömen in den Speiseraum. Unter ihnen eine ganze Anzahl deutscher Oberbürgermeister, Herr Kirschner von Berlin dabei. Sie nehmen an einem Nachbartische neben uns Platz.

„Ja so!" flüstert einer meiner Tischgenossen, „nun weiß ich auch, warum es so lange mit uns gedauert hat. Kirschner gehörte zu

unſerer Gruppe, und der hat natürlich den Stewards geſagt: Ich kann warten.“*

Kaum iſt ihm das Wort entflohen, als der Speiſewagendiener ſich Herrn Kirſchner naht und um ſeine Nummer bittet. — Er habe keine! — „Dann muß ich zu meinem großen Bedauern bitten, bis zum letzten Servieren zu warten.“ Und ſo geſchah es ihm wirklich!

Doch ſchließlich kam auch er an ſein Ziel und wir alle an das unſere, Bremerhaven. In prächtigem Flaggenſchmuck lagen in den Hafenbecken die augenblicklich anweſenden Schiffe des Lloyd; unter ihnen der mächtige „Kaiſer Wilhelm der Große“, das herrliche Rekordbrecherſchiff, das heute ſeinen Ehrenplatz an der Spitze der Bremer Schnelldampfer an den jüngeren Genoſſen abtreten ſoll, der den Namen des Urenkels trägt.

Der „Kronprinz Wilhelm“ lag nicht hier. Er war ſchon in der Nacht mit der Flut hinausgefahren, weil er in der Ebbe das Fahrwaſſer nicht paſſieren kann. Der Tender mit dem hübſchen Namen „Kehrwieder“ führte uns über die grünen Waſſer der mächtigen Weſermündung hinaus zu ſeinem Halteplatz. Als das Schiff nach etwa einſtündiger Fahrt auf der Höhe des Horizonts ſichtbar wurde, wettete ein Neuling unter uns, der zum erſten Male auf dem Waſſer war, kühn, daß wir in einer Viertelſtunde dort ſein müßten. Wir richteten unſere Uhren und — es war genau eine Stunde, als wir endlich längsſeit lagen. Brauche ich noch etwas anderes anzuführen, um eine Vorſtellung davon zu geben, wie rieſenhaft das Schiff ſein muß?

Ich ſage „ſein muß“, denn bei dem Mangel eines Vergleichsgegenſtandes auf dem Waſſer und bei dem wundervoll verhältnisſchönen Bau, der das ganze Schiff ſchlank und glatt wie aus einem einzigen Stück

* Die Geſchichte ſpielt zu jener Zeit, als der von den Berlinern gewählte Oberbürgermeiſter K. ſolange auf die Regierungsbeſtätigung harren mußte. Damals brachte der „Ulk“ längere Zeit hindurch in jeder Nummer eine neue parodiſtiſche Zeichnung von ihm nach dem bekannten Knausſchen Bilde „Ich kann warten“.

Eisen geschnitzt erscheinen läßt, sieht es durchaus nicht so ungefüge und übergewaltig aus, wie man es sich nach den wirklichen Maßen eigentlich vorgestellt.

Ein Teil der Reisenden, der nicht von Berlin kommende, ist schon früher an Bord gebracht worden. So ist die Reling des Hauptdecks schon schwarz von hüteschwenkenden Menschen. Die Höhe, in der sie über uns schweben, nachdem wir angelegt haben, gibt uns jetzt das rechte Augenmaß für die Größe des Bauwerks.

Feierlich ist der Vorgang des Hinübersteigens. Musik erschallt von oben, die Scharen der Stewards und Matrosen stehen in Reih' und Glied, und vorn an der Übergangsbrücke empfängt uns, ordengeschmückt und großartig aussehend mit seinem zweizöpfigen weißen Bart, der Kapitän Strömer samt seinen Offizieren.

Jetzt ist der letzte Mitreisende an Bord, die Brücke fällt, der Tender dampft rückwärts. Und nun, ein großer Augenblick, beginnt ein leises Schüttern durch den riesigen Rumpf zu gehen, ein Zittern, dem man bei aller Gedämpftheit die ungeheure Kraft anfühlt, die darin sich offenbart. Das Schiff setzt sich langsam, ganz langsam, in Bewegung, die Probefahrt des „Kronprinz Wilhelm" beginnt.

II.

Die Gestalt des Schiffes gewährt ästhetisch den Eindruck jener großen Befriedigung, die das Bezwingen und Formen einer gewaltigen Stoffmasse zu einer in vollendeter Weise zweckmäßigen Einheit immer hervorruft. Die schier unerschöpfliche Welt von Einzeldingen, die dies schwimmende Gebäude mit sich führt, ist nach außen hin in einer überaus einfachen Gestalt zusammengefaßt. Schwarz, schlank und glatt, nur durch die Eleganz der Form wirkend, liegt es auf dem Wasser wie ein von einem Künstler aus einem einzigen Stück geschnitztes Modell, den Übereinanderbau seiner vielen Stockwerke im Innern nur aus der Nähe in seinen langen Fensterreihen verratend. Was den Geist der künstlerischen Innenausstattung betrifft, so bedeutet der „Kronprinz Wilhelm" wieder einen weiteren Schritt zu der höheren

Einfachheit und Zurückhaltung in Formen und Farben, die wir in der Gegenwart anſtreben. Gott ſei Dank, daß die Zeit vorüber iſt, als man um des Ungeſchmacks der reichen Amerikaner willen, die für ihr Geld möglichſt viel Gold und Stuck beanſpruchten, die Speiſe-, Damen-, Schreib- und Rauchſäle derart mit goldſtrotzendem Figurenwerk überlud, daß einem die poſaunenblaſenden Stuckengel von der Decke herab faſt auf den Kopf traten.

Herrlich iſt die Kraft, mit der das Schiff in Vollfahrt durch die Fluten ſchießt; wildſchäumend, mit furchtbarer Gewalt ſchleudern die beiden Schrauben am Ende die empörten Waſſer hinter ſich. Vorn dagegen iſt die Schneide ſo ſcharf und ſchlank, daß ſie ſpielend, faſt widerſtandslos das Meer zu durchfurchen ſcheint; erſt weit hinten ſetzt die Bugwelle auf beiden Seiten ein.

Noch am Abend umfuhren wir Helgoland im Weſten, und ein kurzer, glühender Sonnenuntergang verhieß einen ſchönen Tag für morgen. Während dann draußen die ſtille Nacht über die graue Waſſerwüſte hereinſank, erſtrahlte der gewaltige, in Weiß, Grün und Gold gehaltene Speiſeſaal, der, unter den Decks gelegen, die ganze Breite des Mittelſchiffs einnimmt, in einem Meer von elektriſchem Licht, und in ihm verſammelte ſich die Schar der Teilnehmer in feſtlichem Frack und weißer Krawatte. Sie füllte ihn trotz ſeiner Größe.

Wir haben ein Verzeichnis der Mitreiſenden erhalten, das ein kleines Büchlein ausmacht und etwa 350 Namen, und gewiß mehrere Tauſend Titel dabei, enthält. Wollte ich für den Leſer die größten Berühmtheiten darunter der Reihe nach herausſchreiben, ſo würde mein Aufſatz faſt ein ebenſolches Büchlein werden; denn wo man dies Verzeichnis auch aufſchlägt, überall ſpringen einem Namen entgegen, die im öffentlichen Leben Deutſchlands, in den ſtaatlichen Behörden, im politiſchen, wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen Getriebe, in den großen kaufmänniſchen und induſtriellen Bureaus und in den maßgebenden Tageszeitungen eine hervortretende Rolle ſpielen. Vorläufig iſt ein buntes, ſchwirrendes Durcheinander des gegenſeitigen Kennenlernens, des Wiedererkennens und des Herausfindens dritter Beziehungen, die

alle dieſe annähernd der gleichen Geſellſchaftsklaſſe angehörenden Menſchen tauſendfach miteinander verknüpfen. „Ach, das ſind Sie? Wie lange habe ich ſchon gewünſcht, Sie kennen zu lernen," das kann man in hundert Abwandlungen hören. Die Direktion hat den hübſchen Gedanken gehabt, für die abendliche Hauptmahlzeit die einzelnen Tiſche unter die geſamten Gäſte zu verloſen. Jeden Mittag findet man in ſeiner Kammer eine Karte mit der Nummer ſeines gezogenen Tiſches vor, — nicht ſeines Platzes an dieſem, der frei gewählt werden kann. Das ergibt jedesmal eine neue Miſchung der Elemente und bringt die intereſſanteſten Berührungen untereinander zuſtande. Ein klein bißchen corriger la fortune für die Leute mit den allerwuchtigſten Titeln und Würden wird dabei verſtändnisvoll gebilligt.

Es iſt ein unleugbar feſſelnder Anblick, bei der Tafel über dieſe glänzende Verſammlung hinzublicken, in der ſich eine ſolche Fülle von Intelligenz, Einfluß, Reichtum und Tatkraft aus allen Gauen Deutſchlands vereint. Schon ſchwirren, angeregt von Licht, Muſik und den Genüſſen der Tafel, zahlloſe Geſpräche lebhafteſter Art herüber und hinüber. Es wäre nicht unintereſſant, den Inhalt all deſſen, was wohl während einer Spanne von fünf Minuten im allgemeinen Stimmgebrauſe über die Tiſche fliegt, plötzlich feſthalten und durchmuſtern zu können.

Das war der beſcheidene Gedanke Ihres gutmütigen Berichterſtatters. Anders derjenige meines mephiſtopheliſchen Nachbars zur Linken, der ſich zu mir herüber neigte und meinte:

„Wenn das Schiff unterginge, Donnerwetter, was für ein Avancement in Deutſchland!"

Doch nichts dergleichen geſchieht vorläufig. In mehr als 23 Knoten Geſchwindigkeit rauſcht der Dampfer glatt und ſicher mit dieſer ganzen lachenden und plaudernden Welt durch die Nacht ſeinem Ziele entgegen. —

Als wir am nächſten Morgen erwachten, lag eine leicht violette Felſenküſte am öſtlichen Horizont, ein mächtiges Plateau, hier und dort unterbrochen von einer wie mit dem Beil hineingehackten Fjord-

öffnung, hier und dort überlagert von Wolken weißen Nebels gleich schimmerndem Schnee.

Wahrhaftig, es ist doch etwas Außerordentliches, gestern morgen durch den Tiergarten von Berlin zu fahren und heute morgen an Norwegens Küsten entlang zu schwimmen!

Der gestrige Sonnenuntergang hatte nicht getrogen, ein unvergleichlich schöner Tag lächelte uns, als wir in die Schärenwelt von Bergen einfuhren und nun im Angesicht des charaktervoll ernsten Bildes der altersgrauen Stadt zu Anker gingen. Es war ein Sonntag, und unser Kommen, das Kommen des größten Schiffes, das je vor Bergen geankert, hatte Tausende und Tausende von Leuten zum Hafen hinausgelockt. Die an den Felsen emporsteigenden Straßen waren schwarz von Menschen, und zahllose Ruder- und Segelboote umschwärmten uns.

Heute wurde allerdings noch niemand von Bergens Einwohnern auf das Schiff hinaufgelassen, mit Ausnahme einer Anzahl geladener Ehrengäste, mit denen wir uns am Abend zu einem glänzenden Festessen vereinigten. Diesmal flogen die Tischreden schon reichlicher als gestern herüber und hinüber: auf unsern Kaiser und seine Liebe zu Norwegen, auf die Schönheiten dieses Landes, auf die Tatkraft und die Macht des unsrigen, auf die Größe des Lloyd, der dies Schiff ermöglicht, auf die Tüchtigkeit der Werft „Vulkan", die es gebaut hat, usw.

Ein stürmisches Hallo entfesselte ein Festgedicht, das Alexander Moszkowski vortrug. Im Berliner Dialekt des „Lattenfritze" aus den „Lustigen Blättern" behandelte er die verschiedenen unglaublichen Eigenschaften des Schiffes, auf dem wir fuhren. Zuerst seine Größe:

„Vom Bug zum Heck, wenn ick et recht versteh,
Hat dieses Schiff dreiviertel Kilometer,
Det macht zwee Mark und 30 Pfennigeh,
Wenn Sie det abfahrn mit'n Taxameter."

Dann verglich er es mit dem Kölner Dom. Wenn man es neben diesen auf die Spitze stellte, dann wäre der Dom dagegen bloß noch ein Stift.

„Wenn Sie's nich jlooben, können Se's ja probieren!"

Hierauf kam der Rauminhalt von „hunderttausend Tonnen", die sich der Autor natürlich sehr flüssig vorstellte. Dann die Schnelligkeit:

„So nach Neuyork — det is doch ziemlich weit —,
Det macht der „Kronprinz Wilhelm" in drei Dagen!
Nach England rüber — wat de Wette jilt —,
Da könn'n Se an 5 Stunden noch wat sparen;
Und wollen Se zum Beispiel bloß nach Sylt,
Da brauchen Se erst jar nich abzufahren ...
Kurzum, det Schiff, det ist vom Bug zum Heck
Een Überschiff, det steht nu mal janz feste,
Und oben is sein Promenadendeck,
Det längste Überbrettl und det beste."

In diesem Tone ging es weiter und gipfelte in der auf unser nächstes Reiseziel Edinburg bezüglichen Frage, was wir denn bei den toten Stuarts dort sollten, wo wir doch schon so viele lebende Stewards an Bord hätten. Und man mag sich schließlich die Schmerzensschreie der Versammlung selbst ausmalen, wenn ihr von seiten des Vortragenden so „Blutige" ins Gesicht flogen wie die folgenden:

„Der Walter Scott is ooch man so'n Bejriff,
Er war'n Dichter und in Schottland liegt er;
Wir haben selber Schotten uf'm Schiff,
Und diese Schotten sind noch ville dichter!"

Währenddem glänzte draußen unser ganzes Schiff in einer großartigen Illumination. Schnüre elektrischer Lampen umkränzten rings die Decks und zeichneten in flammenden Linien die Linien des Takelwerks und der Schornsteine nach. Der Anblick vom Lande muß zauberhaft gewesen sein.

Am nächsten Morgen ging die Gesellschaft an Land, um in bereitgestellten Wagen eine Spazierfahrt in die malerische Umgebung von Bergen zu machen. Währenddem war der Besuch des Schiffes freigegeben. Tatsächlich Tausende von Neugierigen strömten, von den Offizieren und den Stewards geleitet, durch alle Räume, Lehrer führten ihre Schulen hindurch, von zwei gerade im Hafen liegenden italienischen Kriegsschulschiffen kam die Besatzung herüber und besichtigte den Dampfer, und einstimmig war die staunende Bewunderung vor dieser Leistung deutscher Arbeit und deutschen Könnens.

III.

Der Pate des Schiffes, der deutsche Kronprinz, der ursprünglich seine Rückreise von Schottland nach der Heimat mit uns ausführen sollte, wird leider nicht an der Fahrt teilnehmen. Mitglieder regierender Häuser haben wir somit nicht an Bord und sind „unter uns". Von sonstigen deutschen Fürstlichkeiten nur eine, die überdies jüngsten Datums ist, den schlesischen Magnaten und Freund Bismarcks, Fürsten Guido Henckel von Donnersmarck. Seine riesige, breitschultrige Gestalt mit der charaktervollen Nase und dem wilden grauen Wotansbart bildet einen besondern Mittelpunkt des Interesses. Neben ihm wirkt als „Durchlaucht" nur noch der Prince d'Aremberg aus Paris, der Präsident des Verwaltungsrats der Suëskanal-Gesellschaft. Mit ihm sind noch weitere Mitglieder dieser Gesellschaft, deren Interesse mit dem des Lloyd ja so nahe verknüpft ist, als Gäste an Bord: darunter Comte Charles de Lesseps, der Sohn des großen Lesseps.

Reicher als mit Durchlauchten sind wir mit Exzellenzen ausgerüstet. Die Liste verzeichnet an solchen — ich habe sie noch lange nicht alle gesehen — allein neun Staatsminister. Meist spielen sie Skat. Zu den Exzellenzen gesellen sich die Wirklichen Geheimen Oberregierungsräte, Leute also, deren Häupter doch auch schon von der Morgenröte der „Exzellenz" umstrahlt werden.

Hinzu kommen die hanseatischen Senatoren, die wenigstens in ihrer heimatlichen Umgebung gewöhnt sind, von Schauern der Ehrfurcht umgeben zu sein. Acht Präsidenten der deutschen Staatseisenbahndirektionen haben wir an Bord. Zahlreich vertreten sind die Bürgermeister großer deutscher Städte. Ich kenne schon vierzehn. Noch zahlreicher die Mitglieder deutscher Parlamente.

Endlich seien auch die vielen Herren vom Norddeutschen Lloyd nicht vergessen, unsere Wirte. Unter ihnen die wohlbekannten beiden Leiter der Gesellschaft, der Präsident des Norddeutschen Lloyd, Georg Plate, und der Generaldirektor Dr. Wiegand. Es ist fesselnd, diese beiden Männer zu sehen, in denen eine so gewaltige Kapitalkraft, eine solche Summe von geschäftlicher Energie gipfeln,

wie der Norddeutsche Lloyd zur Ehre unseres deutschen Vaterlandes verkörpert.

Als wir am Nachmittag des zweiten Reisetages Bergen wieder verließen, lächelte uns noch schönes Wetter, solange wir im Schutz der Schäreninseln fuhren. Freude und Übermut herrschten an Bord und erreichten ihren Höhepunkt, als wir kurz nach dem Ausgang ins offene Meer die beiden italienischen Kriegsschiffe überholten, die am Morgen Bergen verlassen hatten. Sie standen beide unter Segel und boten, in den schon ziemlich hochgehenden Wellen auf- und niedergehend, ein wunderbar malerisches Marinebild, das denn auch sämtliche photographische Kammern in Bewegung setzte. Als wir in stolzer Fahrt an ihnen vorüberrauschten, ging an unserm Mast die italienische Flagge grüßend in die Höhe, und die Schiffskapelle spielte die italienische Hymne. Drüben rief dies bei den empfänglichen Südländern eine frenetische Begeisterung hervor, die Schiffsmannschaft erkletterte die Wanten und konnte sich gar nicht genug tun im Hurrarufen.

Mit welch einem Selbstgefühl hatten wir von unserm hohen Deck auf die kleinen Schiffchen herabgesehen, die im Seegang so spielballartig hin- und hergeworfen wurden. Was konnte unserm „Überschiff" die See anhaben?

Aber siehe da, es kam anders. Langsam begann der „Kronprinz Wilhelm", der gestern mit so majestätischer Unbekümmertheit dahingezogen war, seinen Bug zu heben und zu senken. Es war noch nicht schlimm, und eine Menge ausgezeichneter Scherze wurden über die paar krassen Landratten gemacht, die diese Bewegungen zu mißbilligen anfingen. Aber allmählich verstärkte sich die Partei der „Mißvergnügten" wesentlich, und plötzlich fegte die erste Spritzwelle über Bord. Im Nu war das Vorderschiff rein von Spöttern, und an der Schiffsschenke entwickelte sich ein schleuniger Verbrauch von Sherry, Portwein, Cocktail und andern Mitteln, mit denen sich die Magen klar zum Gefecht gegen die Seekrankheit zu machen suchten. Es wurde ernst. Die alte Nordsee, des trocknen Tons von gestern satt, mußte

wieder einmal den Teufel spielen, schon um uns zu zeigen, daß ihr selbst ein „Kronprinz Wilhelm" doch nicht imponierte. Ich hätte es vorher nicht für möglich gehalten, daß dieses Schiff bei einem immer noch durchaus nicht übermäßigen Seegang so herumgeworfen werden könne. Zweifellos trug der Umstand dazu bei, daß es auf dieser Fahrt weder an Kohlen noch an Wasserballast die normale Last mit sich führte.

Es ist drollig zu sehen, wie fast alle Menschen die Seekrankheit eigentlich als eine Schande betrachten und die Umgebung über ihre Anfänge bei sich mit einer gewaltsamen Unbefangenheit hinwegzutäuschen suchen. Lange hielt aber auch Sherry und Cocktail die inneren Naturgewalten nicht mehr im Zaum, binnen kurzem sah unser Promenadendeck, das gestern unter soviel Beifall mit einem „Überbrettl" verglichen worden war, eher wie ein Lazarett aus. In langen bleichen Reihen lagen, in Plaids gegen die Wasserspritzer gewickelt, schwermutvolle Gestalten auf ihm. Nur von Zeit zu Zeit erhob sich eine mit plötzlichem Ruck, um an die Reling zu eilen und — das Meer zu beobachten. Ein Witzbold, dessen Mundwerk selbst die Seekrankheit nicht totschlagen konnte, ächzte zwischen zwei solchen Gängen. „Ist das nicht wirklich wie auf dem Überbrettl? Die Akteurs treten nacheinander an die Rampe und geben was von sich."

Die Nacht sank herein, aber es wurde immer toller, Stricke mußten auf dem Deck gespannt werden zum Daran-entlang-Tasten, und das Abendessen im Speisesaal fand beinahe unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Trotzdem hielt bei Tafel der Prinz von Aremberg, ein aristokratisch-feiner und interessanter Kopf, in etwas gebrochenem (dies soll kein Bonmot sein) Deutsch eine sehr hübsche Rede auf den Lloyd und seine Beziehung zum Suëskanal, in der er verhieß, daß die Gesellschaft binnen kurzem den Kanal auf eine Breite und Tiefe bringen werde, um selbst solchen Schiffen die Durchfahrt zu gestatten, und er gab die glaubhafte Versicherung ab, daß die Suëskanal-Gesellschaft die großen Schiffe (denn nach Tonnengehalt wird das Durchfahrtsgeld bezahlt) sehr gerne habe.

Dieſe tapfere Leiſtung hörte ich noch mit an, dann aber begab auch ich mich auf Deck, um meine Beteiligung am Abendeſſen zu widerrufen.

Ich erwachte am andern Morgen angekleidet auf irgendeiner Bank in irgendeinem Salon, und zwar, ähnlich wie der Müller, wenn die Mühle ſtillſteht, von der Tatſache, daß unſere Schraube plötzlich ganz langſam ging. Gleich darauf hörte ich auch das tiefe, dumpfe Dröhnen des Nebelhorns in gleichmäßigen Abſätzen. Sofort nach oben eilend, ſah ich wirklich ſchweren weißlichen Nebel ringsum über See, der leiſe über die durch ihn wie durch Öl geglätteten Wogen hinkroch. Mit halber oder noch geringerer Fahrt nur glitten wir vorwärts durch das weiße Nichts.

So führte uns denn die Nordſee, wie um das ganze Regiſter ihrer Spielweiſe zu ziehen, neben der leuchtenden Ruhe, neben dem Sturm und Seegang, auch noch den Nebel vor, den ſchlimmſten oder vielmehr den einzig wirklich ſchlimmen Zuſtand für ein modernes Schiff auf freier See, namentlich auf einer ſo befahrenen wie hier in der Nähe der engliſchen Küſte.

Nun, wir haben ein Perſonal von ſolcher Geſchultheit und Pflichttreue an Bord — nicht weniger als 520 Mann —, daß wir zu einem Gefühl wirklicher Beſorgnis trotz der unheimlich aufregenden Laute der Nebeltrompete nicht gelangen. Wohl aber wird die Fahrt, an deren rekordbrechender Geſchwindigkeit wir alle ein ſo lebhaftes Intereſſe haben, dadurch ſtark verlangſamt werden.

Drei bis vier Stunden hält der Nebel an, dann verfliegt er. Wir haben in der Tat nahezu 80 Meilen verloren. Mit verdoppelter Kraft rauſcht nun aber unſer Schiff wieder durch die ruhig gewordenen Fluten. Alles Elend von geſtern iſt vergeſſen, froh ſchauen wir vom Vorderſchiff aus nach dem erſten Anblick von Schottlands grüner Küſte und der ſtolzragenden Akropolis von Edinburg.

IV.

Es war am frühen Nachmittag des dritten Tages, als wir auf der gewaltigen Fläche des Firth of Forth, an deſſen Südufer Edin-

burg liegt, Anker warfen. Dennoch lag es wie blasse Morgenstimmung über der Landschaft infolge des noch immer ein wenig in der Luft hängengebliebenen Nebels. Schattenhaft nur erkannte das Auge in der Ferne über dem grauen Wasser die Umrisse einer großen, über ein stark bewegtes Gelände ausgebreiteten Stadt. Ein bläulich schimmernder Hügel stieg steil in ihrer Mitte empor. Das mußte das schönheitberühmte „castle" von Edinburg sein.

Noch aber sollten wir die Stadt nicht unmittelbar aufsuchen. Ein anderer Abstecher stand vorher im Programm, und wenn uns der Nebel des heutigen Morgens auch die verfügbare Zeit stark beschnitten hatte, so sollte doch mit einiger Beschleunigung an der Ausführung desselben festgehalten werden.

Und das war gut so; es lehrte uns eins der wunderbarsten Bauwerke kennen, die Menschenhand hervorgebracht hat. Da, wo oberhalb von Edinburg die felsigen Ufer des Firth of Forth am meisten einander nähern und überdies eine Klippe mitten im Fahrwasser einen Stützpunkt bot, ist in den Jahren 1882—89 die ungeheure Forth-Brücke erbaut worden, unter den großen Brückenbauten der Erde meines Wissens bislang die gewaltigste. In vier Sprüngen, von denen die beiden mittleren je 521 Meter, also mehr als einen halben Kilometer, weit sind, setzt sie über den Meerbusen hinweg, in ihrer ganzen Ausdehnung 2466 Meter lang. In Hamburg würde das die Strecke vom Rathaus bis weit nach Borgfelde hinein bedeuten, für Berlin den Weg vom Friedrichs-Denkmal die Linden und den Tiergarten hindurch bis fast zum großen Stern. Die Eisengerüste der drei tragenden Pfeiler haben die Höhe von 107 Metern, überragen also die Mehrzahl unserer großen Kirchtürme; die Höhe der Fahrbahn über dem höchsten Wasserstande beträgt nahe an 48 Meter. Die Bauart ist derjenigen des Eiffelturms sehr ähnlich, ein offenes Gerüstwerk aus eisernen Röhren und Pfeilern. Nur eine viel gewaltigere Leistung, denn die beiden Mittelbogen bestehen ja, ihren Massen nach, jeder fast aus zwei wagerecht gelegten und mit ihren Spitzen sich berührenden Eiffeltürmen.

Es war ein guter Gedanke, diesen Punkt in den Reiseplan des „Kronprinz Wilhelm" mit aufzunehmen. Ein Wunderkind der Technik stattete so dem andern einen Besuch ab. Und auch ein feiner Gedanke gegenüber den Schotten, die uns in Edinburg zu Gaste geladen haben. Wenn die Vorführung unseres Schiffes unleugbar ein vor ihren Britenaugen ausgespielter Trumpf ist, so wird ihm doch alles Verletzende durch diese damit verbundene Verbeugung vor ihrer eigenen Leistung anderer Art genommen.

Der „Kronprinz Wilhelm" selbst durfte den Meerbusen nicht höher hinauf gehen; eine geflaggte Bark führte uns zu der Brücke, deren seltsame Umrisse sehr bald aus den Nebelschleiern hervortraten. Auch hier erschien das Gebilde infolge der außerordentlichen Einfachheit ihrer Gesamtgestaltung nicht so groß, wie man nach den Maßen erwartet hatte. Staunen aber ergriff uns doch, als das Schiff unter dem südlichen Mittelbogen hindurch fuhr und wir nun die riesenhafte Bogenwölbung über unsern Häuptern hinwegschießen sahen. Diese ungeheure Kraft und zugleich diese Grazie — infolge der Schmalheit der Brücke im Verhältnis zu ihrer Länge — hatten geradezu etwas Lebendiges; es war, als läge der Bau nicht fertig da, sondern spränge vor unsern Augen in Riesensätzen von Ufer zu Ufer.

Es wurde, als eine wieder einmal vortrefflich klappende Veranstaltung des Lloyd, mit großem Beifall anerkannt, daß gerade zur Zeit, als wir der Brücke nahten, auch ein mächtiger Zug mit zwei schweren Lokomotiven sie befuhr und genau in den Augenblicken, als wir unter ihr durchdampften, in Kirchturmhöhe über unsern Häuptern hinwegdonnerte. Es sind doch Teufelskerle, diese Bremer!

Hart hinter der Brücke gingen wir an Land, in einem Örtchen, das sich rühmen soll, den größten Prozentsatz notorischer Säufer in Schottland zu besitzen. In der Tat, etwas Schmutziges, Zerfetztes, Unordentliches war in Kleidung und Haaren der neugierig die Straßen erfüllenden Bevölkerung, unter der trotzdem viele hübsche Gesichter sich zeigten, unverkennbar. In bereitstehenden Ein- und Zweispännern, sowie großen „Mailcoaches" rollten wir dann auf einer breiten,

prachtvoll gepflasterten Chaussee durch eine entzückende Landschaft nach Edinburg zurück. Sechs reichliche Kilometer weit machten wir dabei einen Umweg durch den für uns geöffneten riesigen Park des Earls of Rosebery, der hier nach dem Stolz, mit dem von ihm gesprochen wird, eine Art Lokalheiliger zu sein scheint. Herrlich und wirklich grandseigneurhaft ist diese, vom Meer sich über eine hügelige Landschaft hinziehende Besitzung mit ihren endlosen Rasenflächen und wunderbaren Baumgruppen, in deren Mitte sich das weitläufige, kastellartige Schloß bettet.

Die Durchfahrt durch Edinburg konnte leider nur flüchtig sein, gerade hinreichend, um uns mit der Sehnsucht zu erfüllen, einmal zu längerem Besuch in diese so eigenartige Stadt zurückzukehren, in der sich modernstes, elegantestes Leben mit dem Zauber romantischer Erinnerungen mischt und die Bauten einer stolzen, reichen Gegenwart neben den Zeugen einer königlichen Vergangenheit stehen. Einzig ist der Anblick der Princes-Street, der schönsten der Stadt, deren eine Seite von hochragenden Häusern mit den glänzendsten Läden gebildet wird, während die andere frei ist. Über einen Talgrund hinweg fliegt hier der Blick zu dem mächtigen Felsen empor, dessen in die Augen springende Ähnlichkeit mit der attischen Akropolis Edinburg den Namen des modernen Athens verschafft hat. Altersgrau und romantisch ragen dort oben die Zinnen der alten Königsveste, in der Maria Stuart Jakob I. das Leben gab.

In der Princes-Street steigt auch das großartige Denkmal empor, das Schottland seinem erfolgreichsten Dichter gewidmet hat, Walter Scott, dem Manne, durch den uns allen in unserer Jugend die Schlösser, die Seen, die Wälder Schottlands mit einer goldenen Glorie der Phantasie umkleidet worden sind. Es ist eine offene Halle, in welcher der Dichter sitzt. Über dieser wölbt sich ein mächtiger Aufbau in englischer Gotik, gestaltet wie der obere Teil des Turmes einer großen Kathedrale. Wir haben in unserm Lande nichts Ähnliches für einen unserer Dichter getan.

Nach einem Besuch in den Ruinen des Holyrood-Schlosses, wo Maria Stuarts Liebster Riccio ermordet wurde, nahmen wir ein Frühstück in der

„Muſichall" ein. Das Frühſtück am Lande hier war ebenſo wie das in Bergen geſtern derart, daß es erſt recht erkennen ließ, wie unvergleichlich der Lloyd an Bord ſeine Gäſte verpflegt. Der Gegenſatz war ſo auffallend, daß man auch das für ein abgekartetes Spiel der Direktion halten konnte.

Wieder wurden viele, viele Reden gehalten, auch von verſchiedenen engliſchen Herren, Vertretern von Handelskammern u. dgl.; diesmal durchweg in engliſcher Sprache, auch von den deutſchen Rednern — während in Bergen umgekehrt auch die Bergener deutſch geſprochen hatten. Ich wollte des Grundſatzes halber wohl, es hätte einer der Unſrigen auch hier deutſch geredet; für das Verſtändnis war es aber gleichgültig, denn die Akuſtik — es war wie bemerkt die „Muſichall" von Edinburg — war derartig, daß man nicht das Geringſte verſtand. Aus den zahlreichen Hip, hip, hurras zu ſchließen, mag wohl außerordentlich viel über die Stammverwandtſchaft, Intereſſengemeinſchaft und Buſenfreundſchaft zwiſchen den beiden Völkern geſagt worden ſein.

Dann gings in langer Wagenreihe nach der Hafenſtadt Leith, von wo die Rückfahrt zum Schiff angetreten wurde. Erſtaunlich war es und ein hübſches Zeichen von liebenswürdigem und unbefangenem Sinne, das ich gern hervorhebe, mit welch freundlichem Eifer wir überall auf den Straßen und aus den Fenſtern heraus von jubelnden Menſchenmaſſen mit Händedrücken und Tücherſchwenken begrüßt wurden. Die Ankunft unſeres Schiffes hatte ein unternehmender Kopf verwertet. Rieſige Plakate an den Straßenecken kündeten, ich glaube halbſtündliche, Sonderfahrten für einen Sixpence zu dem „Kronprinz Wilhelm" an, der höchſt ehrenvoll als „The Leviathan of the Atlantic" und als „the largest ship ever built" bezeichnet wurde.

V.

Noch am Abend begann die Rückfahrt nach Bremerhaven. Dieſe Rückreiſe brachte erſt die Stimmung zu ihrer vollen Höhe. Jetzt war die rechte Miſchung der Beſtandteile eingetreten, jetzt hatten ſich die Zuſammenſtimmenden erſt gefunden, jetzt erſt war man — beinahe — ſoweit, daß man ſich in den labyrinthiſchen Räumen des Schiffs nicht mehr fortwährend

verlief, jetzt steigerte sich, unter der drohenden Nähe des allzu raschen Endes, die Lebhaftigkeit des Vergnügens an dieser einzigartigen Festfahrt.

Beim Abendessen brauste daher der Redestrom voller als je zuvor. Die Polizeistunde wurde auf dieser Fahrt an Bord nicht gehalten, bis tief nach Mitternacht saß man in den Rauchzimmern. Die Minister spielten ihren Skat noch immer mit derselben eisernen Ausdauer, die sie vom ersten Betreten der Planken an bewiesen hatten und die das allergünstigste Prognostikon für ihre Stetigkeit und Unentwegtheit in ihrer Amtsführung stellte.

Vollends schlugen am Mittag des vierten und letzten Tages die Wogen der Beredsamkeit über unsern Häuptern zusammen. Jeder, der das vulkanische Feuer des Redners in sich fühlte, aber bisher noch nicht zur Eruption gekommen war, legte jetzt los. Zuweilen begannen zwei auf einmal in verschiedenen Ecken des Saals zu reden und hielten erst erschrocken inne, wenn die Wellenringe der fortwachsenden Aufmerksamkeit langsam von beiden Seiten her bis in die Mitte gelangt waren und dort zusammentrafen. Einer aber gewann sofort ein allgemeines Schweigen, als er anhub, und das war natürlich der Abgeordnete Alexander Meyer. Wer kannte nicht seinen unübertrefflichen Humor! Auch diesmal trog die Erwartung nicht. Was er sagte, war ein so prächtiges Gemisch von Geist, Poesie und humoristischem Unsinn, daß die Fröhlichkeit den Gipfel erreichte. Zuerst verglich er unser Schiff mit dem Zauberfahrzeug der Phäaken in der Odyssee. Es bewege sich ohne Ruder und Segel, es erreiche immer in einer Nacht sein Ziel von Küste zu Küste, und was das phäakische Dasein auf ihm betreffe, so sei darüber kein Wort nötig. Dann verknüpfte er die beiden berühmten historischen Freudenrufe, das „Meer, Meer!" der Zehntausend des Xenophon und das kolumbische „Land, Land!" miteinander und folgerte daraus, daß die Wahrheit in der Mitte liege, nämlich daß das Beste die Küste sei, wo Land und Meer sich begegnen. Er pries daher (mit durchsichtigem Hinweis auf unsere hanseatischen Gastgeber) die Küstenbewohner und ihre Leistungen als die vollkommensten der Menschen. Hiermit wollte er aufhören. Als sich aber ein allgemeiner

Widerſpruch hiergegen erhob, nun, ſo redete er eben weiter und brachte unter anderm noch eine ganz neue darwiniſtiſche Theorie zum Vorſchein, wonach der Menſch nicht vom Affen, ſondern von dem amphibiſch lebenden Seehund abſtammen müſſe.

Sehr luſtig ſprach auch der Miniſter von Podbielski, als er den Vorſchlag machte, die Reiſegeſellſchaft ſolle dem Schiffe ein Erinnerungsgeſchenk, vielleicht einen Tafelaufſatz oder ähnliches ſtiften, und ſich von denjenigen, die damit einverſtanden, einen Beitrag von zehn Mark erbat. Er ſelbſt ſtellte ſich nebſt einigen andern Herren an der Treppe auf und nahm mit eignen Händen die Beiträge in Empfang. Ich darf ſeitdem behaupten, daß ich einem preußiſchen Staatsminiſter ein Zehnmarkſtück in die Hand gedrückt habe. —

Doch alles, lieber Leſer, nimmt ein Ende: leider für uns dies ſchöne Feſt und, wohl dir, für dich dieſe Beſchreibung.

Zur feſtgeſetzten Stunde erreichten wir wieder die Reede der Weſermündung. Das Schiff hatte faſt unverändert zuletzt eine Fahrt von $23\frac{1}{2}$ Knoten gemacht. Wenn man bedenkt, daß die größte Schnelligkeit, die den Maſchinen möglich iſt, erſt im Lauf längerer Fahrten, erſt nach Monaten erreicht zu werden pflegt, ſo ließ ſich ein noch ſtolzeres Ergebnis für die demnächſt beginnenden Amerikareiſen vorausſetzen.

Gegen 9 Uhr abends waren wir mittels Sonderzugs in Bremen eingetroffen, rechtzeitig, um vom Bahnhof aus — denn es war anſcheinend noch immer nicht genug getrunken worden — nach dem Bremer Ratskeller zu eilen, wohin der Rat zu einem Abſchiedstrunk geladen hatte.

Hierbei fand noch ein anfänglich tragiſch anmutendes Ereignis eine beruhigende Löſung. Unterwegs war plötzlich der Ruf durch den Sonderzug geeilt: „Um Gotteswillen, einen Arzt!“ Eines der beliebteſten Mitglieder der Reiſegeſellſchaft, der Profeſſor ... aus K., ein altdeutſcher Kraftmenſch, der noch bis zuletzt unter allen an Bord am feurigſten geredet, am begeiſtertſten patriotiſche Lieder geſungen hatte, war zum Schreck ſeiner Umgebung von einem Kollaps befallen worden. Er lag, blau angelaufen, ſteif und ſtarr wie ein Toter auf der Bank; nichts vermochte ihn zu erwecken. Ein Arzt wurde im

Zuge aufgetrieben, aber er konnte ihm kein Lebenszeichen entlocken. Von einer Haltestelle ließ man telegraphisch einen Krankenwagen zum Bremer Bahnhof bestellen, und schwere Verdüsterung legte sich auf die Gemüter der Mitreisenden. In Bremen wurde er von den eingetroffenen Krankenwärtern aus dem Zuge gehoben, völlig hart wie ein Stück Holz, und auf die Bahre des Wagens gelegt, umstanden von der trauernden Versammlung. War er schon tot? Plötzlich jedoch bewegte sich der große Körper: sein Arm hob sich mit einer schwenkenden Bewegung über seinem Haupte; die Augen blieben noch geschlossen, aber den Lippen entquoll, rauh, doch deutlich, der Gesang: „Deutschland, Deutschland über alles!" — Gott sei Dank! Er war nicht tot, sondern nur fürchterlich betrunken gewesen. Nun war er aber wieder in Ordnung und nahm im Ratskeller den Kampf mit dem „Riesen Durst" unerschüttert noch einmal auf.

Ich würde diese Schilderung gern mit einem geistvollen Gedanken schließen, allein der Leser kann das nach dem, was wir in dieser bekanntlich schwerer als alles andere zu ertragenden Reihe von guten Tagen haben leisten müssen, ernstlich nicht von mir verlangen. Es fällt mir aber noch einmal die große Nachbargesellschaft des Lloyd, die Hamburg-Amerika-Linie, ein und die Möglichkeit, daß man von mir noch eine Abschätzung der höchsten Leistungen beider Gesellschaften, einen Vergleich des „Kronprinz Wilhelm" mit der „Deutschland" erwarten mag. Nun, die „Deutschland" kenne ich noch nicht. Aber das ist auch gleichgültig, ich lehne den Vergleich in diesem Rahmen durchaus ab und schließe mit dem Wort, das Goethe einmal mit Bezug auf die schon zu seiner Zeit so beliebte Größenvergleichung zwischen ihm und Schiller gesagt haben soll: „Die Deutschen sind närrische Leute, sie sollen sich doch lieber freuen, daß sie zwei solche Kerle haben!"

19.

Im Bann von Avignon.

1905.

Als meine Frau und ich im Frühling von Orange her mit dem Abendzuge uns Avignon, der alten Papſtſtadt an der Rhone, näherten, war die Dämmerung bereits faſt ganz in die Nacht übergegangen; nur gerade im Weſten hing noch brandig trübe Röte am Himmel, ein ſchmaler Streifen von düſterer Glut. In dieſen ſchnitt der Schattenriß der Stadt hinein, ein langgezogenes, niedriges Haufwerk von ſchwarzen Spitzen und Zacken, deren Zuſammengehörigkeit das Auge nicht mehr entwirren und deren einzelne Bedeutung es nicht mehr enträtſeln konnte. Faſt ſchauerlich war der Anblick; wie ein Symbol all der finſteren Geſchehniſſe, die mit der Geſchichte der mittelalterlichen Glaubenskämpfe zuſammenhängen; der rote Glutſtreif gemahnte an den Widerſchein in ſich zuſammenſinkender Scheiterhaufen, die ſchartige ſchwarze Silhouette an alte Marterwerkzeuge von ſeltſam grauſiger Form.

Vom Bahnhof führte uns ein Gaſthofsomnibus mit klirrenden Scheiben durch die nächtliche Stadt. Zuerſt einige wirre Bilder heller beleuchteter Gebäude, die unteren Teile eines alten Mauertors, deſſen Türme, anſcheinend zinnengekrönt, ſich oben im Dunkel verloren, ein paar offene Cafés mit greller Beleuchtung; dann tauchten wir in nachteinſame Straßen, in deren Schweigen das Knattern unſeres Wagens wunderlich hineintönte. Hohe, dunkle Häuſer umſchloſſen den ſchmalen Fahrdamm, von altertümlicher Architektur, ſoviel der tanzende Schein unſerer Lampen oder die in großen Zwiſchenräumen aufgehängten trüben Straßenlaternen erkennen ließen; keine lebende Seele begegnete

uns in den engen, ſchluchtartigen Gängen; es war, als ſeien wir in eine ausgeſtorbene Stadt vergangener Jahrhunderte hineinverſetzt. Endlich rollen wir durch eine breite Pforte in einen von hohen Bäumen beſtandenen und mit erleuchteten Fenſtern umgebenen Hof, der Wagen hält, und nun empfängt uns die Halle des alten Hotel de l'Europe, des bekannteſten und beliebteſten aller Gaſthäuſer der Provence, mit ſeiner altväteriſchen ſauberen Behaglichkeit. Wie auf einſamer Inſel im Weltmeer, ſo ſitzen wir hier in dieſem Fleck freundlichen Lichtes innerhalb der Nacht und des Unbekannten, ſpannender Erwartung voll, was uns der nächſte Morgen von Avignon zeigen wird.

Kein Wunder, wenn dem Reiſenden gerade an einem Orte wie dieſem „hiſtoriſch" zumute wird. Iſt auch das untere Rhonetal, die Landſchaft, wo ſich die große nordſüdliche Völkerſtraße zwiſchen den Alpen und den Gebirgen Innerfrankreichs mit der weſtöſtlichen von Italien nach Spanien kreuzt, allenthalben an geſchichtlichen Erinnerungen voll, ſind auch die Stätten in dieſem Bergland der Provence kaum zu zählen, die Kampf und Heldentum oder der Glanz kultureller Blüte mit unverlierbarem Schimmer umkleiden, ſo hat doch mehr oder minder dieſes alles nur für die Geſchichte der engeren Landſchaft ſelbſt, oder für die Frankreichs, oder, wenn man will, für die der Mittelmeerländer wirkliche Bedeutung. Ein Name aber hat ſich in die Annalen ganz Europas eingeſchrieben: Avignon; denn dieſe Stadt iſt faſt ein Jahrhundert hindurch das geiſtige Zentrum des mittelalterlichen Europas, der Sitz der Päpſte geweſen.

Unfraglich iſt es eines der merkwürdigſten Begebniſſe der Geſchichte des Mittelalters, daß die Statthalter Chriſti auf Erden das „ewige Rom" verließen, den Biſchofsſitz des Petrus und den traditionellen Sitz der Weltherrſchaft, um ſich in dieſem Winkel Frankreichs anzuſiedeln, dem in der Vergangenheit der Kirche kein Anhaltspunkt dafür irgendwie Anwartſchaft gab. Sie taten es auch nicht freiwillig, und die Katholiken bezeichnen die Zeit des Papſttums von Avignon als das „babyloniſche Exil" der Kirche. Die Könige von Frankreich zwangen ſie dazu; vor allem Philipp der Schöne, der kecke, rückſichts-

loſe Politiker, der damals einen Kampf wagte, der viel Ähnlichkeit mit dem heut von der franzöſiſchen Republik gegen die Kirche ausgefochtenen hat. Der Papſt hatte dem franzöſiſchen Könige die Beſteuerung der Geiſtlichkeit in Frankreich verboten. Demgegenüber führte der König den Gegenſchlag, daß er die Ausfuhr von Geld aus ſeinem Reiche unterſagte. Der Sinn dieſer Maßregel war der, daß er damit die bedeutenden Erträge abſchnitt, die der römiſche Stuhl gerade aus Frankreich bezog. Er ſperrte alſo nicht nur dem franzöſiſchen Klerus, wie es heute die kulturkämpfende Republik tut, ſondern ſogar dem Oberhaupt der Kirche ſelbſt einen weſentlichen Teil ſeiner Einkünfte. Dieſes Oberhaupt war damals gerade Bonifaz VIII., der leidenſchaftlichſte aller Inhaber des Stuhles Petri, der ſchroffer noch als alle Vorgänger die Oberhoheit der geiſtlichen Gewalt über die weltliche hinſtellte. Der Kampf konnte nicht dauernd mit halben Vergleichen, er konnte nur mit einem völligen Siege des einen oder des andern Gegners enden. Und dieſer Sieg fiel, zur Überraſchung der Welt, voll und ungeſchmälert dem franzöſiſchen Königtum zu. Bonifaz VIII. ſtarb 1302, gebrochen durch örtliche, von den Agenten des Königs angezettelte Wirren und Beleidigungen, in Anagni, und Philipp der Schöne konnte ſeinen zweiten Nachfolger, einen Franzoſen, dem er das Papſttum gegen eine Reihe von Bedingungen verſchafft hatte, Klemens V., dazu zwingen, im Jahre 1309 mit ſeinem ganzen Hofſtaat auf franzöſiſchen Boden überzuſiedeln. In Avignon, auf dem Gebiet der alten Grafſchaft Venaiſſin, ließ dieſer ſich nieder; zunächſt nur als Gaſt, ohne ſelbſt in Stadt und Umgegend Herrenrechte zu beſitzen. Erſt 1350 gelang es ſeinen Nachfolgern, die Grafſchaft Venaiſſin von der bisherigen Beſitzerin, der Gräfin Johanna von der Provence, Königin von Neapel, käuflich zu erwerben.

Überraſchend iſt es, daß dieſer Erfolg des franzöſiſchen Königtums nur wenige Jahrzehnte nach dem glänzenden Siege möglich war, den das Papſttum in dem jahrhundertelangen Ringen mit dem gewaltigſten Kaiſergeſchlecht des Mittelalters, mit den deutſchen Hohenſtaufen, davongetragen hatte. Von der höchſten Höhe, die die

Papſtmacht im Mittelalter erreicht hatte, tat ſie nun plötzlich ihren tiefſten Fall, und man begreift, daß dies einen ungeheuren Eindruck auf die geſamte Welt der Chriſtenheit machte.

Siebenundſechzig Jahre reſidierten die Päpſte dann in Avignon; Klemens V. folgten noch Johann XXII., Benedikt XII., Klemens VI., Innocenz VI., Urban V. und Gregor IX. Erſt dieſer vermochte es 1376, den Sitz des heiligen Stuhls wieder in das angeſtammte Rom zurückzuverlegen; allein noch bis in den Beginn des 15. Jahrhunderts erhielten ſich hier die Gegenpäpſte der um dieſe Zeit herrſchenden Kirchenſpaltung und behaupteten, Avignon ſei der wahre Mittelpunkt der Kirche.

Als das Schisma beſeitigt worden war, fiel der Beſitz von Avignon an den Papſt in Rom und iſt nun mitſamt der Grafſchaft Venaiſſin noch faſt vierhundert Jahre lang eine ſeltſame Exklave des römiſchen Kirchenſtaates mitten im franzöſiſchen Gebiet geblieben und von päpſtlichen Legaten verwaltet worden. Vergeſſen von der Weltgeſchichte dämmerte es ſeine Tage dahin, bis der gewaltige Wirbelwind der Franzöſiſchen Revolution das morſche politiſche Gebilde endgültig zerbrach: 1790 wurde der letzte päpſtliche Vizelegat vertrieben und Avignon nebſt der Grafſchaft Venaiſſin dem großen franzöſiſchen Einheitsſtaate angegliedert. Wir haben in unſerer deutſchen Literatur ein, zwar nicht klaſſiſches, aber amüſantes, Zeugnis für die abſonderlichen Zuſtände, die ſich allmählich in dieſem gegen jeden friſchen Lufthauch abgeſperrten Ländchen herausgebildet hatten. Thümmels im 18. Jahrhundert ſo vielgeleſenes Buch: „Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“ läßt uns einen Blick hineintun, nicht lange vor dem Ende. Iſt auch ſicher von den Begebenheiten, die er erzählt, das meiſte geſchnurrt und der Verfaſſer ſelbſt durchaus kein moraliſches Muſterbild, ſo iſt doch die ganze ſtickige Atmoſphäre, die mit viel Laune geſchildert wird, ſicher wirklich beobachtet.

Als wir am nächſten Morgen erwachten, ſtand die Sonne bereits hoch am Himmel; die helle, ſtrahlende Sonne der Provence, die ſo mächtig dieſe Landſchaft des Südens mit blendendem Leuchten, zur

Mittagszeit faſt mit Weißglut erfüllt, daß alle Gegenſtände wie von innerem Licht vollgeſogen erſcheinen, und daß es Düſteres, nach unſern Vorſtellungen davon, eigentlich gar nicht gibt.

So wunderten wir uns nicht ſehr, daß das geſtern abend ſo ſpukhaft ſchwarze Avignon heut früh, als wir zum Hoftor hinaustraten, uns in einer lachenden Heiterkeit empfing, die nichts mehr gemein zu haben ſchien mit den dunklen Erinnerungen von geſtern abend. Das Hotel liegt genau dem Bahnhof gegenüber am andern Ende der Stadt, hart an der Stadtmauer; mit wenigen Schritten waren wir zu dem breit offenen Tore hinaus und ſtanden nun an dem Außenrande des alten Mauerringes, auf der Weſtſeite, wo ihn die Rhone begleitet. Es iſt einer der hübſcheſten Züge von Avignon, daß ſeine mittelalterliche Ringmauer aus der Zeit der Päpſte noch vollſtändig erhalten iſt. Rings um das Weichbild läuft ſie herum, aus ſauberen gelben Steinen erbaut und von zahlreichen Türmen unterbrochen; teils ſolchen, die nur nach außen ausgebaute, nach innen offene Halbtürme ſind, teils rings geſchloſſenen Volltürmen. Und ebenſo erhalten iſt der vollſtändige, mit größter Sauberkeit, ja man kann ſagen zierlicher Koketterie hergeſtellte Zinnenkranz, den Mauern und Türme gleichmäßig tragen. Er hat die Form der „Maſchikulis", die an den Mittelalterbauten hier überall Sitte ſind; d. h. die Schießſcharten der Krenelierung ſind nicht einfach in den oberen Rand der Mauer eingeſchnitten, ſondern die Zinnenbrüſtung iſt ein ſelbſtändiger Mauerkranz, der freiſchwebend von konſolenartigen Vorſprüngen getragen wird und ſomit nach außen etwas über die Mauer vorſpringt. Zwiſchen ihm und dem Mauerkörper entſtehen daher Zwiſchenräume, durch die man unter ſeinem Schutz auf einen ſtürmenden Feind Steine, Balken, kochendes Waſſer, glühendes Pech oder ähnliche freundliche Bewillkommnungsgaben herunterwerfen konnte.

Später habe ich die Stadtmauer mehrfach umwandert; heute trieb es uns zuerſt hinaus auf die Mitte der ſchönen modernen Rhonebrücke, die dem Tor gegenüber an elegant geſchwungenen Ketten über dem breiten, mächtigen Strome hängt.

Von da bot sich ein wunderbares Bild. Die Rhone ist hier, unweit ihrer endgültigen Deltagabelung bei Arles und schon nicht mehr fern von ihrem Untergang, noch immer ein stolzer, kraftvoll dahinrauschender Strom. Bei Avignon teilt sie sich in zwei Arme, die eine üppig grüne Insel umschließen, und an diese Arme treten von beiden Außenseiten her zwei gegenüberliegende Felsgebilde heran, die, nicht sehr hoch, aber doch in ihrer Vereinzelung höchst eindrucksvoll, gleich Inseln aus der breiten Talebene emporsteigen. Ihre strategisch wichtige Lage an dem großen Rhoneweg springt ins Auge. Der eine, westliche, trägt die alte, mit kolossalen, zinnengekrönten Rundtürmen bewehrte Feste von Villeneuve-les-Avignon; den andern, östlichen, benutzt, als Stützpunkt wenigstens, das Schloß der Päpste. Das Auge umfaßt von hier aus beide Bauwerke, und es ist schwer zu sagen, welchem vom rein malerischen Standpunkte der Vorzug gebührt. Von dem der historischen Bedeutsamkeit wie dem der räumlichen Größe und des architektonischen Interesses aber steht ohne jede Frage die zyklopische Burg weit voran, die sich die Päpste hier erbaut haben.

Am Hofe zu Avignon lebte Petrarca, der große Dichter und reine Mensch. Aus seinen, oft von leidenschaftlichem Zorn über die Verderbtheit seiner Umgebung erfüllten, Schilderungen wissen wir, daß der Statthalter Christi trotz seiner politisch gedrückten Stellung während des Exils eine höchst glanzvolle Hofhaltung führte; die Straßen Avignons waren erfüllt von festlichem Gepränge, von Aufzügen hoher kirchlicher Würdenträger, der Palast von prunkvollem Leben. Auch hinderte diese Gedrücktheit nicht, daß die Päpste — insbesondere Benedikt XII. und seine Nachfolger — diesem Palast die Gestalt einer starken und immer stärkeren Trutzfeste gegenüber dem Franzosenkönig gaben, dessen drohender Wartturm als tour de Philippe le Bel noch heute vom andern Rhoneufer herüberschaut. So ist der Palast eines der merkwürdigsten Gebäude des Mittelalters geworden, zugleich Schloß und Festung, in riesigen Maßstäben ausgeführt und mit allen Hilfsmitteln damaliger Verteidigungskunst ausgestattet. Da er nicht mit einem Male entstanden, sondern nach und nach von verschiedenen

Päpſten erweitert iſt, ſo fehlt jede Einheitlichkeit der Anlage, jede Abſicht einer architektoniſchen Geſamtwirkung. Und doch iſt dieſe, wenn man ihn von der richtigen Stelle ſieht, vorhanden und höchſt bedeutend. Eigentümlicherweiſe iſt er nicht auf der Höhe des eigentlichen Rocher des Domns erbaut, des hart an die Rhone herantretenden und hierhin ſteil, faſt überhängend abſtürzenden Felſens, ſondern etwas zur Seite, an ſeinem vom Fluſſe abgekehrten Abhange. Schwer begreift man, weshalb das geſchehen iſt; der Palaſt würde auf dem Felſen ſelbſt eine für mittelalterliche Kriegskunſt nahezu unangreifbare Lage gehabt, er würde den Rhoneſluß unmittelbar beherrſcht, und er würde endlich einen wahrhaft majeſtätiſchen Standort beſeſſen haben. So liegt er zur Seite des Felſens, nur mit einem Teil ſich an ihn anlehnend; aber ſelbſt doch von ſo rieſenhafter Größe, daß ſeine ungeheure, über den Dächern Avignons emporſteigende Maſſe wie ein zweiter, noch ungefügerer Felſen ausſieht.

Der Stil des Palaſtes iſt gotiſch, aber man darf dabei nicht an die leichte, glänzende Gotik der üppigen Kathedralen denken, mit denen gerade dieſelbe Zeit die Städte Frankreichs ſo reich geſchmückt hat; jener Wunderwerke einer Auflöſung des ſchweren Steins in ein Spiel eleganter Pilaſter und faſt körperlos ſchwebender Bogen, einer Überſpinnung der Wände mit graziös-phantaſtiſchem Maßwerk. Es iſt eine Gotik im Geſchmack barbariſcher Rieſen. Glatt, ohne das geringſte dekorative Schmuckwerk, ſteigen die ungeheuren Wände aus dem Erdboden auf, nur flach von pfeilerartigen Vorſprüngen gelindert, die ganz oben in der Höhe ſich zu Spitzbogen einfachſter Profilierung verzweigen und einen Zinnenkranz tragen. Zwiſchen den Pfeilern unterbrechen einige Spitzbogenfenſter — die leider heute größtenteils in viereckige vermauert ſind — notdürftig die Wandflächen, und das Ganze ſtützen und flankieren ſechs ſchwere, unregelmäßig angeordnete Türme, die ebenfalls mit glatten Wänden 60—80 Meter hoch ſenkrecht emporſchießen. Aus der Nähe hat man nirgends einen richtigen Überblick über das Bauwerk. Es ſteckt ganz in den Gaſſen Avignons drin, deſſen Häuſer ſich um ſeinen Fuß ſcharen. Man kann dicht in

seiner Nähe herumwandern, ohne etwas von ihm zu gewahren; nur daß man hier und dort, bei schmalen Durchblicken, etwas Gewaltiges, Unverständliches an Turm- und Mauerwerk über sich emporragen sieht. Einzig von der Westseite her, der sogenannten Place du Palais, hat man eine umfassendere Gesamtansicht aus der Nähe. Allein der Palast steigt vor uns doch auch dort nicht in seiner ganzen Größe auf. Diese erfaßt man allmählich. Erst wenn man seine mächtigen, kahlen Höfe mit ihren himmelhohen Wänden, seine langen Korridore und gewölbten Säle im Innern durchschritten hat — der Bau dient jetzt als Kaserne, ist aber dem Fremden zugänglich —, erst wenn man im Abenddämmern durch die schmalen, zum Teil in den Fels gehauenen Gassen unmittelbar am Südfuß des Schlosses gewandelt ist und von dort aus mit zurückgeneigtem Genick und einem fast schwindelnden Gefühl an den riesigen, glatt zu Turmhöhe emporsteigenden Wänden hinaufgeschaut hat, zur Zeit, wo schon das Nachtdunkel in der Tiefe dieser Gassen liegt, kommt man allmählich zum vollen Bewußtsein seiner ganzen düsteren Großartigkeit. Am unmittelbarsten wirkt er vielleicht von der Rhonebrücke aus gesehen, wo er mit ungefüger Masse, aber unleugbarer Majestät das Stadtbild völlig beherrscht. Oft sind wir hierher gegangen, immer von neuem gefesselt von dem bedeutenden Anblick dieses Kulturdenkmals aus harter und wilder Zeit; am liebsten um die Stunde des Sonnenuntergangs, wenn von den Bergen des Westens her die letzten Strahlen goldleuchtend herüberflogen und die Wände des Palastes mit rötlichem Feuer überglänzten und so seiner rauhen Größe auch einen Hauch von Anmut verliehen.

Die Angliederung an die ungläubige Republik ist der alten Papststadt — die noch immer wenigstens der Sitz eines Erzbischofs ist — vortrefflich bekommen; Avignon ist heute eine lebensvolle Siedelung, unbedingt zwischen Lyon und Marseille die wichtigste an der großen Rhonestraße vom Mittelmeer nach Norden, und für die Provence das natürliche Verkehrszentrum. Auch ist es, soweit das dem Reisenden entgegentritt, eine sehr vergnügte Stadt. Eine Fülle heiterer Bilder begleitet uns, wenn wir durch seine Gassen wandeln, die in dem hellen

Tageslichte, auch wo sie eng und winklig sind, wie schon gesagt, in Wirklichkeit gar nichts Düsteres haben, wohl aber manche interessante Altertümlichkeit zeigen. Zahlreich sind noch die alten, vornehmen Häuser, die Sitze irgendwelcher kirchlicher Granden aus der Papstzeit, deren Portale Wappenschilder, prachtvolle spätgotische Rankenverzierungen oder schöne Renaissancebogen schmücken. Nie habe ich eine Klage ungerechter gefunden, als die in einem vielgelesenen deutschen Buche über Frankreich enthaltene Behauptung, die Bevölkerung von Avignon sei finster, unfreundlich und frech gegen den Fremden. Im Gegenteil, wir haben überall nur die größte Liebenswürdigkeit erfahren. Ich gedenke z. B. mit besonderem Vergnügen jener Mittagstafel, die wir eines Sonntags statt im Hotel de l'Europe in einem kleinen beliebten örtlichen Gasthause inmitten von Avignoner Bürgern aus dem Volke einnahmen; wie höflich und zuvorkommend da ein jeder die Fremden behandelte, wie nett es sich mit diesen dunkeläugigen Leuten plauderte. Draußen vor den hellgelben, zierlichen Ringmauern sahen wir nachmittags die Männer aus dem Volk in Hemdärmeln eifrig und kunstvoll Boccia spielen; an Sonntagen konzertierte in einem Musikpavillon am Ufer der Rhone die treffliche Kapelle der Garnison, und in dichten Scharen promenierte die schöne Welt davor auf und nieder, behaglich und anständig, mit jener ruhigen Ordentlichkeit, ja Gedämpftheit, die wir hier im Süden — gegen alle Erwartung — überall im öffentlichen Volksleben beobachtet haben. Abends sammelte sich das Leben auf der großen Place de la République, einem jener hübschen, breiten, mit Platanen geschmückten Plätze, die der Stolz der südfranzösischen Provinzialstädte sind und die bei schönem Wetter als die gemeinsame Plauderstube der ganzen Bevölkerung dienen. Hier in Avignon ist er mit einem großen Denkmal der Republik, einem ungeheuren Aufwand von allerlei Bronzefiguren, geschmückt; es liegt das Hôtel de la Ville daran, ein nicht unbedeutendes städtisches Theater, ein Variété-Kasino mit großen Plakaten, in dem lustiger und von trefflicheren Kräften gemimt wurde, als ich es sonst außerhalb von Paris gesehen habe; ferner eine ganze Anzahl von Cafés, deren Stühle und Tische nach

französischer Art weit auf die Straße hinausgestellt sind. Zwischen ihnen schaut aus einer Sackgasse ein wenig mürrisch der alte winklige Bau des erzbischöflichen Palais hindurch. Alle Tische waren besetzt, in zwanglosen Gruppen flanierten Männlein und Weiblein in gemessenem Geplauder und unaufdringlichem Flirt auf dem Platze umher. Nur an jenem Abende, an dem in ganz Frankreich Senatswahlen stattfanden, kam südlichere Leidenschaftlichkeit zum Ausdruck. Vor dem Café wurde mit lebhaften Gebärden debattiert, mit wildem Geschrei drängten sich die Wahlzettelverteiler vor dem Rathaus an die Vorübergehenden, und aus den Häusern wurden bei der Verkündigung des Ergebnisses heftige Freudenschüsse abgegeben.

Avignon ist für den Reisenden auch der beliebteste Standort für Ausflüge in die Provence. Mitten in ihren schönsten und blühendsten Teilen ist es gelegen. Von dem höchsten Punkte des Rocher des Domns, dessen Oberfläche heute ein schöner Park krönt, schaut man weit in diese Landschaft hinaus. Wie ein breiter, tiefgrüner See liegt die flache Fruchtebene des Rhonetales zwischen den kahlen, weißgrauen, in der Luftferne bläulich oder rötlich überhauchten Kalkfelsen der Randgebirge. Ziemlich unbedeutend ist der Anblick der westlichen Gebirgsränder, des französischen Zentralplateaus, höchst malerisch aber das Bild der Westalpen. Ihr keckster Ausläufer, der weit gegen die Rhone vorspringende Mont Ventoux, dessen pyramidische, 2000 Meter hohe Kuppe ungemein eindrucksvoll am Horizonte steht, ist der schönste und charakteristischste Zug im Landschaftsbilde des unteren Rhonetales. Zur Seite von ihm werden aber auch in weiter Ferne in mystischem Blau und Violett die Gipfel und Grate der inneren Westalpen erkennbar, ein labyrinthisches Gewirr von Spitzen und Zacken. Bekanntlich gilt der Mont-Ventoux-Gipfel als die Geburtsstätte des modernen Naturgefühls. Petrarca bestieg ihn und empfand dort zum ersten Male die hohe Schönheit der Alpenwelt, die bis dahin der Menschheit nur ein Gebiet der Unnahbarkeit und des Schreckens gewesen war.

Leider war für den Beſuch des Berges die Jahreszeit noch zu früh, man konnte nur ſehr unſicher auf Wolkenfreiheit der Kuppe rechnen. Um ſo ſchöner aber war eine Reihe anderer Ausflüge in der Friſche des vollen Frühlings; ſchöner zweifellos, als ſie zu einer reiferen Jahreszeit geweſen wären. So nach der ebenfalls durch Petrarcas Verſe berühmten Quelle von Vaucluſe, dem Urſprung der Sorgue, im Oſten Avignons, wo das unterirdiſche Waſſer in der Stärke eines ſchiffbaren Flüßchens plötzlich aus ſteiler, kahler, ſonnenverbrannter Kalkfelswand hervorbricht und ſogleich auf dem Grunde einer mit dichtem Grün erfüllten Talſchlucht Mühlen treibt. So weſtwärts zu dem wunderbaren alten Römerbauwerk, dem großartigen Aquädukt über den Gard-Fluß. So noch Nimes, Orange, Arles mit ihren wundervollen Reſten der Kultur der alten römiſchen „Provincia".

Am lebhafteſten jedoch ſteht mir ein Beſuch in der Erinnerung, den wir nicht einem Denkmal der Natur, der Kunſt oder der Geſchichte, ſondern einem lebenden Manne abſtatteten: Frédéric Miſtral, dem großen Poeten, dem Wiedererwecker und begeiſterten Vorkämpfer des provenzaliſchen Volkslebens, der am 8. September dieſes Jahres ſeinen fünfundſiebzigſten Geburtstag feiern ſollte. Im innerſten Herzen der Provence wohnte er, der die Provence und ihr Leben dichteriſch geſtaltet und erklärt hat, wie nur je ein Poet ſeine Heimat; in dem gleichen Dorfe, Maillane, wo er geboren wurde. Hier hat er, den ſchon in jungen Jahren ſein Epos „Mireio" auf die Sonnenhöhe des Ruhms gehoben, den Paris, die Stadt, der ſonſt kaum ein franzöſiſches Talent Widerſtand leiſten kann, bereits damals mit tauſend Lockungen in ſeine Arme zu ziehen verſuchte, in ländlicher Einfachheit und Stille ſein ſchönes Leben verbracht. In Stille, aber doch nicht in Muße; bis an ſein Lebensende iſt er der anerkannte Meiſter und Führer, ja die eigentliche Verkörperung der großartigen Idee geblieben, der er ſeine Kräfte von Anfang an gewidmet hat: der geiſtigen Wiedererweckung des franzöſiſchen Südens.

Es iſt bekannt, daß die Franzoſen politiſch und kulturell heute das zentraliſierteſte aller Völker Europas ſind, und daß namentlich in

geiſtiger Hinſicht das ganze Land ſchon ſeit Jahrhunderten unter einer ſonſt nicht wieder vorkommenden Diktatur der Hauptſtadt ſteht.

Das war nicht immer ſo. Bis ins Kreuzzugszeitalter hinein war der Süden Frankreichs von dem Kapetingerſtaate im Norden nicht nur politiſch unabhängig, ſondern ihm auch an Bildung und Geiſtesleben entſchieden überlegen. Iſt er doch, und insbeſondere ſein ſüdöſtlicher Teil, die Provence, die eigentliche Geburtsſtätte der mittelalterlichen Ritterkultur geweſen, deren Formen von hier aus Europa eroberten. Wer einmal Paul Heyſes Troubadour-Novellen geleſen hat, kennt und liebt jene Zeit, da in den Tälern der Provence der Minneſang entſproß. Damals lag ein dichteriſcher Glanz des Lebens, ein heiterer Schimmer von Grazie und Geſchmack über Südfrankreich, wie er ſich ſonſt nirgends in dem ſeit der Völkerwanderung rauh gewordenen Erdteile fand, und die provenzaliſche Sprache, eine dem Lateiniſchen näherſtehende Schweſter des Nordfranzöſiſchen, war in den Händen der ritterlichen Sänger zu einem Werkzeug von hoher Vornehmheit und Ausdrucksfähigkeit emporgebildet worden.

Dann aber kamen jene entſetzlichen Religionskämpfe, die Albigenſerkriege und ihr Gefolge, die nicht nur das ſüdliche Frankreich politiſch dem Machtbereiche des Nordens angliederten, ſondern auch ſeine Kulturblüte vernichteten, ſeine geiſtige Selbſtändigkeit brachen und ſein Außen- und Innenleben den Geſetzen des Nordens unterwarfen. Die Sprache des Nordens ſelbſt, die langue d'oïl, wurde in ganz Frankreich die alleinherrſchende, die des Südens, die langue d'oc, einſt die ſo edle Mundart von Dichtern und Königen, beſchränkte ſich mehr und mehr auf den Verkehr des niederſten Volkes und wurde allmählich zu einem verarmten, nur noch von den Bauern geſprochenen Patois.

Da war es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der begeiſterte junge Frédéric Miſtral, der im Verein mit einer Anzahl hochbegabter und ebenſo feurig empfindender Freunde, wie den Dichtern Roumanille und Aubanel, einen Bund gründete, deſſen Zweck die Wiederbelebung der alten provenzaliſchen Poeſie und des provenzaliſchen Volkstums überhaupt ſein ſollte. Sie nannten ihre Vereinigung den Bund der

„Feliber" (félibres) nach einer von Mistral in einer alten Handschrift aufgefundenen mittelalterlichen Bezeichnung für einen Dichter und Schriftgelehrten. Ihre erste Absicht war die, durch ihre eigenen, in die Sprache der Heimat gekleideten Dichtungen die Mundart der Väter wieder zu Ehren zu bringen und ihr eine selbständige literarische Berechtigung zu erringen — also eine Bestrebung, die mit der zeitlich parallel gehenden Wiederhervorholung des Plattdeutschen als Schriftsprache in Deutschland, der ein Fritz Reuter vorankämpfte, in ihren Zielen, und auch auf uns noch verborgene völkerpsychologische Weise wohl ursächlich, verwandt war. Aber sie gingen bei dem großen Erfolg, den sie fanden, sehr viel weiter als die deutsche Bewegung; sie schritten fort zu einer Sammlung, Rettung vor weiterem Verfall und Förderung alles dessen, was mit der geistigen Eigenart des provenzalischen Volkes irgendwie zusammenhing. Durch Gedichte und Aufrufe, durch Veranstaltung von Volksfesten und Wettbewerben, durch Gründung von Museen suchten sie das Volk des Südens unermüdlich auf den Wert seiner Besonderheiten hinzuweisen. Es gelang ihnen, die naheliegende Gefahr des Verdachtes zu beschwören, als ob etwa im Hintergrunde dieser Bestrebungen politische Absonderungsgelüste sich verbergen könnten, indem sie immer von neuem das durchaus Unpolitische ihrer Ziele betonten. So konnte sich unter der Teilnahme ganz Frankreichs diese geistige Selbständigkeitsbewegung soweit ausbreiten, daß sie zur Zeit weit über die Grenzen der eigentlichen Provence hinausgriff und den Bereich der alten langue d'oc, d. h. den ganzen Süden Frankreichs, zu umfassen begann.

Der offizielle Sitz dieses Feliber-Bundes war Avignon.

Ohne Frage hat am allermeisten zu diesem Siegeszuge des neuen provenzalischen Geistes Frédéric Mistral selbst durch den Zauber seiner poetischen Werke beigetragen. Und in erster Linie wiederum steht hier an Erfolg das Jugendepos des Meisters „Mireio"; jene klassische Dichtung, in deren wunderschönen Versen heimischer Mundart die ganze Provence lebendig wird, mit all ihren starren Felsen und üppigen Fruchtgefilden, Heiden und Mooren, mit ihrer glühenden Sonne und

den spukerfüllten Dämmerschatten der Nacht, mit dem ganzen Leben, Lieben, Lachen und Leiden des gegenwärtigen Volkes und dem wunderbaren Schatz alter Sitten und Sagen, die sich noch in den Gemütern aus versunkenen Zeiten erhalten haben. Wir Deutsche können sie seit etwa dreißig Jahren in der liebevollen Übersetzung Bertuchs genießen.

Durch Freunde an den Dichter empfohlen, suchten meine Frau und ich, nach vorheriger brieflicher Verständigung, an einem köstlichen Apriltage ihn in seinem Heim auf. Wir fuhren zunächst mit der Bahn von Avignon über Tarascon, die berühmte Stadt des Tartarin, nach St. Remy, einem am Nordrande des niedrigen Höhenzuges der „Alpines" gelegenen Landstädtchen, das ganz wundervoll in die reifste, üppigste Schönheit des Herzlandes der Provence hineingebettet ist. Die netten Häuschen des Ortes lagen wie versunken in einem Meer mächtiger, dichtgrüner Wipfel, die ein leichter Hauch des vielberufenen Charakterwindes der Provence, des wie ihr Dichter heißenden Mistral, in Wellen bewegte, so daß sie in der Ferne die blauen, schroffen Zacken der „Alpines" sichtbar werden und wieder verschwinden ließen. Wenn dieser von den Randgebirgen des Rhonetales herunterstürzende Fallwind kräftig weht — und das ist eigentlich seine Regel —, so wird er in seiner außerordentlichen Heftigkeit zu einer gefürchteten Geißel des Landes; tritt er dagegen in gemäßigter Stärke auf, so liebt der Provenzale ihn. Er fegt den Himmel und die Erde von ungesunden Dünsten rein, macht die Luft klar und kräftig, eine Art elektrischer Spannung teilt er allen Lebewesen mit, die Sinne werden schärfer, die Seelen heiterer und lebendiger als zuvor.

So war es heute. Ein strahlender Sonntag war es, der Palmsonntag. An dem geräumigen, mit prachtvollen Kastanien bestandenen Hauptplatze der Stadt, zu dem breite Boulevards mit herrlichen Platanenalleen führten, lag die Kirche, zu der die Menge aus der Stadt und vom Lande herbeiströmte. Scharen festlich aufgeputzter Kinder, alle mit grünen, blühenden Zweiglein in den Händen, denn es war die große Fête des Rameaux, wo die junge Blüte des

Feldes und die des Volkes der Gottheit in ihrem Heiligtum ſymboliſch dargeboten werden mußten. Dazwiſchen die Frauen und Mädchen in der arleſiſchen Volkstracht, jener reizenden Kleidung, die man nach der Stadt Arles — auf die ſie jedoch keineswegs beſchränkt iſt — ſo benennt, die Miſtral für die ſchönſte aller Volkstrachten erklärt und deren Einführung die Feliber auch unter den beſſeren Klaſſen mit unermüdlichem Eifer durchgeſetzt haben.

Nicht aber nur durch ihre Tracht unterſcheiden ſich die Frauen dieſer Landſchaft von denen des ſonſtigen Frankreichs, ſondern auch durch ihre Geſichter. So wunderbar es erſcheint, es iſt doch unzweifelhaft, daß ſich in den Adern des Volkes im unteren Rhonetal durch die Jahrtauſende der Tropfen Hellenenbluts erhalten hat, den die griechiſchen Koloniſten von Maſſilia hierher gebracht haben. Ein klaſſiſcher Schnitt formt das Antlitz dieſer Provenzalinnen; die halbmondförmige Stirn wird von geſcheiteltem Wellenhaar eingefaßt, wie wir es auf antiken Büſten ſehen, die Naſe iſt lang und gerade, das Kinn anmutig rund, das bräunliche, über ſchlankem Halſe ſchwebende Geſicht von einem vollendeten Oval; das Ganze ruft, in den ſchönſten Vertreterinnen des Typus, überraſchend die Erinnerung an die marmornen Göttinnen der griechiſchen Bildner wach. Wie einſt die Modelle dieſer Geſtalten lebendig über den Markt von Athen dahinſchritten, ſo wandelten heute vor uns, gelaſſen und ihrer Schönheit bewußt, die Bürgerinnen von St. Remy die breite Steintreppe hinauf zum Säulenportal der Kirche.

Nachmittags führte uns ein einſpänniges Wäglein hinaus nach Maillane, oder „Maïano", wie die provenzaliſche Sprachform des Namens eigentlich heißt. Unter allen den köſtlichen Tagen, die uns die Provence geboten hat, iſt dieſer doch einer der allerſchönſten geblieben.

Kahl und dürr ſind die Kalkgebirge, die ſich über der Rhoneebene erheben, aber auf dem Boden des Flußtals ſcheint alle Fruchtbarkeit in doppelter Kraft zuſammengeſtrömt zu ſein. Prachtvolle Üppigkeit des Pflanzenwuchſes kennzeichnet jeden Fußbreit. Auf der Landſtraße, die, mannigfach gewunden, nach Miſtrals Heimatsdorfe führt, waren wir völlig untergetaucht im Grün. Blühende Weißdorn-

hecken begleiten zu beiden Seiten den Weg; ihre schneeigen Blütenmassen quellen wie schäumender Met von den Seiten herein und baden die Luft mit berauschenden Düften. Über ihnen ragen in Nähe und Ferne die riesigen, dunklen Zypressen empor, der schönste Schmuck dieser Gegend, die der Bauer in langen Reihen dicht aneinandergeschlossen anpflanzt, damit sie die Gewalt des Mistrals brechen sollen. In gewaltiger Entfaltung stehen sie da, zu schwarzen Mauern zusammengeschlossen, monumental und feierlich gegen den leuchtenden Himmel.

Nicht der Natur allein ist diese Üppigkeit und Fülle zu danken, sondern im höchsten Maße dem unermüdlichen Fleiß der Bewohner. Künstliche Bewässerung leitet überallhin das unentbehrliche Naß; allenthalben sieht man neben den Wegen in umgrünten, schattigen Kanälen das lebendige Wasser rasch dahinschießen, hierhin und dorthin zwischen den Feldern sich verzweigend, wie das pulsierende Blut der Landschaft. Die Äcker sind mit peinlichster Sorgfalt bestellt, mit Gemüsen aller Art, Kartoffeln, Obstbäumen, alles in gartenähnlicher Regelmäßigkeit. Hinein verstreut in das Grün sind die losen Einzelhöfe der Eigentümer, provenzalisch Mas genannt; blitzsaubere, fast immer frischgetünchte Häuser mit einer Rebenlaube über der Tür und einem Blumengärtchen davor. Sonntäglich geputzte Landleute begegnen uns in Menge, und keiner geht vorüber, ohne sein freundliches „Bonjour monsieur et dame" zu bieten. Schöner hätte die Einleitung zu dem Besuch bei Mistral gar nicht sein können, als die Fahrt durch die vollste Lieblichkeit dieser Landschaft, die die unerschöpfliche Quelle seiner Heimatliebe und seiner Dichterkraft war.

Mistrals Haus selber lag am Eingange des Dörfchens Maillane; ein überraschend einfaches, zweistöckiges Gebäude, das sich kaum in irgend etwas von den übrigen Dorfhäusern unterschied. Ein Buschgarten umgab es. Einfach, erstaunlich einfach für einen Mann von solcher Weltberühmtheit und solchem nationalen Einfluß war auch die innere Einrichtung. Sein kleines Arbeitszimmer zur rechten Hand des Hausflurs, dessen Wände mit Regalen voller Bücher und wertvoller Briefschätze bedeckt waren, hatte ganz die Bescheidenheit, aber

auch die ganze intime Behaglichkeit etwa eines feinſinnigen und gelehrten Landpfarrers bei uns. Nur daß doch eine Fülle von Bildniſſen, Medaillen und andern Erinnerungszeichen von der Öffentlichkeit des Mannes, der hier hauſte, Zeugnis ablegte. Sein Schreibtiſch, derſelbe, an dem „Mireio", „Calendau", „Die Goldinſeln" und andere Werke geſchaffen ſind, wo die philologiſche Rieſenarbeit des Trésor dou Félibrige, des provenzaliſchen Sprachſchatzes, entſtand, war von einer faſt drolligen Einfachheit — Alphonſe Daudet hat ihn bereits humoriſtiſch beſchrieben; er war noch ganz derſelbe, wie wir ihn aus den reizenden „Lettres de mon Moulin" kennen. Ein kleines, zierliches Figürchen einer „Arléſienne" in der Volkstracht, von der wir ſprachen, ſtand unter einem Glasſturz auf dem Kamin. Der Salon hatte den Charakter einer „guten Stube" aus alter Zeit; allerdings mit einer Fülle von Andenken und Geſchenken. Ein mächtiges Ölbild zeigte Miſtral in ſeinen jungen Jahren, einen ideal ſchönen Mann mit dem Ausdruck eines Dichters und Feuerkopfes zugleich. Das Wohnzimmer war im altprovenzaliſchen Stil gehalten und mit alten Möbeln der Landſchaft ausgeſtattet.

Miſtral war groß und ebenmäßig gebaut. Seine Jahre konnte ihm niemand anſehen; der Raſchheit und Leichtigkeit ſeiner Bewegungen nach hätte man ihm kaum mehr als ſechzig gegeben. Das großzügige, unverkennbar im arleſiſchen Schnitt gehaltene Geſicht mit der geraden Naſe und dem Henriquatre wurde wirkſam durch einen breitrandigen Schlapphut umrahmt, wie er ihn den Bildniſſen zufolge immer getragen hat und den er nach Art der Franzoſen auch gern im Zimmer aufbehielt. Das Schönſte im Geſicht aber waren die mächtigen, hellen Augen. Von kleinen Fältchen umrahmt, blickten ſie in heiterem Humor, wenn er, wie er es ſehr gerne tat, kleine ſchalkhafte Bemerkungen in ſeine Rede einflocht; ſie blitzten mit jugendlichem Feuer, wenn das Geſpräch Fragen behandelte, die ſein ganzes Intereſſe hatten; und das war noch immer alles, auch das geringſte, was ſich auf ſeine felibriſtiſche Lebensarbeit bezog. Endlich aber konnten dieſe Augen auch — das war das Allermerkwürdigſte an ihnen — gelegentlich einen Zug

von Myſtizismus annehmen. Miſtral hat ſich viel mit philoſophiſch-tranſzendentalen Fragen beſchäftigt. Aber nicht in der Weiſe des nüchtern abſtrakten Gelehrten, ſondern mehr in der ſeheriſchen des Dichters. So war ihm die Idee der indiſchen Seelenwanderung und ihre Belebung auch der außermenſchlichen Natur mit allerlei geheimnisvollen Kräften und ſeeliſchen Weſenheiten ein vertrauter Gedanke. Das trat uns entgegen, als wir auf ſeine Hunde zu ſprechen kamen, die im Hauſe Miſtrals ſchwärmeriſch geliebt wurden und in dem Fühlen und Beobachten des Dichters eine große Rolle ſpielten. Es waren zwei ſehr zutunliche mittelgroße Tiere, ein ſchwärzliches und ein braunes, die uns, als wir in den ſonnenbeleuchteten Garten hinter dem Hauſe hinaustraten, freundlich begrüßten. Insbeſondere ſchloſſen ſie ſich an meine Frau an, wie ihr das mit Hunden immer geht. Und als einer von ihnen ſchmeichelnd ihr die Pfote um den Hals legte, ſagte Miſtral ganz entzückt:

„Ach Madame, Sie lieben die Hunde, und die Hunde lieben Sie. Es gibt kein beſſeres Zeugnis für den Menſchen.“

Und nun konnte er nicht genug tun, von der Merkwürdigkeit dieſer Tiere und ihrer abſonderlichen Begabung zu erzählen. Es ſei ſehr eigentümlich, wie er zu dieſen Tieren gekommen. Eines Tages ſei ihm auf dem Felde ein völlig unbekannter Hund zugelaufen, von einer ganz fremden Raſſe, wie ſie hierzulande gar nicht vorkomme. Er hätte keinen Hund haben wollen und alles getan, um ihn fortzujagen; allein er ſei bei ihm geblieben. Dabei habe er aber ein ſo ungewöhnliches Weſen gezeigt, daß Miſtral ſchließlich zu der Überzeugung gekommen ſei, der Hund ſei einer ſeiner eignen Vorfahren, der durch die Seelenwanderung dieſe Geſtalt angenommen habe, um an ſeiner Seite zu ſein, als ſein Schutzgeiſt. Auf dieſen Gedanken habe ihn zuerſt folgender merkwürdige Vorfall gebracht. An einem Gedenktage, noch nicht lange, nachdem der Hund gekommen, ſeien ſie ausgegangen, um Blumen zu Kränzen zu holen, mit denen ſie ihre Familiengräber auf dem Friedhof ſchmücken wollten. Bei ihrer Rückkehr nach Haus ſei der Hund, zum erſtenmal, verſchwunden geweſen.

Vergeblich hätten sie ihn gesucht. Als sie dann aber die Kränze gefertigt und mit ihnen zum Friedhof kamen, wo sie bestimmt nie vorher mit ihm gewesen, da lag der Hund auf dem Grabe dieses Vorfahren, schaute sie an und war nur schwer zu bewegen, den Ort zu verlassen. Auch später habe man ihn noch öfter dort gefunden. Neun Jahre war das Tier dann bei ihm, und mit ihm sei wirklich damals das Glück ins Haus gekommen. „Alles — auch das Geld," setzte er lächelnd hinzu; aber in seinem Gesicht war doch bei seiner Erzählung ein völliger Ernst gewesen und ein gewisser, fast mystischer Glanz in den Augen. Der Hund sei schließlich eines Tages gestorben, aber er habe ihm einen Sohn und einen Enkel hinterlassen, die seine Merkwürdigkeit durchaus geerbt hätten.

„Schauen Sie sich vor allem den älteren an, den braunen. Hat er nicht etwas Sonderbares in seiner Physiognomie? Oh, er ist ein Philosoph und denkt viel. Für ihn gibt es nur zwei Dinge in der Welt, die wirklich Wert haben: le soleil und le sommeil (Sonne und Schlaf). Alles andere verachtet er." Und als wir jetzt rasch im Garten eine Aufnahme von Mistral und seiner Frau machten, sorgte er viel mehr dafür, daß die Hunde vorteilhaft auf die Platte kamen, als er selbst. Dann schrieb er uns eigenhändig die Namen beider auf: „Pampaneh" und „Jan Toutours", und duldete nicht, daß seine Frau es tat; die Orthographie könnte falsch werden.

Leicht ist es zu begreifen, daß ein Dichter, in dem trotz all der eingesogenen modernen Bildung die ursprünglichen Neigungen des Volkes zum Geheimnisvollen und Übernatürlichen noch jetzt solch eine Kraft hatten, der rechte Mann war, um die phantastische Vorstellungswelt der Landleute seiner Heimat festzuhalten und wiederzugeben.

Stunden verflossen uns in unvergeßlichem Geplauder, das alles mögliche berührte: die Schönheit und den Ursprung der Volkstrachten, die wir soeben in der Sonntagfrühe gesehen; persönliche Erinnerungen an Alphonse Daudet, den vertrauten Freund Mistrals; den bedauerlichen Hang der Bauernbevölkerung, in die Städte abzuwandern; Ehrungen und Freundschaftsbeweise, die dem Dichter aus Deutschland zuteil geworden;

ſeine künftigen Arbeitspläne uſw. Geiſt und Feuer und Güte, Humor und idealer Sinn, alles das kam dabei aus ihm in buntem Wechſel heraus und umſpann uns wie mit einem Zauber. Erhöht wurde er noch durch das reizende heitere und gütige Weſen ſeiner Gattin, einer ebenſo ſchönen wie liebenswürdigen Burgunderin mit vornehm geſchnittenem Geſicht, die er noch als bejahrter Mann geheiratet hatte und die in einer augenſcheinlich geradezu vollkommenen Weiſe mit ihm harmonierte und in ſeiner Lebensarbeit mit aufging. Schwer wurde es uns, nach einigen Stunden den Aufbruch zu finden, aber wir durften die Zeit des Vielbeſchäftigten nicht noch länger in Anſpruch nehmen. Meine Frau, in ihrer eindrucksfähigen Art, empfand das Glück dieſer Begegnung ſo tief, daß es ſie unter den Worten des Dankes und Abſchiednehmens mit einer plötzlichen großen Bewegtheit überkam und ſie mir zuflüſterte: „Etwas ſehr Schönes und Großes für uns geht jetzt zu Ende.“

Miſtrals helle Augen hatten die Bläſſe auf ihrem Angeſicht nicht überſehen. „Was iſt Ihnen, Madame,“ fragte er, „iſt Ihnen nicht gut?“

Ich teilte ihm mit, was ſie geſagt, und mit einer impulſiven Bewegung ſtreckte er ihr, ſelbſt überſtrömend, beide Hände entgegen. „Aber ſo bleiben Sie bei uns, ſchenken Sie uns dieſen Tag ganz. Sie machen uns ſolch eine Freude damit.“

Die Verſuchung war groß, aber wir fühlten doch, daß es beſſer ſei, uns zurückzuziehen. „Nun, wenn Sie denn nicht bleiben können, ſo nehmen Sie wenigſtens noch eine Erinnerung von uns mit,“ ſagte Miſtral, lief in ſeinen Garten und ſchnitt meiner Frau von ſeinen Büſchen einen ſo großen Blütenſtrauß ab, daß ſie ihn kaum in ihren Armen bergen konnte. Mit dem herzlichſten Händedruck beider Gatten nahmen wir Abſchied, das Rößlein zog an, und wenige Minuten nachher war das Haus des Dichters und ſein Dorf Maillane wieder für uns verſchwunden hinter den dichten, dunklen Mauern der provenzaliſchen Zypreſſen.

20.

Weltallphantaſien.

1894.

Es war ein ſtimmungsvoller Silveſterabend geweſen. Nicht einſam, aber doch — um einen hübſchen Ausdruck Zarathuſtras aufzunehmen — nur „zweiſam", mit meinem Freunde Ferdinand Pfohl. Je eine Flaſche Pommery im Arm, waren wir beide hinausgefahren in ſein reizendes Hamburger Junggeſellenheim, und dort hatten wir muſiziert und getrunken. Das heißt mit geteilter Arbeit: mein Freund, nicht nur ein guter Menſch, ſondern bekanntlich auch ein ausgezeichneter Muſikant, ſpielte beinahe den ganzen Parſifal, von vorn herunter, und ich war ergriffen und trank. Dann ſaßen wir beieinander und ſchürten ein Weilchen in alter Liebesaſche herum; halbvergeſſene Briefe redeten noch einmal die flammende Sprache längſt verglühter Leidenſchaften, alte Photographien blickten wie ſpukhaft im Spiegel erſcheinende Bilder Verſtorbener. Um 12 Uhr klangen unſere Gläſer denen, die wir augenblicklich liebten. Und dann verplauderten wir noch die erſten Stunden des neuen Jahres in der ganzen, das Innerſte durchglühenden Behaglichkeit, wie ſie körperliches Wohlbefinden in Verbindung mit träumeriſchem Erinnern an eine bunte Vergangenheit und dem Erwarten einer noch ſchöneren Zukunft erzeugt.

Dieſe Stimmung iſt aber, wie man weiß, beſonders geeignet, den Menſchen auf fauſtiſche Grübeleien über die Geheimniſſe des Daſeins zu bringen. Es iſt das die Sentimentalität des Verſtandes; ein Analogon zu der des Gemüts, die uns veranlaßt, wenn unſer Herz ſo recht friedlichen Glückes voll iſt, dies Gefühl in Liedern, wie „Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten" und „In einem kühlen Grunde"

auszuſtrömen. Und ſo plätſcherten wir denn bald bis über die Ohren in den Rätſelfragen des Univerſums. Wir klagten ſchmerzbewegt über die Geringfügigkeit unſerer bisherigen Erkenntniſſe gegenüber den Abgrundtiefen der Probleme, die ſich bei jedem weiteren Schritte immer düſterer auftun und zu dem traurigen Bekenntnis drängen: „Ich ſehe, daß wir nichts wiſſen können.“ Wir gerieten in die Aſtronomie und konſtatierten die Unmöglichkeit, in der unendlichen, finſteren, von zahlloſen im Leeren herumtaumelnden Kugeln bevölkerten Welt irgendeinen einleuchtenden Sinn und Zweck zu erfaſſen. Über die Flecken der Sonne ſprachen wir kopfſchüttelnd und über die trübe Ausſicht auf die gänzliche Vereiſung unſeres Planetenſyſtems. Schließlich kamen wir auch auf den großen Kometen zu ſprechen, den der große Falb für November 1899 beſtellt hatte, um der Erde durch Zuſammenſtoß den Garaus zu machen, und mein Freund bemerkte ſehr richtig, daß er damit doch auch noch bis zum Silveſterabend jenes Jahres hätte warten können; es gäbe einen reinlicheren Abſchluß des Jahrhunderts, und die Rechnungen würde man ja doch erſt nach Neujahr zu erwarten gehabt haben.

„Hören Sie, Pfohl,“ begann ich hier, „bei dem Kometen fällt mir eine ſehr bemerkenswerte Schrift ein, die ich vor Jahr und Tag mal ſtudiert habe. Damals kam ein noch ſehr junger Mann meiner Bekanntſchaft zu mir, ganz aufgeregt, mit glänzenden Augen: „Haben Sie auch ſchon das neue Buch geleſen, Herr Doktor, worin bewieſen wird, daß die Welt beſchränkt iſt?“ — „Bis jetzt nicht,“ ſagte ich, „aber das brauche ich nicht erſt zu leſen, die iſt ganz ſchauderhaft beſchränkt.“ — „Nein, nein,“ entgegnete er eifrig, „es iſt Ernſt; der Weltraum hat ein Ende, es iſt eine große ſchwarze Wand drum herum, und die Kometen exiſtieren gar nicht und eine Maſſe Sterne auch nicht, das ſieht nur ſo aus! Ach, Herr Doktor, Sie müſſen das Buch mal anſehn, ich möchte gar zu gern wiſſen, was ich davon halten ſoll.“ — „Na, dann geben Sie es mir mal her,“ meinte ich, milde lächelnd. Von Zeit zu Zeit — nicht allzuoft — leſe ich ſolche Bücher ganz gern, ſie erheitern trübe Stunden. So hatte ich erſt

kurz zuvor ein Büchlein entdeckt, in Gotha war es erschienen und Rathgeber hieß der Verfasser, in dem mit einem wahrhaft ungeheuren Aufwand von gelehrten Zitaten — immer drei Zeilen Text, das übrige Anmerkungen — aus altklassischen, mittelalterlichen, arabischen, chinesischen und sonst allen möglichen Quellen erwiesen wird, daß am Nordpol ein großes dreieckiges Loch ist, wodurch die Erde Dünste aus- und einatmet, und diese Dünste rufen die Nordlichter hervor. Ein zweites Loch befindet sich in den Tiefen des Atlantischen Ozeans, und hier wird durch das Einschlürfen und Ausströmen des Wassers die Erscheinung der Ebbe und Flut erzeugt. In Erwartung von ähnlichem begann ich die Lektüre. Aber ich kann Ihnen sagen, je weiter ich kam, um so größere Augen machte ich. Ich muß einmal sehen, ob ich die Geschichte noch wieder zusammenkriege, sie paßt heute abend her. Jetzt hören Sie mal zu, denn der Geist kommt über mich."

Und nun entwickelte ich vor meinem Freunde den verblüffenden Ideengang des Buches ungefähr so, wie es im folgenden geschieht.

Die Schrift hieß: „Ein neues Weltall", der Verfasser G. K. Dobler. Erschienen war sie 1892.

Die Untersuchung ging aus von den bisherigen Beobachtungen der Astronomie über die Kometen. Die Kometen — ich gebe hier zunächst lediglich die Darstellung des Verfassers wieder — bestehen aus einem elliptischen oder kreisförmigen helleuchtenden Lichtkern und einer weniger leuchtenden Umhüllung desselben. Diese Umhüllung ist zuweilen elliptisch geschlossen, zuweilen verliert sie sich als parabolisch geformter Schweif mit abnehmender Leuchtkraft ins Unbestimmte. Die Schweife weisen die verschiedensten Verzerrungen der Grundformen auf. Sie ändern auch ihre Gestalt am Himmel oft mit großer Schnelligkeit und müssen dabei, an den Sterneinheiten gemessen, also ebenso rasch Größenveränderungen von ungeheuerstem Maßstabe erleiden. Auch die Geschwindigkeit ihrer Fortbewegung ist außerordentlich wechselnd. Sie tauchen ferner oft unvermutet auf und verschwinden

wieder plötzlich, obwohl sie ihrer Größe nach noch lange hätten sichtbar bleiben sollen. Eine noch ganz unerklärte Erscheinung ist ein zuweilen in der Lichtmasse des Kometen auftretendes Flackern, ein wellenartiges Hindurchströmen von Lichtmasse in einer bestimmten Richtung. Die Untersuchung des Spektrums lehrt weiterhin, daß die Kometen ein eigenes Licht besitzen, was auf ihre Zusammensetzung aus glühenden Gasen verschiedener Art hindeutet. Hiermit steht die allermerkwürdigste und unerklärlichste Eigenschaft der Kometen in Widerspruch, nämlich, daß sie vollkommen durchsichtig sind und das Licht der hinter ihnen stehenden Fixsterne in keiner Weise durch Brechung ablenken. Alle bisherigen Theorien, die die Kometen stofflich, als leuchtende Nebelmassen, Sternschnuppenhaufen u. dgl. erklären, scheitern an der Unvereinbarkeit mit der letztgenannten Erscheinung; aber auch mit den übrigen Beobachtungen haben sie Schwierigkeiten genug. Und so fragt denn der Verfasser schließlich: Kann im Weltraum ein Stoff von so geisterhafter Beschaffenheit vorhanden sein, daß er im Lauf von Tagen und Stunden seine Größe um Millionen von Meilen zu ändern, daß er ein selbständiges Gasspektrum zu entwerfen und dabei doch zugleich vollkommen durchsichtig zu sein vermag? Er antwortet darauf mit einem runden Nein und macht nun die überraschende Wendung: Die Kometen sind eben gar keine stofflichen Gebilde, sie sind nur optische Erscheinungen. Sie sind Spiegelbilder auf einer dunklen Umhüllung des Weltraums!

Den Beweis für diesen erstaunlichen Gedanken unternimmt der Verfasser experimentell, mit Hilfe einer von ihm gemachten Erfindung, die er „Kometograph" nennt. Läßt man nämlich in einen dunklen Raum durch eine kleine Öffnung Licht fallen, so pflanzt sich dies in dem Raume als Lichtkegel fort, und fängt man diesen Lichtkegel, oder Teile von ihm, mit einer spiegelnden Scheibe auf, so kann man durch verschiedene Stellungen dieser Scheibe allerlei Lichtbilder in Gestalt von Kegelschnittfiguren, Ellipsen, Parabeln, Hyperbeln an die Wand des Raumes werfen. Verwickelter werden diese Lichtbilder, wenn

man ſtatt der Scheibe eine ſpiegelnde Kugel in den Lichtkegel einführt. Wenn man aber dieſe Kugel außerdem noch mit einer durchſichtigen Gelatinehülle überzieht, ſo daß Lichtbrechung zur Spiegelung hinzukommt, ſo erhalten die Lichtbilder an der Wand um die helleren Kerne herum noch matter leuchtende, vielgeſtaltig verzerrte Umgebungen. Erzeugt man endlich an der Öffnung ſelbſt, durch die das Licht in den Dunkelraum tritt, mittels Übereinanderlegens verſchieden weit ausgeſchnittener Gelatineplättchen ſtatt eines einfachen Lichtkegels einen ſolchen mit konzentriſch ſich ändernder Leuchtkraft, ſo hat man das Inſtrument, das der Erfinder „Kometograph" nennt. Mit dieſem iſt es, wie in der Arbeit durch eine Menge von Abbildungen verdeutlicht wird, möglich, Lichtprojektionen zu erzeugen, die in überraſchender Weiſe ſämtliche bisher beobachteten Kometenformen täuſchend wiedergeben; ſowohl die mehr oder weniger verſchobenen Lichtkerne wie die mannigfach verzerrten Hüllen und Schweife, die Form- und Größenänderungen uſw. Bewegt man die ſpiegelnde Kugel durch den Lichtkegel hindurch, ſo tauchen die Spiegelbilder mit dem Eintritt der Kugel in den Lichtkegel an der Wandung des Dunkelraumes plötzlich auf, ſie wandern mit veränderlicher Geſchwindigkeit, je nach Abſtand der Wandſtelle, auf die ſie fallen, auf ihr dahin, ändern entſprechend raſch ihre Formen und Größen und verſchwinden, ſobald die Kugel aus dem Lichtkegel tritt. Vollendet wird die Überraſchung, wenn man die Kugel während ihres Durchgangs durch den Lichtkegel auch noch in Umdrehung um ihre Achſe verſetzt. Da nämlich ihre Oberfläche in der Regel Ungleichmäßigkeiten aufweiſen wird, ſo erſcheint bei ruhendem Zuſtande der Kugel das Lichtbild nicht völlig rein, ſondern etwas fleckig; dreht ſich aber die Kugel, dann wird das Lichtbild gleichſam lebendig, die leuchtenderen Teile verſchwimmen zu langen, beweglichen Lichtſtreifen, ein Flackern und Strömen geht durch die Maſſe in einer der Rotation entſprechenden Richtung; ganz wie bei den Kometen des Himmels!

In der Form alſo ſtimmen die Kometen am Himmel und die Lichtſpiegelbilder im Kometographen auffallend und geradezu vollkommen überein. Wie iſt es nun mit den übrigen Eigenſchaften?

Dem Leser wird hier alsbald einfallen, daß die Kometen ein Spektrum besitzen, das auf das Vorhandensein gewisser glühender Gase hinweist. Indessen auch das Lichtbild des Kometographen, sagt der Verfasser, würde ein solches Spektrum erzeugen, wenn man durch die Öffnung des Dunkelraumes statt des Tageslichts ein durch die entsprechenden glühenden Gase erzeugtes Licht fallen ließe; das in den Lichtbildern reflektiert erscheinende Licht müsse ja dasselbe Spektrum zeigen, wie die Lichtquelle selbst. So beweise denn das Gasspektrum der Kometen nichts für ihre eigene Natur, sondern nur für die der Quelle, von denen ihr Licht stamme.

Was dann die Haupträtselfrage der Kometen betrifft, ihre vollkommen lichtbrechungslose Durchsichtigkeit, so zeigt sich hier die allerglänzendste Übereinstimmung mit den künstlichen Lichtbildern. Denkt man sich nämlich in dem Dunkelraum des Kometographen kleine selbstleuchtende Kügelchen verteilt und wirft dann das Lichtbild nach einem solchen hin, so wird das Kügelchen innerhalb der reflektierten Lichtfläche zu stehen scheinen, aber eine Strahlenbrechung seines eigenen Lichtes tritt nicht ein, denn die Lichtfläche ist ja nicht stofflich, sondern nur optisch und sie steht ja auch in Wirklichkeit hinter dem Kügelchen, an der Wand. Und, sagt der Verfasser, wenn man vollends den Kometographen so einrichtet, daß die reflektierende Wand eine konkave, ebenfalls spiegelnde Fläche ist, dann würde infolge von Spiegelungen das leuchtende Kügelchen sogar nicht innerhalb, sondern hinter der Lichtbildmasse zu stehen scheinen.

Die Übertragung dieses Experiments auf den Weltraum ergibt sich ohne weiteres. Als stoffliche Massen, die zwischen uns und den Fixsternen entlang wandeln, sind die Kometen unerklärbar, sie müssen also nur scheinbar solche sein; kann man sie dagegen als hinter den Fixsternen befindliche optische Erscheinungen an einer spiegelnden Wand auffassen, dann sind alle ihre Rätsel, auch das der mangelnden Strahlenbrechung, gelöst.

Es bleibt also nur noch die Frage zu erörtern, ob im Weltraum Gegenstände und Vorgänge denkbar sind, die im großen den

Vorrichtungen des Kometographen entſprechen, und die daher ähnliche Lichtbilder erzeugen können. Wir bedürfen zuerſt eines Lichtkegels. Die uns als Fixſterne bekannten Sonnen des Weltraums liefern, da ſie rundum leuchten, ein ſolches Kegellicht nicht; nimmt man indes mit dem Verfaſſer das Vorhandenſein von Sonnen in vorgeſchritteneren Stadien der Erkaltung an, die ja an unſerer Sonne auch bereits zu beginnen und in der Fleckenanhäufung in der Nähe ihres Äquators ſich zu zeigen ſcheint, ſo kann man ſich denken, daß manche derſelben von einer verdunkelnden „Kruſtenbildung“ bereits ſoweit überzogen ſind, daß nur noch an den Polen eine Lichtentwicklung ſtattfindet, und dieſes Licht wird ſich unzweifelhaft kegelförmig im Weltraum fortpflanzen. Ja, da der Übergang von der gar nicht mehr leuchtenden Kruſte zum helleuchtenden Zentrum der Glutſtelle ſich wahrſcheinlich in ſtufenweiſer Zunahme der Leuchtfähigkeit vollziehen wird, ſo läßt ſich auch der konzentriſch abgeſtufte Lichtkegel, wie ihn der Kometograph beſitzt, im Weltraum denken. Wir bedürfen dann ferner für jede Kometenerſcheinung einer ſpiegelnden, den Lichtkegel kreuzenden Kugel. Solche Kugeln ſieht der Verfaſſer gegeben in den die erlöſchenden Sonnen umkreiſenden Planeten, deren Bahn im Laufe der Zeit aus ihrer urſprünglichen Lage in der Äquatorebene ihrer Sonne ſoweit abgelenkt worden ſein könne, daß ſie den Lichtkegel durchſchneidet. Die atmoſphäriſche Hülle dieſer Planeten erzeuge dieſelbe Wirkung, wie der Gelatineüberzug auf der Kugel des Kometographen; ſie erzeuge die ſchwächer leuchtenden Ränder neben den helleren Kernen, und die Unebenheiten der Oberfläche des zugleich um ſeine Achſe rotierenden Sterns, die Verſchiedenheit der ſpiegelnden Kraft ſeiner Land-, Waſſer- oder Eisflächen, ergäben in dem Spiegelbilde, dem Kometen, das Flackern und Flimmern.

Hiermit ſieht der Verfaſſer ſeine Theorie als erwieſen an, und er zieht nun aus ihr die logiſche Folgerung, daß der kosmiſche Raum, der uns umſchließt, nicht, wie bisher als Dogma galt, unbegrenzt ſein kann, ſondern daß er von einer dunklen, ſpiegelnden Hülle umgeben ſein muß, auf der die optiſchen

Erscheinungen, die wir Kometen nennen, sichtbar werden. Wenn das Fernrohr uns scheinbar unendliche Tiefen des Raumes lehrt, so beruht das auch nur auf Täuschung; die Welthülle und der von ihr eingeschlossene Raum ist zwar ungeheuerlich groß, aber doch nicht über alle Vorstellung erhaben, denn der größte Teil der uns sichtbaren Fixsterne, die wir in so unermeßliche Ferne hinausprojizieren, ist nur die ins Unendliche fortgesetzte Spiegelung der in dem Raume tatsächlich kreisenden Sonnen, die in Wirklichkeit nur wenige Millionen zählen. Auch die sogenannten Nebelflecke, die bisher für uns aus den mystischen Fernen herüberzuleuchten schienen, wo selbst der Flug des menschlichen Gedankens erlahmt, sind nach dem Verfasser Schein; auch sie sind nur stillstehende optische Gebilde, nämlich die Lichtbilder, welche die Lichtkegel der erlöschenden Sonnen selbst unmittelbar, und also dauernd, auf der Welthülle entwerfen. — —

Kopernikus hatte das kristallene Himmelsgebäude des Ptolemäus zertrümmert und uns einen freien, unendlichen, wenn auch schaurig öden Raum gegeben; Dobler nimmt uns diesen wieder und schließt uns in eine riesige Welthöhle ein, in deren Innern wir mit unserer Sonne umherkreisen. Soll unsere Vorstellung sich mit diesem Kerker zufriedengeben? Der Freiheit gewöhnte Geist duldet das nicht mehr. Was ist diese Hülle und was ist hinter ihr?

Zur Beantwortung solcher Fragen schreitet der Verfasser im zweiten Teil seines Werkes, für den sich der Leser nun auf einen noch erheblich kühneren Flug der Gedanken rüsten möge.

Die Untersuchung verfährt im zweiten Teil ebenso wie im ersten: Der Verfasser bespricht zunächst eine anscheinend ganz fernliegende Materie und wirft dann durch Nachweis der Ähnlichkeit der besprochenen Vorgänge mit Erscheinungen im Weltall plötzlich auf die letzteren ein ganz neues Licht. Diesmal geht er aus von der Embryologie, der Lehre von den Zeugungs- und ersten Entwicklungsvorgängen in der organischen Welt. Diese sind bei niederen Tieren, Fröschen, Fischen usw., bereits mit großer Deutlichkeit mikroskopisch festgestellt,

und man darf annehmen, daß ſie bei den höheren Lebeweſen in etwas verwickelterer, doch der Sache nach gleicher Weiſe geſchehen. Das Lebeweſen entſteht durch Zuſammenwirken von Eizelle und Samenzelle. Die kugelige Eizelle beſteht aus einem kleinen Eikern, der breiten, darumlagernden Dottermaſſe und der zarten, durchſichtigen Dotterhaut. Die Samenzelle dagegen beſitzt einen ovalen Kopf und einen langen, fadenförmigen Schwanz. Der Kopf läßt, wenn man ihn auf einem Glasplättchen verbrennt, etwas körperliche, feſte Aſche zurück, der Schwanz beſteht lediglich aus weichem Protoplasma. Er hat überdies die wunderbare Eigenſchaft einer ſchlängelnden Eigenbewegung, mittels deren ſich die ganze Samenzelle raſch vorwärtsbewegen kann. Die Eizelle pflegt die größte Zelle des geſamten Organismus zu ſein, dem ſie angehört; im Verhältnis zu den Samenzellen rieſengroß. Die Samenzellen ſind ſehr klein, ein einziges mikroſkopiſches Präparat zeigt ſie zu Tauſenden. In großen Mengen ſchwärmen ſie heran, eins der Fädchen dringt durch die Dotterhaut hindurch und bis zum Eikern vor und vereinigt ſich mit ihm. Nun beginnt ein merkwürdiger Verwandlungsprozeß, infolgedeſſen im Zentrum der Eizelle ſtatt des Eikerns ſich eine kleine, mit heller Flüſſigkeit gefüllte Keimblaſe bildet, während der Dotter ſich in eine Maſſe kugeliger Gebilde trennt, die in der unbeweglich bleibenden Dotterhülle „ſtet und majeſtätiſch“ um die Keimblaſe rotieren.

Nach dieſer Ausführung ſchaut der Verfaſſer wieder in das Weltall und weiſt auf die Ähnlichkeit unſeres Sonnenſyſtems mit dem ſoeben vorgeführten Entwicklungsſtadium einer befruchteten organiſchen Eizelle hin. In der Mitte ſähen wir eine helle, mit Flüſſigkeit gefüllte Keimblaſe, nämlich die im Innern, wie er vorausſetzt, glutflüſſige Sonne. Dieſe umgeben von einer Gruppe kleinerer kugeliger, um ſie rotierender Maſſen, den Planeten. Die Dotterhülle um unſer Sonnenſyſtem ſähen wir nicht, weil ſie durchſichtig ſei. Dächten wir uns das Sonnenſyſtem bis zur Größe der organiſchen Eizelle, etwa des Menſchen, verkleinert, ſo würde ſein Anblick im weſentlichen mit dem einer ſolchen übereinſtimmen. Die Sonne iſt daher nichts anderes als die befruchtet

und in organischer Entwicklung begriffene Eizelle eines ungeheuren Lebewesens, deren Dottermasse sich schon zu Planeten aufgelöst hat. Auch die Samenzellen hat der Verfasser unter den kosmischen Erscheinungen bereits entdeckt; es sind die Meteore und Sternschnuppen! Sie seien im Vergleich zur Sonne von entsprechender Kleinheit, sie träten meist in großen, rasch vorwärtsschießenden Schwärmen auf, sie bestänben wie die Samenzellen aus Kopf und Schwanz und sähen den Samenzellen überhaupt überraschend ähnlich; und in Sternschnuppenschwänzen seien auch Schlängelbewegungen beobachtet worden. Den festen Bestandteilen des Kopfes der Samenzelle entsprächen die Eisen- und Steinmassen der herabfallenden Meteoriten, und auch das Protoplasma des Schwanzes findet der Autor wieder. Freunden der Astronomie unter den Lesern wird es nicht unbekannt sein, daß man sehr häufig an Stellen, wo das Niederfallen von Sternschnuppen auf die Erde beobachtet worden ist, etwa tellergroße Massen einer eigentümlichen grauen, rasch verdunstenden Gallerte gefunden hat. Für diesen bisher rätselhaften Stoff liegt die Erklärung nunmehr auf der Hand, es ist der Protoplasmaschwanz der kosmischen Samenzellen.

Also kein leb- und sinnloser Ball glühender Materie ist unsere Sonne, organischem Leben ewig unnahbar, sondern sie ist im intensivsten Sinne selbst organisches Leben, der Embryo eines geheimnisvollen riesigen Geschöpfes, das seiner Geburt entgegenreift.

Gleich dem Zellensystem unserer Sonne befindet sich im Weltraume noch eine größere Anzahl ähnlicher Zellensysteme; sie alle sind solche embryonischen Wesen in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung, und der große, dunkle Weltraum erklärt sich nunmehr als das Ovarium eines ungeheuren organischen Einzelgeschöpfes, das allen Organismen, die wir bisher gekannt, unermeßlich überlegen ist, sowohl in seiner Größe wie in seiner Lebensdauer; zu dem wir also noch nicht annähernd in einem so günstigen Verhältnis stehen wie der Bazillus zu uns; das aber schließlich doch im Grunde nichts anderes ist als wir selbst, ein Glied in der Stufenreihe der Organismen, von gleichen Gesetzen beherrscht wie alle übrigen, das Fleisch und Blut

haben wird und Sehnen und Nerven wie wir. In der mattſchimmernden Milchſtraße unſeres Weltraums erkennt der Verfaſſer beiſpielsweiſe den durch das Ovarium dieſes Weſens hindurchgehenden Nervenſtrang. — —

In der Tat, „ein neues Weltall" baut der Verfaſſer vor uns auf. Nicht verkleinert hat er durch ſeine Begrenzung des „Weltraums" unſern Geſichtskreis, ſondern ins Ungeahnte, Grandioſe erweitert. Natürlich muß jenes Geſchöpf, in deſſen Innern unſere Erde höchſtens die Rolle wie ein Blutkügelchen in unſerm eigenen ſpielt, auch eine entſprechend rieſenhafte äußere Form beſitzen. Es muß ſeinesgleichen haben, mit denen es lebt, liebt, kämpft und ſchafft. Eine andere, ungeheure Welt muß als Schauplatz des Daſeins dieſer höheren Geſchöpfe angenommen werden, bei deren Vorſtellung uns Schwindel ergreift. Ein auch geiſtig entſprechend großartigeres und reicheres Leben muß auf dieſer andern Welt ſich abſpielen. Genug, ich kann es getroſt der Phantaſie des Leſers überlaſſen, ſich hier in ähnlich trunkenen Gedankenflügen zu ergehen, wie wir beide es in jener Neujahrsnacht taten, als wir uns die Natur dieſer Weſen höherer Ordnung auszumalen ſuchten. Ihre Größe und Schönheit; die Kraft ihrer Muskeln, vor denen Sonnenbälle wie Staubgerieſel waren; das Feuer ihrer Leidenſchaften in Liebe und Haß; den Adel ihres geläuterten Empfindens und die unermeßliche Fähigkeit ihres Denkens, das in ſeinem Wiſſen Jahrmillionen und die Räume aſtronomiſcher Lichtjahre umfaſſen mußte, wie wir Stunden und Kilometer — — — und das doch vielleicht wieder ſchwindelnd haltmachte vor neuen, auch ihnen wieder übergeordneten, noch größeren Welten! Mein Freund griff, während ich rhapſodiſch ſchwärmte, von Zeit zu Zeit in die Taſten und ließ unerhörte Akkorde aufrauſchen, und zuletzt tranken wir den Reſt unſeres perlenden Weins auf das Wohl des, augenſcheinlich weiblichen, Lebeweſens, von dem wir ein beſcheidener Teil zu ſein die Ehre hatten und für deſſen perſönliche Angelegenheiten wir, ohne näher in ſie eingeweiht zu ſein, die lebhafteſten Sympathien verſpürten. —

Es ist keine Erinnerung an eine körperliche Reise auf der Erdoberfläche, die ich hier zur Abwechslung einmal eingereiht habe, sondern an eine geistige Extratour in einen phantastischen Weltraum. Nun noch ein kurzes Nachwort. Daß die entwickelten Theorien einem meiner Leser den Kopf verwirrt haben sollten, brauche ich nicht zu befürchten. Es liegt zu sehr auf der Hand, durch welchen argen Schnitzer der Autor sein Hauptbeweismittel, die Erklärung der Kometen als Spiegelbilder von der Art der kometographischen Erzeugnisse, gewonnen hat. Es ist ihm, nach seiner Beschreibung wenigstens, gelungen, experimentell Lichtgebilde zu erzeugen, die den Kometen ähnlich sehen, und er macht nun ohne alles weitere die Folgerung aus der äußeren Ähnlichkeit auf die Wesensgleichheit der Erscheinungen. Genau von derselben Art, nur noch tollkühner, ist im zweiten Teil der Schluß auf die organische Natur des Sonnensystems. Wir brauchen ferner auch kaum erst einen Astronomen von Fach zu Hilfe zu rufen, um die sonstigen, allenthalben zutage tretenden Ungereimtheiten aufzufinden. Beispielsweise, warum ist die Wand des Weltraums nicht durch die vollglühenden Fixsterne allenthalben erhellt, da schon die Reflexe der Lichtkegel erlöschender, bis auf einen Glutfleck umkrusteter Sonnen so leuchtende Gebilde, wie die Kometen, auf ihr entwerfen können? Womit erklärt es sich, daß alle von der Astronomie beobachteten Kometen in ihrem Lauf von unserer eigenen Sonne abhängig sind? Denn sie umkreisen diese bekanntlich in Ellipsen und Parabeln, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht, und die Spektralanalyse zeigt, daß die Kometen nicht nur eigenes Licht, sondern zugleich reflektiertes Licht unserer Sonne von sich geben. Wie kommt es, daß die Umkrustung der erlöschenden Sonnen zuletzt an den Polen erfolgt (denn das muß so sein, damit die an diesen Stellen entstehenden Lichtkegel nicht fortwährend selbst umherrotieren)? Und anderes mehr. Ja es gibt Stellen in dem Buche, die den Eindruck machen, als ob hier die Augen des Wahnsinns unheimlich durch die Maske leuchten. Denn unmittelbar neben genialischem Gedankenflug stehen logische Denkbrüche, wie in der Stelle, wo der Verfasser die Veränderungen bespricht, die in den

Bahnen der die erlöſchenden Sonnen umkreiſenden Planeten eintreten, damit dieſe die polaren Lichtkegel kreuzen können. Nicht durch die Lichtkegel beider Pole wandern die Planeten, ſagt er, ſondern nur durch den ſüdlichen; denn um durch den nördlichen zu gehen, müßten ſie „gleich Flaumfedern in höhere Regionen ſteigen", was ihnen das Geſetz der Schwere verbiete. Vielmehr erſchlaffe allmählich ihre Bewegung, ſie ſänken nach unten, aus der Äquatorebene in eine ſüdlichere, wo ſie dann den Lichtkegel des Südpols ſchnitten!

Es iſt daher klar, daß das Buch nicht aus wiſſenſchaftlichen Gründen der Erinnerung wert iſt. Nicht wiſſenſchaftlich hat es mich intereſſiert; wohl aber äſthetiſch. Es iſt ein irrender Geiſt, der hier redet, aber ein unedler wahrlich nicht. Wer mit mir an dem Walten einer ſtarken und urſprünglichen Vorſtellungskraft Freude hat, wird mit Vergnügen empfunden haben, daß in den Gedankengängen des Buches eine ſchwungvolle Kraft kühner und großzügiger Anſchauung glüht. Die zuſammenhängende Stufenleiter der Organismen vom Menſchen abwärts, körperlich und geiſtig, ins Kleinere und Kleinſte, die uns die neuere Forſchung kennen gelehrt hat, erweitert es über den Menſchen hinaus ebenſo ins Ungeheure und reiht die nach der gegenwärtigen aſtronomiſchen Anſchauung uns in ihrer Bedeutung ſo unerklärten kosmiſchen Gebilde ſinngebend in ſie ein. Ein Grundgedanke, meine ich, von ſo beſtechender Großartigkeit, daß man ausrufen möchte: Wie ſchade doch, daß das ihn ſtützende Gebäude ein ſolches Kartenhaus iſt!

21.

Die rosenrote Stadt.

1898.

Mit einem Male war das rollende und knatternde Geräusch der Bahn, das den ganzen Tag und die halbe Nacht hindurch das Gehör betäubt hatte, zu Ende, und die plötzliche Stille, die mich umgab, wirkte doppelt stark und eigen. Ich war der einzige Gast, der an dem Haltepunkt Jaipur in Nordindien ausstieg. Der Mond war voll, und als ich das dunkle Bahnhofsgebäude durchschritten hatte, empfing mich eine märchenweiße Helle. Von dem weißgelben Sande des großen Vorplatzes und der von ihm ausgehenden Straße wurde der Schein widergestrahlt und umfloß in seltsamem Leben Nähe und dämmrige Ferne. Einige schöne, anscheinend reichgeschirrte Reitpferde standen in der Mitte des Platzes, leise mit den Hufen scharrend, jedes gehalten von einem indischen Soldaten, der, in sich zusammengekrochen, ein dicker, dunkler, lebloser Ballen, am Boden hockte; der schwarze Strich einer langen Lanze überragte den schwarzen Schattenriß. Auf wen sie hier warten mochten, wußte ich nicht, aber ihre Erscheinung mehrte nur das Phantastische dieser totenstillen weißen Nacht.

Jetzt löste sich aus dem Schatten am Bahnhofsgebäude eine dunkle Gestalt ab, kam auf mich zu und nannte mit gedämpfter Stimme meinen Namen! Wunderlich ausgesprochen, aber er war es doch und berührte mich aus dem Munde dieses fremden Wesens und in dieser fremden Nacht seltsam. Die Erklärung war einfach. Es war der Diener des indischen Gasthauses, an das ich voraus geschrieben hatte. Rasch wurde mein Gepäck auf den Wagen geladen, und ich rollte nun

in die lichte Mondnacht hinein. Bequem zurückgelehnt in den geräumigen Landauer, der mir in der Verklärung des Mondlichtes wie ein fürstliches Gefährt vorkam, genoß ich mit Entzücken die köstliche Kühle der Nacht und das tiefe Schweigen. Undeutliche Gestalten von kleinen Häusern und Hütten, von Hecken und Bäumen glitten vorüber. Fast lautlos gingen die Räder über den tiefen, weichen, mehligen Staub der Straße; es war, als schwebte ich leise durch die Stille.

Da, plötzlich, ein seltsamer Laut, schmerzerfüllt, wie das Klagen eines Kindes. In langen Schwingungen zitterte er durch die Nacht, ohne daß sich angeben ließ, woher er kam. Und nun noch einmal, noch schneidender, wie ein Ausdruck tiefster Qual und leidenschaftlichen Jammers. Ich war emporgefahren und starrte in die geisterhafte Dämmerhelle ringsum, ohne etwas zu gewahren. Jetzt aber brach ein Höllenspektakel los. Von nah und fern antworteten ähnliche Laute, bald dem Wimmern und Weinen menschlicher Kinder, bald dem Geheul verliebter Katzen gleich, bald so eigenartig gellend und schrill wie nichts anderes auf der Welt. Die Stimmen steigerten sich offenbar im Wettstreit eine an der andern, und das Geheul erfüllte als Klang ähnlich die Luft wie der bleiche Mondschein als Licht.

Einen Augenblick — wenn auch nur einen — hatte ich gestutzt, dann erkannte ich das Gelärm. Es waren die Schakale, die kleinen, zwerghaften Wölfen ähnlichen Raubtiere, die nachts um die Gärten und Höfe der indischen Städte streichen und in hellen Mondnächten konzertieren. Überall mußten sie sein, rechts und links vom Wege und auch wohl auf ihm selbst, aber nichts war von ihnen zu sehen, ihre kleinen, grauen Gestalten zerflossen in dem weißen Mondlicht. Nur hin und wieder schien es, als ob man ganz dicht neben dem Wagen eines der Tiere gewahrte, schemenhaft wie ein kleines Gespenst und sich wieder auflösend in nichts, ehe man es fester ins Auge fassen konnte.

Endlich rollte mein Wagen in den großen Vorgarten des schlummernden Gasthauses, ein paar Gestalten mit Laternen kamen und wiesen mir mein Zimmer an, das, im Oberstock gelegen, sich mit breiter Tür

auf eine einſame, mondbeglänzte Terraſſe öffnete. Noch lange, noch in den Traum hinein, hörte ich durch die offenſtehende Tür das klägliche Heulen der Schakale, das klingt, als verkörpere ſich in ihm all der jahrtauſendelange, ſonſt ſtumm getragene Jammer, den Natur und Menſch in dem bei aller Lichtfülle ſo düſteren Lande Indien zu erdulden haben, und verſchaffe ſich eine Stimme der Anklage gegen den ehernen, mitleidsloſen Himmel über ihnen. —

Am folgenden Tage war ich früh heraus. Das Gaſthaus liegt noch außerhalb der Stadt, etwa anderthalb Kilometer von ihrem nächſten Tor entfernt. Eine Menge ärmlicher brauner Geſtalten, meiſt Frauen und Kinder, kleine flache Körbchen auf dem Kopfe und wenig mehr als ein zerriſſenes Tuch um die Glieder gehüllt, eilten zu ihrer harten Feldarbeit.

Bald belebte ſich die Straße, auf der ich fuhr, reicher und reicher; ſie füllte ſich auch mit beſſer gekleideten Leuten und Wagen aller Art; ich näherte mich dem Stadttor. Schon lange war zur Linken in einiger Entfernung ein mäßig hoher, zierlich mit Zinnen verſehener Wall über dem ſtaubbedeckten Grün von Gärten ſichtbar geworden, die Stadtmauer von Jaipur. Endlich öffnete ſich in einem kaſtellartigen Vorbau der Eingang, durch den man nicht geradeaus, ſondern, wie bei mittelalterlichen Befeſtigungen Europas auch, in rechtem Winkel in die Stadt hineingelangt. Man quert zunächſt einen großen, mit Befeſtigungen umgebenen Vorhof und dann erſt das eigentliche Tor der Stadt.

Die Wälle, die dieſen Vorhof umgeben, ſind roſenrot angeſtrichen, und in dem Rot ſind in weißer Farbe allerlei zierliche Arabesken ausgeſpart, Formen von Blättern und Blüten, Elefantenfiguren oder auch nur dekorative Liniengebilde. Rechts und links vom Toreingang prangen auf der Wand zwei rieſige buntgemalte Männer, ſchnauz- und backenbärtige Krieger mit großem Turban, grimmem Blick und nußknackerartiger Steifheit.

Jetzt rollen wir durch das innere Tor, und nun tut ſich eines der merkwürdigſten Städtebilder auf, das es auf dieſem Planeten gibt.

Bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war die Hauptſtadt des Staates Jaipur die Stadt Amber, deren Ruinen noch heute, von einem der ſchönſten Schlöſſer Indiens maleriſch überragt, einige Meilen nordwärts von hier zwiſchen den Bergen liegen. In einer echt orientaliſchen Laune, wie es heißt weil er einen Traum von übler Vorbedeutung gehabt, beſchloß der damalige Maharadſcha Siwai Jai Singh eines Tages, dieſe Reſidenz zu verlegen. Sein allmächtiger Wille zwang die ganze Einwohnerſchaft, nicht nur ihre bisherigen Häuſer im Stich zu laſſen, ſondern auch die neue Stadt, die er ihnen anwies, ganz nach ſeinem Wunſche aufzubauen. Sie iſt nach einem regelmäßigen Grundriß angelegt; ſehr breite, ſchnurgerade Hauptſtraßen durchziehen ſie rechtwinklig von einem Tor zum andern, und wo ſie ſich ſchneiden, findet ſich immer ein großer freier Platz. Die Häuſer der Straßenzüge ſind ebenfalls nach einheitlicher Formel errichtet, meiſt zweiſtöckig, dicht aneinanderſchließend und alle in dem gleichen ſarazeniſchen Stil erbaut, mit hufeiſenbogigen Fenſtern und zierlichem Gitterwerk. Vor allem aber ſind ſie alleſamt roſenrot angeſtrichen, oder man kann auch ſagen, mit einem blaſſen Himbeerrot, das der ganzen Stadt den Ausdruck gibt, als ſei ſie mit Limonade übergoſſen. Weiße Verzierungen ſind überall in der blaßroten Farbe ausgeſpart. Hier und da unterbricht wohl ein etwas reicherer, zuweilen ſogar ein ſehr phantaſtiſcher Bau mit vielen Fenſtern und Erkern die Gleichmäßigkeit der Straßenzeilen, aber auch er zeigt denſelben Bauſtil und iſt ganz ebenſo rot angemalt. Da die Farben oft erneuert werden müſſen, ſo ſind ſie faſt überall friſch. Wenn ein Kind ſich eine Stadt von Kuchen mit roſenrotem Zuckerguß und weißen Verzierungen darauf vorſtellen will, dann kann ſie ganz ſo ausſehen wie Jaipur.

Vielleicht war es die Abſicht des Fürſten, durch dieſe vergnügte Farbe ſeinem Volk vor Augen zu führen, daß das ganze Leben unter der Regierung eines ſolchen Fürſten roſenrot ſei. Und wirklich, der erſte Eindruck des Innern iſt ſo. Für den Reiſenden, der die Stadt zum erſten Male betritt, bietet Jaipur ein Bild des heiterſten, ſonnigſten und roſigſten Lebens, das ſich denken läßt. Zu beiden Seiten des gut

gepflasterten Mittelweges der Straße ziehen sich die Häuser entlang breite, durch einen fortlaufenden Bordstein abgesonderte Streifen, die tennenartig geglättet und abgeteilt sind. Das sind die offenen Verkaufsplätze der Basare. Große Haufen von Korn, von Gemüsen, von Früchten aller Art sind auf ihnen aufgeschichtet, und eine kaufende Menge drängt sich feilschend darum. In leuchtende Farben sind die braunen Gestalten der Bewohner gekleidet, die nach indischer Gewohnheit sich regellos über den Straßendamm verteilen, so daß es in belebten Straßen immer wie ein Volksauflauf aussieht. Zahlreiche Wagen rollen mit lebensgefährlicher Geschwindigkeit dazwischen hindurch. Die Kutscher schreien die nicht rasch genug Ausweichenden an, Ausrufer preisen ihre Waren; hier folgt uns eine Schar Backschisch heischender Kinder, dort tönt das Quäken eines einheimischen Musikinstrumentes. Ein wimmelndes Leben überall, an dem hier fast noch mehr als sonst in Indien die Tiere ihren Anteil haben. Frei trotten die heilig gehaltenen Kühe allenthalben durch die Straßen und mischen sich in das dichteste Gewühl der Menschen. An gewissen Stellen schütten ihnen reiche Bürger Futter hin, ein der Gottheit wohlgefälliges Werk; da drängen sie sich dann in Haufen auf dem Fahrdamm und weichen nur langsam unserm Wagen, beziehungsweise unserm vorauseilenden buntgekleideten Läufer aus. Auf den Zinnen der Dächer sieht man possierliche Affen herumturnen, und reizende grüne Papageien flattern dort hin und her. Wo die großen Hauptplätze sich ausdehnen, haben seit alter Zeit die Tauben ihre Futterplätze und zierlich in Stein gehauenen Tränkstätten; sie sitzen dort und picken in zu Hunderten und Tausenden zählenden Scharen. Wenn wir vorüberkommen, scheucht sie wohl ein auf unsern Backschisch rechnender Eingeborener auf, und wie eine blaugrüne Wolke erfüllen sie flügelrauschend den Platz.

Jetzt tönt ein fernes rhythmisches Klingen von hellen Glocken. Über den Häuptern des niedrigen Gewühls der Straße werden in der Ferne riesige Gestalten sichtbar, wie wandelnde Berge. Das sind die Elefanten des Maharadscha. Langsam kommen sie heran, mit dem ernsthaft würdevollen Schritt dieser herrlichen Tiere. Sie tragen

buntgesticktes Sattelzeug, von dem lange Glocken an Riemen frei herabhängen und unter ihrem Bauche hin und her schwingen. Aber auch ihr Körper ist in bunten Farben bemalt, gelb und rot und blau in sonderbaren Arabesken; und die breiten Ohren schüttelnd, schreiten sie langsam an uns vorüber.

All das bunte Gewühl dieser rosenroten Stadt ist aber im letzten Grunde nur gedacht als der glanzvolle Rahmen für die Herrlichkeit des Fürsten. Inmitten der Stadt selbst liegt sein Palast. Nicht ein einzelnes mächtig aufragendes Gebäude, sondern eine ungeheure Sammlung von Häusern und Höfen, von denen man von außen nichts gewahrt, als daß mitten in die Zeile der Bürgerwohnungen sich da und dort ein Gebäude einschiebt, dessen Grundfarbe nicht rot, sondern gelb ist. Gelb ist die Sonnenfarbe, die dem Fürsten allein vorbehalten ist für seine Bauten, und diese gelben Gebäude sind die Toreingänge seines hinter den Straßenzeilen verborgenen Palastes.

Durchschreiten wir eines, so ist das bürgerliche Gewühl der Stadt hinter uns versunken. Eine endlose, schwer zu entwirrende Folge von Baulichkeiten dehnt sich vor uns aus, die ganz dem Maharadscha und seinem Haushalt dienen. Da sind die Räume seines Marstalls, wo in kaum übersehbaren Fluchten und Ställen die vielen Hunderte seiner Rosse stehen. Ein anderer Hof birgt die Elefanten. Köstlich ziselierte, wie Gold glänzende Messingtore, die sich nur für den Fürsten selbst öffnen — der Fremdling wird durch eine Nebentür geleitet — schließen einen der inneren Höfe, wo große offene buntgemalte Hallen mit Spiegeln, Sesseln und schweren Sonnenvorhängen für die Audienzen und Empfänge verschiedener Art erbaut sind. Zu dem Wunderlichsten, was man auf der Erde sehen kann, gehört ein großer Hof, das Observatorium genannt, wo derselbe Vorfahr des gegenwärtigen Fürsten, der die Stadt Jaipur gebaut hat und der zugleich die Astronomie zu seiner Liebhaberei hatte, sich eine ganze Reihe der seltsamsten, für den Laien meist durchaus unverständlichen astronomischen Instrumente zur Bestimmung von Polhöhen, Sonnenzeiten, Sternörtern und dergleichen hat bauen lassen. Man hat zunächst den Eindruck eines umgekehrten Kinderspielzeugs. Wie

ein spielendes Kind sich so etwas im Miniaturformat herstellen würde, so ließ sich, scheint es, der Sultan dies in einem phantastischen Riesenmaß und aufs kostbarste in schwerem Mauerwerk und Marmor ausführen. Da ist zum Beispiel eine gigantische Sonnenuhr, deren Zeiger ein aufrechtstehendes Mauerdreieck von 27 Meter Höhe ist. Der Schatten der Sonne wandert den Tag über auf einem riesigen, aufrechtstehenden Mauerhalbkreis von solcher Größe entlang, daß er stündlich etwa 4 Meter zurücklegt, so daß der fürstliche Astronom das Vergnügen hatte, ihn mit bloßem Auge bequem fortrücken zu sehen. Die in den Erdboden eingelassenen Marmorschalen, auf deren eingeritztem Gradnetz man die Positionswinkel der Sonne und des Mondes durch einen daraufgeworfenen Schatten ablieſt, haben Durchmesser von mehreren Metern. Es handelt sich aber doch bei der Wahl dieser Riesenmaße nicht ganz um eine Spielerei; Fachleute haben mir gesagt, daß die Größe dieser Instrumente manche astronomische Beobachtung ermöglicht haben werde, die der Stand der damaligen Herstellung optischer Instrumente, zumal in Indien, noch nicht gestattet hätte.

Jai Singh war so begeistert von seinen astronomischen Schöpfungen, daß er auch verschiedenen seiner fürstlichen Nachbarn die Einrichtung solcher Observatorien zum Geschenk machte. Es gibt ihrer noch vier andere, von ihm geschaffen: in Delhi, Muttra, Ujjain und Benares.

Den Mittelpunkt des ganzen Palastes bilden mächtige, dichtwipflige Gärten, in deren Innerm man einsam wie im Walde ist. Nur die zinnengekrönten Höhen des alten, auf einem steilen Berge vor der Stadt gelegenen „Tigerforts" schauen über die Wipfel herein. Große bunte Pfauen schreiten neben uns her durch das Gebüsch.

Kostspielige, weitläufige Wasserwerke und Hunderte von Springbrunnen, die zu besonderen Festzeiten spielen, nehmen die inneren Teile des Gartens ein. Als Hintergrund ihrer Schauanlage baut sich das Allerheiligste dieser ganzen Schloßanlage vor uns auf, der eigentliche Wohnpalast und zugleich die „Zenana" oder der Harem der Frauen des Sultans; ein hohes neunstöckiges Bauwerk mit luftigen Galerien und graziösen Erkern. Es ist uns, als Frauenhaus, natürlich

beſonders unzugänglich; nur von fern kann das Auge dort, wo das untere Stockwerk in breiten Hallen ſich auf eine Marmorterraſſe öffnet, in die geheimnisvolle Purpurdämmerung koſtbarer Stoffe und ſeltſamer Geräte hineintauchen.

Verfolgen wir die Waſſerwerke bis zum entgegengeſetzten Ende des Gartens, ſo kommen wir zu einem großen algengrünen, ſchlammigen See, den hohe Mauern umfriedigen. Das iſt der Krokodilteich des Maharadſcha. Der uns begleitende Diener ſtößt einen dumpfen Ruf aus, und ſiehe, da bewegt ſich's in dem grünlichen Schlamm. Was wir etwa für alte Baumſtämme gehalten, ſchwimmt langſam heran zum Fuß der Treppe, auf der wir ſtehen, und ſchnappt, mit rieſigem, zähneſtarrendem Rachen klappend, nach den Biſſen rohen Fleiſches, die ihm zugeworfen werden.

Auch dieſer Krokodilteich iſt eine Schattierung, die wohl in das phantaſtiſche Gemälde dieſes indiſchen Fürſtenhofes paßt. Es heißt, daß zwiſchen ihm und dem prunkvollen Haremsgebäude gegenüber zuweilen recht unheimliche Beziehungen walten; ähnliche wie zwiſchen dem Serail des Großherrn von Stambul und dem Bosporus, in den zuweilen nächtlicherweile ein zugebundener Sack hineinplumpſen ſoll; und daß er ſomit weſentlich dazu beiträgt, die Tugend in jenen heiligen Hallen zu fördern, wo man die Rache ſehr wohl kennt.

Mindeſtens war das früher ſo, wie man bei ſolchen Geſchichten als vorſichtiger Mann hinzufügt.

22.

Mit dem Kronprinzen in Indien.

1910.

Der Zaubermantel ſoll uns hier einmal nicht über den Raum, ſondern nur über die Zeit hinwegtragen. Der Leſer möge mir nochmals nach der „roſenroten Stadt" folgen. Im Jahre 1906 hatte ich Jaipur als gewöhnlicher Reiſender beſucht und dabei natürlich nur das geſehen, was jeder ſehen kann. Um die Weihnachtszeit 1910 kam ich wiederum dorthin als Begleiter des deutſchen Kronprinzen auf ſeiner Indienreiſe im Winter 1910/11. Und das war doch etwas Neues! Das war die unerwartete, großartigſte Erfüllung eines ſeinerzeit heimlich, aber doch nur als ein müßiges Spiel der Vorſtellung, gehegten Wunſches, die Herrlichkeiten eines indiſchen Fürſtenhofes nicht nur als Außenſtehender von fern und in ſchwachem Abglanz zu betrachten, ſondern ſie einmal als Zugehöriger in voller altertümlicher Pracht vor mir lebendig werden zu ſehen.

Dazu gab die Fahrt des Erben der deutſchen Kaiſerkrone die beſte Veranlaſſung. Der Kronprinz reiſte, als Gaſt und Verwandter des Königs von England, der ja zugleich Kaiſer von Indien iſt, und die einheimiſchen Vaſallenfürſten Indiens wetteiferten miteinander, ihn mit den reichſten und feſtlichſten Formen ihrer alten höfiſchen Sitte zu empfangen.

Jaipur iſt einer der Eingeborenenſtaaten der Landſchaft Radſchputana, dem romantiſchen Lande Indiens. Hier lebt das kriegeriſche Volk der Radſchputen, reinblütige Arier nach ihrer eigenen Auffaſſung, die ſich von der uralten Kriegerkaſte der Kſchattriyas herleiten; ſtolz

schreitende hochgewachsene Gestalten mit kühnen Zügen und malerischen Gewändern, den gescheitelten Vollbart so gebürstet, daß er auf beiden Backen nicht nur seitwärts, sondern sogar nach aufwärts strebt. Ihre Fürstengeschlechter rühmen sich, die ältesten Dynastien der Erde zu sein; einige von ihnen verfolgen in zusammenhängenden Genealogien ihre Geschlechterfolge weit in sagenhafte Jahrtausende vor Christi Geburt zurück, und mit anscheinend wirklichem historischen Recht, wie der Maharana von Udaipur, wenigstens bis in die ersten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Die Kulturzustände, in denen sie und ihre Völker heute leben, haben überraschende Ähnlichkeit mit unserm feudalistischen und ritterlichen Mittelalter. Unter den radschputischen Fürsten ist der mächtigste, der mit dem reichsten und lebensvollsten Besitz, der Maharadscha von Jaipur, der sein Geschlecht von einem Sohne Ramas, dem mythischen Helden des Nationalepos Ramayana, herleitet.

Der Luxuszug des Vizekönigs von Indien, das wandernde Heim des Kronprinzen und seines Gefolges auf der Indienreise, rollte von Baroda aus nordnordöstlich über Ratlam und Kotah auf einer vor wenigen Wochen erst eröffneten Bahnlinie mitten durch das ursprünglichste Radschputana. Schon der flüchtige Anblick der Gegend gab das Gefühl seltsamer Entlegenheit in Raum und Zeit. Fremdartig wild erschien die Landschaft; meist endlose Steppe mit Dorngestrüpp oder hohem Büschelgras, durch das nachts der Tiger schleicht. Spärlich verstreut nur waren die, von oasenartigen Ackerfluren wie von einzelnen grünen Teppichen umgebenen, Stationen. Buntgekleidete, farbig beturbante Radschputen, alle den krummen Säbel zur Seite, erwarteten an ihnen neugierig die Vorüberfahrt des Zuges. Hier und dort erhoben sich schroffe Inselberge über der Ebene und trugen gewaltiges Gemäuer, Zinnenwälle mit schweren Rundtürmen und schimmernden Schlössern: die Burgen der Thakure, der Vasallenbarone, die in Lehnsabhängigkeit zum Fürsten stehen. Auch sie haben ihre uralten Ahnenstammbäume und stolzen Familiengeschichten. In früheren kriegerischen Zeitläuften bildeten sie mit ihren Untervasallen und Bannerleuten ganz wie die

Lehnsträger unſeres Mittelalters den Heerbann ihres Fürſten und wetteiferten miteinander in der ritterlichen Kampftreue gegen den Lehnsherrn. Jetzt, wo Englands Walten in Indien die nachbarlichen Fehden unmöglich macht, helfen ſie bei feſtlichen Gelegenheiten, wie dieſe hier, den vornehmen Prunk am Hof zu mehren.

Feſtlich war der kleine, hübſche Bahnhof der wie das Land heißenden Hauptſtadt Jaipur mit Girlanden und Flaggen geſchmückt. Blauweiß-rot mußte dabei, wie vorher auch ſchon in Haiderabad, die Stelle des augenſcheinlich nicht zu beſchaffenden Schwarz-weiß-rot vertreten. Ein viel ſchönerer Schmuck aber waren auf dem ſonnenlichtübergoſſenen, mit koſtbaren alten Teppichen bedeckten Bahnſteig die maleriſchen Geſtalten der Thakure in langen, goldſtrotzenden, von Juwelen blitzenden Gewändern, leuchtend gefärbte Turbane auf den Häuptern und krumme Schwerter von wunderbarer Arbeit zur Seite. Unter ihnen der Maharadſcha ſelbſt, ſofort als Fürſt und Herr erkennbar. Eine wirklich prachtvolle Erſcheinung; groß, etwas ſtark, von vornehmer Haltung, mit leicht gebogener Naſe, mächtigen buſchigen Brauen über den feuriglebensvollen Augen und einem langen wallenden, lockigen, leicht ergrauten Bart. Er trug einen Turban in Orange mit Gold, ein ſchwarzſamtnes Gewand mit wundervollen Goldſtickereien und Ohrringe, Halsketten und andern Schmuck, Perlen und Edelſteine von augenſcheinlich unermeßlichem Wert. Ein ganz andrer Mann war er, als der kleine ſchüchterne, in ſeiner Wortkargheit faſt blöde erſcheinende Niſam von Haiderabad, von deſſen Reſidenz wir eben kamen; voll von Leben und Bewegung, eifrig in der Rede, voll Humor und Wohlwollen, die um Augen und Mund ſpielten, und doch ſtets von einer prachtvollen natürlichen Würde.

Nachdem die übliche Begrüßung und Vorſtellung ſtattgefunden hatte, fuhren wir zu dem weit vor den Toren Jaipurs gelegenen Sitz des engliſchen politiſchen Agenten, der dem Maharadſcha wie jedem indiſchen Fürſten beigegeben iſt, und wo wir wohnten. Zu beiden Seiten der Feſtſtraße ſtanden, mit prächtigen Decken behangen, die rieſigen Elefanten des Maharadſcha; weiterhin ſeine Kamelartillerie.

Die Tiere trugen lange Geschützrohre altertümlicher Form auf ihren Sätteln oder zogen sie auf schwerfälligen Holzlafetten hinter sich her. Die Geschütze waren allen möglichen Kalibers; kaum eins glich dem andern, einige waren klein wie Kinderspielzeug. Dann kamen Reiter mit Lanzen, Eisenhelmen und Kettenpanzern, wie aus alten Ritterbildern herabgestiegen. Endlich Fußvolk in den wunderlichsten Formen und Farben und mit Waffen der abenteuerlichsten Art. Ganz sonderbar sahen die Naga-Truppen des Maharadscha aus; berufsmäßige Soldaten aus einer besonderen religiösen Sekte, die fast nackt waren, nur mit enganschließenden Jacken und Hüftschurz bekleidet. Sie führten merkwürdige Schwerter, ganz dünn und lang, die, statt in eine Querstange oder einen Griffkorb, in eine Art eisernen Handschuhs ausliefen. Mit wunderlichen Tanzsprüngen eilten sie, als wir vorüberkamen, eine Weile vor dem Wagen des Kronprinzen, ihre Schwerter schwingend, einher. An einem der späteren Abende haben uns diese Naga phantastische, an die Grenze des Grauens streifende Schwertertänze vorgeführt, unter wildem Umherschwingen brennender Fackeln und schauerlichem, aufreizendem Getute auf riesenlangen Bronzeposaunen. Den Nagas folgten in der Einzugsstraße andere Truppen, berittene und unberittene. Ihre Pferde waren meist ziemlich jämmerlich, die Uniformen ganz regellos und für unsere Begriffe vorvorsintflutlich nachlässig; nur ein prächtig gezäumtes und gesatteltes Pferd von edler Erscheinung, arabischen Schlages, pflegte in jeder Gruppe zu sein. Diese das Spalier schließenden Truppen waren die Gefolgschaften der einzelnen Thakure, zu der Einzugsfeier entsandt, und das schöne Pferd dazwischen jedesmal das Leibroß des betreffenden Barons.

Endlich erreichten wir das Anwesen des englischen Vertreters, einen von sehr hübschen Gärten umgebenen reizenden Wohnsitz orientalischer Bauart, aber europäischer Einrichtung; ursprünglich das Palais einer einheimischen Prinzessin. Unmittelbar nachdem hier die Begrüßung durch die englischen Damen des Hauses stattgefunden hatte, traf der Maharadscha in einer goldüberdachten, wie eine Arche geräumigen Kutsche ein, um dem hohen Gast seinen Besuch zu machen. In

sehr merkwürdigen Formen vollzog sich diese Zeremonie. Zwei reichvergoldete Thronsessel, die er selbst vorausgesendet, waren vom Hof auf die Terrasse vor dem Hause geschafft worden; auf ihnen nahmen unter einem Baldachin der Kronprinz und der Maharadscha Platz. Zur Seite auf einfachen Sitzen das europäische und jaipurische Gefolge. Während Prinz und Fürst durch einen Dolmetscher Begrüßungsworte miteinander tauschten, kamen etwa zwanzig glänzend bunt gekleidete Nautschmädchen, Tänzerinnen des Maharadscha, die er eigens dazu mitgebracht hatte, die Treppe herauf und begannen im Sonnenschein vor dem Baldachin sich zu drehen und durcheinander zu bewegen und hierbei indische Lieder zu singen, die allerlei Heil- und Glückwunschformeln enthielten. Unter den Klängen dieser Musik hängte der Kronprinz dem Maharadscha eine von den Engländern bereitgehaltene Blumenkette um den Hals; Sir Harald Stuart, unser vom englischen König bestellter Führer durch Indien, tat dasselbe mit den Großen des Maharadscha. Dann verabschiedeten sich diese wieder und fuhren von dannen.

Unmittelbar darauf erfolgte der Gegenbesuch des Kronprinzen und seines Gefolges im Palast des Maharadscha in der Mitte der Stadt.

Es gibt keine eigenartigere Stadt in ganz Indien als diese. Im vorhergehenden Aufsatz habe ich erzählt, wie der Maharadscha Jai Singh — einer der merkwürdigsten Monarchen Indiens, der von 1699—1743 regierte und gleich ausgezeichnet war als Feldherr, Politiker, Gesetzgeber und Gelehrter — sie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an Stelle der bisherigen Hauptstadt seines Geschlechts, Amber, erbaut hat, mit der ganzen sultanischen Macht eines orientalischen Autokraten, der den sämtlichen Bewohnern befehlen konnte, ihre bisherigen Wohnsitze zu verlassen und sich neue nach seinem Geschmack zu bauen; aber mit einem erstaunlich großzügigen, seiner Zeit und den Gewohnheiten seines Landes vorauseilenden Geiste. So regelmäßig die Stadt angelegt ist, im Innern durch schnurgerade, gewaltig breite, rechtwinklig sich schneidende Hauptstraßen, ähnlich einer amerikanischen Neugründung, in viereckige Quartiere geteilt, so sieht das

doch nicht etwa langweilig aus, ſondern im Gegenteil, es gibt das lebendigſte, heiterſte Bild, das man ſich denken kann, weil das ſtrahlende indiſche Sonnenlicht voll hineindringt und ſie ganz mit Leuchten ſättigt, weil in den breiten, geſunden, luftigen Gaſſen ſich ein überaus reiches Volksleben frei entfalten kann, vom Auge auf weite Fernen hinaus mit einem Male umfaßt, und weil, wie man ſich erinnert, dieſe ganze Stadt auf Befehl des Fürſten roſenrot angeſtrichen iſt. Vollends war heute das Bild märchenbunt, da ſich die Bevölkerung längs des Weges in dichten, farbigen Maſſen ſtaute, um den fremden Kaiſerſohn vom fernen Weſten zu ſehen.

Wir betraten durch das prächtige Tripolia-Tor den erſten Hof des Palaſtes; dann durch ein zweites Tor einen folgenden; endlich kamen wir zu einem dritten, noch reicheren innerſten Tor; dem mit den herrlichen, ſilberbeſchlagenen Bronzetüren, die ſich nur für den Fürſten ſelbſt und ſeine Gäſte öffnen. Hier empfing uns der Maharadſcha, und in der alten Empfangshalle in indoſarazeniſchem Stil erfolgte nun eine ganz ähnliche Begrüßungsſzene wie in der Reſidenz, nur daß wir keine Tänzerinnen mitgebracht hatten; jetzt wurden aber umgekehrt uns von dem Maharadſcha und den Großen ſeines Hofes Blumenketten umgehängt, und außerdem erhielten wir jeder mit goldenem Löffel aus ſilberner Schale ein paar Tropfen koſtbaren Roſenöls ins Taſchentuch geträufelt.

Wunderbare Feſte und merkwürdige Schauſtellungen haben wir im Lauf der nächſten Tage in dieſem Palaſt mit ſeiner phantaſtiſchen Architektur, mit ſeinen endloſen Hallen, Höfen und Gärten erlebt! In demſelben großen Audienzſaal, wo der Empfang ſtattgefunden hatte, gab der Maharadſcha ein großartiges Feſtmahl — bei dem er freilich als rechtgläubiger Hindu nicht ſelbſt mitſpeiſte; er erſchien erſt, als die Früchte aufgetragen waren. Es war ein ebenſo glanzvoller, wie überraſchender Eindruck, die Fülle der in Rot und Gold ſchimmernden Uniformen, die modernen Toiletten und weißen Schultern der Damen der britiſchen Verwaltung, die mit altem Silber und weſtländiſchem Porzellan bedeckte europäiſche Tafel in dieſer im

Stil der Großmoguln von Agra und Delhi gehaltenen Säulenhalle zu sehen, mit ihrer buntgemalten Decke und den gezackten Hufeisenbogen. Schwere rote Zeltdächer hingen wallend zwischen den Pfeilern herab und schlossen den von rötlichem Licht aus altertümlichen Kristallkronen überfluteten Raum vornehm gegen außen ab.

Selbst jenes Allerheiligste des Palastes, der in der Mitte der inneren Gärten gelegene neunstöckige Bau des Tschandra Mahal, der eigentliche Wohnpalast des Fürsten und Sitz seines Harems, öffnete sich uns. Wir erlebten in seinem Innersten, in dem großen, mit polierten Steinplatten belegten Innenhofe, eine Aufführung der gesamten Schar der Tänzerinnen und Sängerinnen des Maharadscha, die in wirklich sinnberauschenden, wundervollen Gewändern und unter Vortrag seltsam erregender Gesänge sich in pantomimischen Szenen und symbolischen Tänzen auf und nieder bewegten, während oben der sternklare indische Nachthimmel über uns hing und hinter den Gitterfenstern der Palastwände ringsum, unsichtbar für uns, doch gefühlt, die neugierigen Augen der Frauen der fürstlichen Zenana auf uns herniederblickten.

Auch eine prunkvolle nächtliche Erleuchtung der Gärten sahen wir von einer Terrasse des Wohnpalastes mit an, bei der das Sprühen zahlloser Raketen und Sonnenräder sich mit den Garben der Wasserkünste mischte. Mir fiel dabei die außerordentliche Schönheit der Teppiche auf, die den Boden der Terrasse bedeckten und auf die achtlos die Asche unserer Zigaretten fiel. „Kein Wunder, daß Ihnen diese Teppiche gefallen," sagten mir die Engländer; „sie sind eine Berühmtheit der fürstlichen Schatzkammer. Ein Vorfahr des Maharadscha brachte sie schon vor 2—300 Jahren als Siegesbeute von einem Zuge aus Persien mit." Der Leser mag daraus entnehmen, welch einen unschätzbaren Wert diese Stücke haben mußten, die nicht nur nachweislich echt und alt, sondern schon damals eine besondere Kostbarkeit gewesen waren. Und dabei schimmerten ihre Farben, insbesondere ein tiefes, wundervolles Blau ihres Grundes, in einer Kraft und Frische, als seien sie von gestern.

Einer der Höfe des Palastes birgt, wie im vorhergehenden Aufsatz geschildert, das astronomische Observatorium des Gründers von Jaipur, jene Sammlung von Instrumenten zur Beobachtung der Gestirne, die der fürstliche Gelehrte, da man Präzisionsinstrumente in heutiger Art noch nicht machen konnte, dafür in Riesenmaßen herstellen ließ. Der gegenwärtige Maharadscha hatte sie vor kurzem unter der Leitung eines europäischen Fachmannes mit großen Mitteln in dem ursprünglichen kostbaren Material von Metall und Stein wieder herstellen lassen. Tafeln gaben jetzt überall ihre verschiedene Bedeutung an. Sie wurden uns überdies an einem bestimmten Tage unter fachmännischer Führung eingehend erklärt, und es wurde dabei bestätigt, daß Jai Singh mit diesen Instrumenten seinerzeit in der Tat Beobachtungen von überraschender Genauigkeit ausgeführt hat.

Ein anderes Mal unterhielt uns der Maharadscha mit Sportspielen auf dem größten der Palasthöfe; einem Platz von riesiger Ausdehnung, der die Marställe enthielt und zugleich als Rennbahn und Arena diente. Ein hübscher Marmorpavillon mit schattigen Sitzen stand an einem Ende, und hier zeigte der Fürst dem Kronprinzen die Schönheit und die Künste seiner edlen Rosse — arabischen Blutes, wie alles bessere Pferdematerial der einheimischen Großen. Köstlich gezäumte und mit Samt und Gold behängte Tiere, die nach der Musik tanzten, die sich malerisch bäumten, Hochsprünge ausführten, sich totstellten oder unter verwegenen Reitern ihren wildesten Galopp über Flachbahn und Hindernisse vorführten.

Doch nicht nur Reiterspiele sahen wir hier, sondern auch Tierkämpfe völlig altorientalischer Art: Büffel, die mit den Stirnen aufeinander losgingen und mit dumpfem Krach den Schwächeren in den Staub warfen; Widder und Antilopen, die mit den Hörnern, große, gefährliche Wildschweine, die mit den Hauern sich bekämpften, sportlich gezüchtete, hagere Streithähne, die die, an allen Fürstenhöfen des Ostens beliebten, Hahnenkämpfe aufführten. Den Schluß der Vorstellungen machten abgerichtete kleine Vögel: grüne Papageien, die auf der marmornen Plattform vor unsern Füßen wie Akrobaten mit Kugelstangen im Schnabel kunstvoll arbeiteten, drollig durch Reifen

krochen, die sie selber einander hielten, u. a. m. Ein ganz kleiner Vogel lud zuletzt regelrecht eine für ihn riesengroße Kanone, richtete sie und schoß sie durch Abzug mit ungeheuerm Knall los. Mit einem Wort, wir sahen ganz genau dieselben Dinge, mit denen sich nach den uns überlieferten alten Berichten auch der große Mogul vor dreihundert Jahren am Hofe von Agra und Delhi zu belustigen pflegte. Lächelnd und würdevoll saß der Maharadscha dabei zwischen uns in prachtvollem, dunkelsamtnem Gewande, eine lebende Verkörperung jener alten Zeiten, die man sonst längst versunken glaubt.

Auch die Jagd, in ihren fürstlichsten Formen, gehörte, wie in Haiderabad, zum Programm. Hier, in den Dschungeln der Radschputana, schoß der Kronprinz seinen ersten Königstiger.

An einem der unvergeßlichen Tage fuhren wir auch hinaus nach der Stätte der alten, im achtzehnten Jahrhundert aufgegebenen Hauptstadt Amber, deren Wohnhäuser, Tempel, Paläste und Gärten, menschenleer, langsam zerfallend und überwuchert von tropischem Rankengewächs, einige Meilen von Jaipur zwischen rauhen Bergen liegen wie ein leibhaftiges Dornröschenmärchen. An die große Mauer Chinas erinnernd, ziehen die Wälle der Stadt kühn und seltsam über die steilen Bergflanken dahin; alte mächtige Forts krönen die Höhen, und in der Tiefe zwischen künstlichen Stauseen liegen reizende verwilderte Garteninseln mit schönen Pavillons, durch deren gezackte Bogen die wundersamen Bilder der Landschaft in ausgesucht künstlerischem Reiz eingerahmt erscheinen. Inmitten all dieser Herrlichkeiten ragt der alte, heute unbewohnte Palast von Amber auf halber Bergeshöhe empor, in seinem Aufbau eines der romantischsten aller Schlösser Indiens, eine wunderbare Vereinigung von trotzigem Kastell und entzückend graziösem Palast. Auf gewaltigen massiven Unterbauten mit unersteigbaren Wänden erhebt sich ein Doppelgeschoß reizvollster und kostbarster Gemächer mit üppigem sarazenischen Arabeskenzierat, mit kühlen Marmorfußböden, wundervoll durchbrochenen Steingitterfenstern, verschwiegenen Bädern, luftigen Erkern hoch über der Tiefe und schimmernden Dachgalerien, wo man wie ein Vogel in der lichten Luft schwebt.

Der Kronprinz konnte ſich nicht genugtun in Ausdrücken ſeines Entzückens über dies wunderbare Ganze, ſowie ſeines Bedauerns, daß dies alles nicht mehr lebendig ſei. Und doch brauchte gerade für uns, die wir den Hof des heutigen Jaipur kennen gelernt hatten, die Phantaſie eigentlich nur noch einen kleinen Schritt zu tun, um ſich die ehemaligen Tage fürſtlichen Glanzes auch hier wieder zurückzurufen.

Stolzblickende berittene Garden in alteinheimiſcher Tracht hatten unſere Wagen nach Amber geleitet; rotſchimmernde Diener, goldbeturbante Vornehme des Hofes, reichgezäumte arabiſche Roſſe erfüllten die Höfe wie ehedem, und als wir endlich auf dem Rücken mächtiger, buntbehangener Elefanten feierlich den Felſenpfad vom Schloſſe wieder hinabritten, bot unſere Geſellſchaft ſelbſt ein Bild, das nicht weſentlich verſchieden geweſen ſein kann von den Tagen des Glanzes von Amber.

23.

Die Drachenbucht in Tongking.

1907.

Wenn man ſich zur See der Mündung des Fluſſes von Haiphong nähert und auf der Höhe der Norweg-Inſeln über die Waſſer des Golfs von Tongking nach Nordweſten ſchaut, ſo begrenzt in noch dämmeriger Ferne eine dunkle, niedrige Felſenküſte von merkwürdigen Formen den Horizont. Sie ſcheint ſehr ſteil zu ſein und von einem wirren Haufwerk von dichtgedrängten Zacken, Spitzen, Blöcken und Türmen gebildet zu werden, die ziemlich gleichmäßig hoch ſind.

Nimmt man eine der franzöſiſchen oder engliſchen Seekarten dieſer Gegend zur Hand — die engliſchen ſehen infolge ihrer kräftigeren Zeichnung wie die beſſern aus, ſind aber von den franzöſiſchen abgeleitet —, ſo ſieht man, daß hier ein Streifen dichtgedrängter Eilande, beſtehend aus der großen Inſel Cacba und einer nach Nordoſten ſich an ſie anſchließenden Reihe kleinerer Inſeln, entlang zieht, der die Küſte Tongkings bis zur chineſiſchen Grenze begleitet. Zwiſchen ihm und dem Feſtlande und um ihn herum iſt überdies eine geradezu unglaubliche Maſſe allerkleinſter Inſelchen und Klippen ausgeſät, ähnlich wie die Schären der finniſchen oder ſchwediſchen Küſte. Hier bilden ſie lange Schnüre, wie Körner, die der kühne Handwurf eines Sämanns über den Acker geſtreut hat, dort ein regelloſes Labyrinth, zwiſchen das ſich gewundene Kanäle hindurchſchlängeln; an dieſer Stelle drängen ſie ſich in dichten Haufen, wie die Sterne der Milchſtraße, aneinander, an jener umgeben ſie in Bogenlinien weite freie Waſſerflächen, aus deren Mitte da und dort nur vereinzelte Klippen emportauchen.

Eine der freieren, von Inſeln rings umſchränkten Waſſerflächen trägt auf der franzöſiſchen Seekarte die Bezeichnung Baie d'Along,

das heißt die „Drachenbucht"; ſo getauft nach dem Namen, den die chineſiſchen Seefahrer einem darin emporragenden phantaſtiſch geformten Inſelchen gegeben haben. Mehrere andere, ähnlich gebildete Waſſerflächen ſchließen ſich an ſie an; ſie iſt nur die am meiſten genannte, weil ſie Haiphong am nächſten liegt und darum am häufigſten beſucht wird. Eine benachbarte, ganz ebenſo geſtaltete Bucht heißt z. B. Baie de Faitsilong — ebenfalls nach einem chineſiſchen Inſelnamen, der „Eßſtäbchen" bedeutet. Dieſe, ſowie die Fülle noch anderer phantaſtiſcher Bezeichnungen, mit denen die einzelnen Eilande und Klippen auf der Seekarte benannt ſind, weiſen uns darauf hin, daß wir es hier mit höchſt abſonderlichen Gebilden zu tun haben müſſen. Da gibt es die Inſel der Wunder (Ile des merveilles) und die Inſel der Überraſchung (Ile de la surprise); andere Eilande oder Klippen heißen: die Marionetten, die Arche, der durchbohrte Fels, die Leiter, die phrygiſche Mütze, die Kröte, die Blattlaus, der Schleier, die Kerze, der Sampan, die Pickelhaube, der Elefant, der Pierrot, der Polichinell, das Tintenfaß uſw. Letzteres ſind meiſt Namen, die die franzöſiſchen Schiffsoffiziere den verſchiedenen Felsgebilden gegeben haben, als ſie in den achtziger Jahren dies dädaliſche Wirrſal vermaßen.

Einer liebenswürdigen perſönlichen Empfehlung an den Generalgouverneur von Indochina, Herrn Paul Beau, verdanke ich es, daß mir in Haiphong eine Schaluppe der Regierung für einen mehrtägigen Beſuch der Inſelwelt zur Verfügung geſtellt wurde; eine kleine, zierliche, hübſch eingerichtete Dampfjacht, geführt von einem anamitiſchen, aber franzöſiſch ſprechenden Kapitän, der aufs genaueſte mit der Gegend vertraut war.

In der Morgenfrühe brach ich von Haiphong auf. Mein Schiffchen durchmaß erſt in fünfſtündiger Fahrt das Geflecht der Deltakanäle. Dann gewannen wir das Meer und hielten auf die Inſel Cacba zu. Je näher wir ihr kamen, um ſo mächtiger und düſterer wuchs ſie empor, für das Auge von ihrer Umgebung untrennbar; die geſamten Felswände vor uns erſchienen wie ein einziger, ungeheurer, ſchwarzblauer Block. Schwere Wolkenmaſſen lagen geballt über ihrer Oberfläche; die höheren Teile verſchwanden in ihnen. Beim Näherkommen ſahen wir, daß dieſer Felswall ſich mit gegen 200 Fuß hohen Abſtürzen

faſt oder ganz ſenkrecht aus der See erhob. Auch jetzt noch erſchien er ſtarr geſchloſſen, ohne irgendeinen Durchlaß anzuzeigen; es war, als wollte unſer Schiffchen mit dem Kopf durch die Wand rennen. Erſt als wir ganz dicht heran waren, begann das Gebilde ſich zu gliedern; wie hohe Torpfeiler traten am Weſtende der Inſel Cacba die Felſen auseinander und gaben einigen engen fjordartigen Kanälen Raum. Wir tauchten hinein in eine der gewundenen Gaſſen, und alsbald ſchloſſen ſich hinter uns die Wände; auf ſtillem, dunkelm Waſſer glitten wir dahin zwiſchen hohen, ſchweigenden Mauern, die bald ſo dicht zuſammentraten, daß man glauben konnte, die Schaluppe müſſe ſie auf beiden Seiten ſtreifen, bald wieder rechts und links zurückwichen und keſſelförmige Buchten und Winkel oder felsumkränzte Weiher bildeten. Das Geſtein der Wände beſtand aus einem ſilbergrauen Kalk, deſſen regelmäßige, meiſt in ungefähr 45 Grad geneigte Schichtung klar, wie mit einem Meſſer abgeſchnitten, zutage trat. Manchmal ſtanden die Schichten auch faſt ſenkrecht und waren dann durch das von oben zwiſchen ihnen eindringende Regenwaſſer in wunderlicher Weiſe zerblättert und verwittert, ſo daß ſie ausſahen wie altes zuſammenſtürzendes Gemäuer. Wo es irgend möglich war, hatte niedriges tropiſches Buſchwerk, insbeſondere eine ſchmalblättrige Yukkaart, an dem Gefels ſich eingeniſtet. Der Fuß der Wände zeigte überall, wo er dem Meere entſtieg, eine vom Waſſer eingeſchliffene, äußerſt gleichmäßig verlaufende Hohlkehle. Ihre Oberkante wurde zur Flutzeit von dem Meer erreicht; dann war die Hohlkehle verſchwunden. Zur Ebbezeit lag die Kante 2—3 Meter über dem Waſſer, und die Felſen hatten dann die Form jener mittelalterlichen Hausfronten, bei denen das obere Stockwerk über das untere vorſpringt. Bei kleineren, freiſtehenden Gebilden ſah das oft höchſt ſonderbar aus; ſie erhoben ſich mit einem verdünnten Fuß wie auf einem Stiel über dem Meer. Die Tiefe der Hohlkehle war verſchieden; ſtellenweiſe dehnte ſie ſich weiter, als man ſchauen konnte, ins Innere. Oben waren die Felſen von der Verwitterung in der Art des Kalks zu wilden und äußerſt ſcharfen Scharren und Schratten zernagt, denen man von unten

ſchon anſah, daß eine Wanderung auf ihrer Oberfläche unmöglich ſein mußte.

Dies Ganze ſchien während des Durchfahrens von einem geheimnisvollen Leben erfüllt, denn unaufhörlich verſchoben und wandelten ſich die Formen und Ausblicke; keinen Augenblick bot ſich dasſelbe Bild, Spalten und Kanäle öffneten ſich mit grünlich dämmernden Hintergründen und ſchloſſen ſich wieder, ſchroffe Felſennaſen ſchoben ſich vor, oder wichen zurück, um neuen Gebilden Raum zu geben. Oftmals begegneten wir kleinen einheimiſchen, fremdartig ausſehenden Fiſcherbooten, die an den ſenkrechten Wänden rudernd entlang glitten, hinter den Ecken auftauchten oder wieder verſchwanden. Zeitweilig türmte ſich auf den Höhen der Wände eine wilde Felſenwelt übereinander, die in düſterem Gewölk verſchwand; zeitweilig bot ſich am Ende längerer Korridore, zwiſchen blauer und blauer werdenden Bergkuliſſen raſch vorübergleitend, eine Ausſicht aus dem Felslabyrinth auf weite, lichtblaue Waſſerflächen, aus denen ſich einzelne Klippen mit ſcharfgezeichneten Umriſſen erhoben. Das Befremdendſte war, daß nirgends herabgefallenes Blockgetrümmer den Fuß der ſenkrechten Wände umgab, wie man doch von der Arbeit uralter Verwitterung, wenn ſie dies Labyrinth geſchaffen, hätte erwarten müſſen; glatt und reinlich entſtiegen die Felſen überall dem Waſſerſpiegel wie die Mauern venezianiſcher Paläſte, ſo daß es ausſah, ols ſei dies ganze phantaſtiſche Gaſſengewirr in der gegenwärtigen Form mit einem Male fertig von der Natur ſo hingeſtellt worden. Auch hatte der Kapitän keinerlei Sorge vor unter Waſſer liegenden Klippen im Fahrwaſſer; ſolche gäbe es hier nicht, ſondern überall bilde ein weicher, gleichmäßiger Schlamm den Grund der meiſt nur wenige Meter tiefen Kanäle und Waſſerflächen. Wie das Meer die langen Hohlkehlen am Fuß der Felſen augenſcheinlich nur durch chemiſche Auflöſung des Kalkes eingeſchliffen hat, ſo ſcheint es auch alles hineinſtürzende Gefels reſtlos aufzulöſen.

Unſer Auge war noch weit entfernt davon, in dem dichtgedrängten Gewirr von Felſen und Kanälen die Grundzüge ihrer Anordnung zu erfaſſen, als ſie mit einem Male wieder auseinandertraten und wir

auf eine große, freie Wasserfläche hinausschwammen. Der äußere Inselgürtel, der sich an die Insel Cacba anschließt, war durchquert; vor uns lag die Baie d'Along. Ein blauer See von wunderbarer Schönheit, etwa 10 Kilometer breit, im Norden von den weichgeformten Bergen des Festlandes begrenzt, auf allen übrigen Seiten aber von endlosen Scharen von Inseln derselben Art eingeschlossen, wie wir sie soeben hinter uns gelassen. In der Lufttönung der Ferne schimmerten sie tiefblau und geheimnisvoll herüber. Sie zeigten, daß das Felsenlabyrinth, das wir soeben durchmessen hatten, nur ein ganz geringer Teil, ein bescheidener Anfang der Wunderwelt gewesen war, die sich hier ausbreitet.

Eine Welt der Naturwunder ist es wirklich. Den heutigen und noch zwei volle Tage durchkreuzte ich sie mit meiner Jacht nach verschiedenen Richtungen unter der kundigen und unermüdlichen Führung meines Kapitäns, legte an, wo er mir riet oder wo eine Seltsamkeit mich selbst dazu reizte, durchstöberte das Gefels der Inseln, erklomm auf merkwürdigsten Pfaden ihre Oberflächen, durchkroch ihre Höhlen oder ließ vom ruhig gleitenden Schiffe aus die wunderlichen Gebilde über den hellen Wassern an mir vorüberziehen. Und immer Neues und Überraschendes bot sich dar. Mit vollem Recht trägt die „Insel der Wunder" ihren Namen, denn sie birgt in ihrem Innern eine der großartigsten und schönsten Tropfsteinhöhlen, die ich je gesehen habe. Im Hintergrund eines kleinen halbrunden Felsenzirkels liegt der vom Gestrüpp überwachsene Eingang zu ihr, auf etwa einem Drittel der Höhe der Felswand über dem Wasserspiegel, von weitem kaum bemerkbar. Im Innern aber wölbt sich ein wunderbarer Dom von reinem, bläulich-weißem Gestein, dessen Decke von den riesigen, schlanken Tropfsteinsäulen getragen zu werden scheint. Das stille, bläuliche Licht, das wie eine kühle Flut alles umfließt, taucht ihn in einen märchenhaften Schimmer. Zauberisch wirkt dies Licht, wenn man aus den mehrere 100 Meter noch ins dunkle Berginnere sich fortsetzenden Klüften, die wir mit Fackeln bis zu ihrem Ende durchkletterten, wieder zurückkehrt. Im Innern der hohen, reinlichen und trockenen Höhle hat

der unberührte Tropfſtein, der in der Form von gefrorenen Kaskaden überall die Wände bedeckt oder wie Büſchel verſteinerten Frauenhaars herniederhängt, im Fackellicht ein wunderbar reines, von einem rötlichen Hauch getöntes Cremeweiß.

Mit gleichem Recht trägt ihren Namen auch die „Inſel der Überraſchung". Hier wölbt ſich hinter ganz ähnlich unſcheinbarem und mit Geſtrüpp verhülltem Eingang, den nur der Kundige findet, eine ebenſolche Höhle. Doch ſie öffnet ſich nicht mit einem Male dem Beſucher, ſondern er betritt erſt ein kleineres, verhältnismäßig unbedeutendes Vorgemach. Dann aber geht es durch einen dunkeln Spalt im Hintergrunde, ſo eng und niedrig, daß er kaum den Durchlaß gewährt. Plötzlich weitet er ſich wieder, und nun ſtehen wir in einem wahren Rieſengewölbe, das vielleicht nicht ganz ſo hoch wie die Eingangshalle der Grotte des merveilles, aber noch viel weiter geſpannt iſt. Ein einziger mächtiger Tropfſteinpfeiler von ungeheurer Dicke hilft hier heut das Gewölbe tragen. Es iſt von einer ſo kühnen Weite und Flachheit, daß man kaum verſteht, wie es ſich halten konnte, ehe jener Pfeiler gebildet war. Durch eine Öffnung flutet auch hier das Tageslicht hinein und erfüllt die Grotte mit dem magiſch bläulichen Glanz. Und auch hier ſetzt ſie ſich in Spalten ins Innere des Berges fort. Ich folgte einem ſolchen ins Dunkel, bis nach einiger Zeit ein ferner Lichtſchimmer einen zweiten Ausgang andeutete. Der Spalt führte ſchräg aufwärts. Auf äußerſt ſchwierigem, ſchlotartig engem Kletterpfade ging es empor. Endlich öffnete er ſich über meinem Haupte. Ich ſchwang mich hinaus und befand mich nun oben auf der Oberfläche der Inſel. Oder vielmehr ſah ich mich in einem trichterförmigen Felsringe, deſſen Boden von den meſſerſcharfen und ſtahlharten Kalkſchratten gebildet war, die ein Weiterklettern ausſchloſſen. Eine üppige Wildnis von Buſch- und Rankenwerk erfüllte den Keſſel, über ihm wölbte ſich die blaue Glocke des Himmels; eine fremdartige, totenſtille, wunderbare Weltenſamkeit.

Aber eine noch größere Überraſchung birgt dieſelbe Inſel. An einer andern Stelle ihrer vielgewundenen Ufer erſcheint die Hohlkehle

über dem Waſſerſpiegel, die auch hier wie überall die ſenkrechten Wände umſäumt, ſchon von weitem etwas geräumiger und dunkler als ſonſt. Näher kommend ſieht man, daß hier in der Höhe der Meeresfläche eine tiefere Höhle in den Fels hineingeht; und iſt man gerade davor, ſo gewahrt man mit Erſtaunen, daß ſie nach kurzer Strecke auf der andern Seite wieder zum Licht führt. Wir ſetzten unſer Beiboot aus und ruderten durch dieſe etwa 30—40 Meter lange Höhlung hindurch, deren Decke durchſchnittlich 5—6 Meter über dem Waſſerſpiegel lag. Sie führte in den wunderbarſten natürlichen Hafen, den die Phantaſie erſinnen könnte, in einen großen, mit Waſſer erfüllten Felſenzirkus von 150—200 Meter Durchmeſſer, den 80 bis 90 Meter hohe, ſenkrechte, bebuſchte Wände rings umgaben; es gibt keinen andern Eingang in dieſen im Innern der Inſel gelegenen See als die eine Öffnung, die zur Flutzeit faſt geſchloſſen ſein muß.

Geradezu unerſchöpflich iſt die Fülle der Formen jener kleinen und kleinſten Inſeln und Klippen, die auf den franzöſiſchen Seekarten ſo wunderliche Namen erhalten haben. Wirklich ragen ſie in den ſonderbarſten Geſtalten empor, an Türme, Säulen, Obelisken, Mützen, allerhand Tiere und Fabelgebilde erinnernd. Hier ſind ſie dicht zuſammengedrängt, dort ſtehen ſie frei und einzeln auf ihrem ſchmalen Sockel über der Flut. Ein ſolches Inſelchen, La Voile, erhebt ſich ganz vereinzelt inmitten der weiten Buchtfläche; als eine hohe und ſchmale Felswand ſteigt es auf und ſieht von unten aus wie das Segel eines Eingeborenenfahrzeugs. Wer dieſe ganze Formenwelt auch nur einigermaßen vollſtändig kennen lernen wollte, würde, auch wenn er eine Dampfſchaluppe zur Verfügung hat, mindeſtens acht Tage dazu gebrauchen.

Das merkwürdigſte und rätſelhafteſte Naturſpiel iſt aber doch wohl das Gebilde, das man den „Tunnel“ nennt. Es lag im Hintergrunde der Eßſtäbchen-Bucht, die ich am letzten Tage meiner Reiſe durchkreuzte. Wieder einmal fuhren wir hier geradewegs auf eine mächtige, ſteile, anſcheinend undurchdringliche Bergwand los. Diesmal wollte ſie ſich aber auch bei nahem Herankommen nicht löſen und gliedern; ſie blieb eine ſtarr geſchloſſene Rieſenmauer, die faſt ſenkrecht vor uns aus dem

Meere emporſtieg. In kurzer Entfernung von ihr ließ der Kapitän unſere Jacht halten und lud mich ein, das diesmal von ihm ſelbſt und den beſten ſeiner Leute geführte Beiboot zu beſteigen. Ein großes Bündel Fackeln lag am Boden des Fahrzeuges. Wir ruderten auf eine Stelle der Wand zu, wo auf einer niedrigen vorſpringenden Klippe ein kleines Gebäude ſtand, ein unbewohntes, von Fiſchern aus Bambus und Palmblattgeflecht errichtetes Tempelchen. Hier wurden die langen Streichruder niedergelegt, und mit kurzem Paddeln ging es weiter, in eine ganz ſchmale und niedrige Höhlung am Fuß der Felſenwand hinein. Und nun kam das Merkwürdigſte, was ſich denken läßt. Die Höhlung ſetzte ſich fort in das Innere des Berges, in der Geſtalt eines richtigen, aber doch völlig natürlich gebildeten Tunnels von nahezu unveränderter Breite und Höhe, der gerade in Meereshöhe verlief. Die Breite betrug durchſchnittlich etwa 6, die Höhe vom Grund bis zur Decke 3—4 Meter, wovon zur Zeit durchſchnittlich $1^1/_2$ Meter mit Waſſer bedeckt waren. Wir zündeten zwei unſerer aus zerſplíſſenen Bambusſtäben gebildeten Fackeln an und fuhren in das Dunkel hinein. Minute um Minute verrann, fünf, zehn, fünfzehn Minuten; unbeirrt ſtrebte unſer Boot in raſcher Fahrt voraus. Zwei Mann ſtakten, der Kapitän ſaß am Steuer, rechts und links im Vorderteil erleuchtete je ein Mann den Weg mit der Fackel, und an der Spitze ſtand einer, der den Kahn mit einer langen Stange von den Felswänden abhielt oder von den hier und dort aus dem Grunde ragenden Felsblöcken. Dieſe entſprachen in der Regel Höhlungen an der Decke und ſchienen von dort herabgeſtürzt zu ſein.

Welch eine geheimnisvolle Reiſe in dieſem ſeltſamen, feſtgeſchloſſenen Stollen, deſſen Decke genau wagerecht dem Meeresſpiegel folgte! Stellenweiſe machte er Winkel, zeigte auch hier und dort eine Ausbuchtung, in deren Dunkel ſich das tanzende Licht der Fackeln verlor; im allgemeinen aber war er von einer Regelmäßigkeit, die ſich durch natürliche Kräfte ſchwer erklären ließ. Und doch kann an eine andere Erklärung nicht gedacht werden. Es war warm in dem horizontalen Schacht, aber nicht ſtickig, ſo daß eine Luftzirkulation ſtattfinden mußte,

und wenn auch in dem Waſſer keine Bewegung ſichtbar wurde, ſo bewieſen doch friſche Baumblätter, die auf der Oberfläche ſchwammen, daß auch eine Strömung da war. Die Wände zeigten das rötliche Weiß des Tropfſteinüberzugs. Bis zu einer gewiſſen Höhe über dem Waſſer waren ſie von Muſcheln bedeckt; an einigen Stellen hing die Decke ſo tief hernieder daß auch ſie mit Muſcheln beſetzt war; d. h. zur Flutzeit reicht hier das Meerwaſſer, deſſen Ebbe- und Flutunterſchied über $2^1/_2$ Meter beträgt, bis an die Decke des Tunnels, und ein Weiterkommen iſt dann nicht möglich. Ein Boot würde, wenn es ſich an einer ſolchen Stelle befände und nicht eine benachbarte geräumigere gewinnen könnte, gegen die Decke gedrückt und ertränkt werden. Es war ein beklemmender Gedanke, ſich vorzuſtellen, daß hier irgendeine Unvorſichtigkeit der Steuerer oder ein herabfallender Stein unſerm Boot einen Schaden zufügen könnte; oder auch nur, daß unſere Fackeln zu Ende gingen, ehe wir wieder heraus waren.

Schon hatten wir gut anderthalb Kilometer im Herzen des Berges zurückgelegt, da drang ein kühler Luftzug über meine Stirn, und unmittelbar darauf wurde vor uns auf dem Waſſer ein matter Lichtſchimmer ſichtbar. Nach genau 20 Minuten Fahrt glitten wir wieder ins Freie; wir hatten die Bergwand durchfahren und befanden uns nun auf der andern Seite, in einem Waſſer, das zwiſchen dieſer und dem Feſtlande ſich ausbreitete. Nach den Angaben des Kapitäns kommt man von hier in geringer Entfernung zu einigen chineſiſchen Fiſcherdörfern am Strande; allein der Ebbeſtand war zu niedrig, um dieſen Weg gegenwärtig zu geſtatten. Wir kehrten hier um und mußten, um zu unſerm Schiff zu gelangen, noch einmal rückwärts den unterirdiſchen Meeresweg durchfahren, der die Fabeln des Märchens vom Sindbad dem Seefahrer zur Wahrheit macht.

Wie es in gewiſſen Verhältniſſen difficile est satiram non scribere, ſo könnte man hier ſagen, es iſt angeſichts der Landſchaft der Drachenbucht und ihrer Umgebung ſchwer, keine romantiſche Seeräubergeſchichte zu ſchreiben. Die Einbildungskraft eines Cooper oder Stevenſon könnte ſich keinen geeignetern Schauplatz für eine

ſolche wünſchen, als ihn dieſes endloſe und für den Uneingeweihten unüberſehbare Geflecht von Kanälen, dieſe verborgenen Buchten und von außen unſichtbaren Häfen, dieſe unterirdiſchen Waſſerläufe, dieſe geräumigen Höhlen mit ihren geheimen Ausläſſen in ungangbare Felſenwildniſſe darbieten. In der Tat hat auch das chineſiſche Piratentum hier noch bis vor kurzem üppig geblüht und die Gunſt der Verhältniſſe ausgenutzt. Es iſt den älteren Leuten der Gegend noch wohlbekannt, wie auf der Bai von Faitſilong lange Zeit hindurch ſolche Seeräuber auf unerklärliche Weiſe zu erſcheinen und, wenn die franzöſiſche Behörde ſie nach einem räuberiſchen Überfall verfolgte, mit ebenſolcher Unbegreiflichkeit faſt vor ihren Augen wieder zu verſchwinden wußten. Die Seeräuber waren Einwohner jener Stranddörfer in der Nähe des großen natürlichen Waſſertunnels, deſſen Vorhandenſein der Behörde damals noch unbekannt war und den ſie benutzten. Heut, nach genauer Erkundung und kartographiſcher Aufnahme des Gebiets, iſt die franzöſiſche Verwaltung dieſer menſchenfreundlichen Tätigkeit ebenſo vollſtändig Herr geworden wie des Räuberweſens zu Lande.

Wie die natürliche Entſtehung all dieſer Gebilde zu denken iſt, bleibt noch zu erforſchen. Auf den erſten Blick könnte man geneigt ſein, die ſpülende Arbeit des Meerwaſſers allein für alles daran verantwortlich zu machen, denn der Bereich dieſer Formen ſchließt genau mit dem heutigen Ufer des Meeres ab; nur ſoweit wie das Meerwaſſer reicht, finden wir die ſteilen Inſeln und Felſenwände; auf dem Feſtlande daneben treten ſofort weiche Bergformen mit ſchwachgeneigten Gehängen auf, obwohl der Kalkſtein auch weiter landein herrſcht. Allein dieſe Beobachtung verliert ihre Beweiskraft dadurch, daß anderswo doch auch im feſtländiſchen Innern Tongkings ganz dieſelben Gebilde vorkommen. Wenn man mit der Bahn von Hanoi nach Langſon fährt, ſo ſieht man nach etwa vierſtündiger Fahrt von links her eine 100—150 Meter hohe Bergkette an die Bahnlinie herantreten und ſie lange Zeit begleiten, die die ausgeprägteſte Ähnlichkeit mit den Gebilden der Drachenbucht hat. Eine fortlaufende Kalkwand von der äußerſten Schroffheit, die unvermittelt und nahezu

ſenkrecht aus dem flachen Talboden aufſchießt; auf der Höhe mit Gipfeln verſehen, die auf weite Strecken hin in nahezu der gleichen Ebene liegen, im einzelnen aber zu ſcharfen Zacken und Zähnen ausgenagt ſind. Zuweilen treten auch vorgelagerte Felsberge mitten im Tale auf, in ihrer Iſolierung, Steilheit und ihrer Formengebung überhaupt aufs lebhafteſte an die Inſeln der Bai erinnernd. Beſonders tritt dieſe Ähnlichkeit hervor in der großen, durch die Kämpfe der Franzoſen mit den Chineſen berühmten Talebene von Langſon ſelbſt, wo ich mehrere Gruppen ſolcher Inſelberge ſah, die ganz ähnliche bizarre Naturſpiele aufwieſen. Unter anderm auch eine Reihe von Höhlen, die an Größe wohl etwas hinter der Inſel der Wunder und der Inſel der Überraſchung zurückbleiben, der Art nach aber genau ebenſo gebildet ſind. Die größte dieſer Höhlen hatte, ganz wie die der Inſel der Wunder, ihren überwachſenen Eingang im Hintergrund eines großen Halbrunds von Bergen, die ſich um eine flache Talebene herumſchließen. Würde Waſſer die Ebene von Langſon überfluten, ſo würden wir genau das Bild der Inſeln der Baie d'Along haben. Sollte das Meer allein die phantaſtiſche Formenwelt der letzteren verurſacht haben, dann müßte man das gleiche auch für die Berge von Langſon annehmen und ſich vorſtellen, daß auch dieſe einſt einmal ähnlich wie die heutige Inſelwelt der tongkineſiſchen Küſte aus dem Meer aufgeragt haben.

In der Drachenbucht und ihrer Umgebung liegt eine Aufgabe für einen Geologen vor, wie ſie ſich anziehender und genußreicher nicht leicht denken läßt.

24.

Hanoi und Saigon.

1907.

Hanoi in Tongking und Saigon in Kotſchinchina werden, wie das franzöſiſche Indochina überhaupt, von dem großen Weltreiſeſtrom ſehr wenig berührt. Und doch kann man ſagen, daß es keine „amüſanteren" Europäer-Anſiedelungen in Aſien gibt, als ſie. Alle übrigen, ſelbſt ſo gewaltige Städte wie Bombay und Kalkutta, oder wie das im Oſten als Brennpunkt des europäiſchen Lebensgenuſſes angeſtaunte Schanghai, ſind doch für den Weißen, der ſein Intereſſe nicht in Studien, Arbeit, Erwerb und Familienverkehr, allenfalls Klubleben, befriedigt findet, auf die Dauer Stätten von mehr oder minder ebenſo gewaltiger Langeweile. Anders hier. Die Franzoſen haben es verſtanden, hierher ein wenig von jenem Fluidum der pikanten Eleganz und heitern Lebensfreude zu verpflanzen, die ihre höchſte Entfaltung in Paris finden. Dieſes Hanoi iſt doch eigentlich in ſeinen europäiſchen Teilen eine ganz junge Gründung; es iſt aber erſtaunlich, was für eine glänzende, ganz europäiſch anmutende Stadt hier bereits entſtanden iſt. Schöne breite Straßen mit Läden, darunter beiſpielsweiſe einem rieſigen Warenhaus mit mächtigem Wandgemäldeſchmuck. Zahlreiche Cafés, vor denen in den ſpäten Nachmittagsſtunden eine lebhafte Menge wie auf den Boulevards flaniert. Ein ſtolzer Theaterbau, der die Rue Paul Bert als Hintergrund gerade ſo abſchließt, wie die Große Oper in Paris die Avenue de l'Opéra; auch in den Formen der letzteren und ſogar augenſcheinlich ein bißchen zu großartig entworfen; denn augenblicklich war das Geld zum Weiterbau ausgegangen, und die raſch wuchernde Tropenvegetation

begann ſich ſchon der unfertig daliegenden Rückſeite zu bemächtigen. Ungemein reizend iſt der Petit lac, ein wunderhübſcher kleiner See inmitten der Stadt, den ein paar tempelgeſchmückte Inſelchen zieren, prächtige Gruppen von Büſchen und Bäumen umrahmen und die vornehmſten Straßen Hanois umgeben. Tagüber rollen hier die elektriſchen Bahnen und die mit den lächerlich kleinen Anamitenponys beſpannten Equipagen, abends ſpiegeln ſich die Hunderte von Straßenlaternen in der blauen Flut. Groß angelegt iſt der neue Botaniſche Garten, in dem auch ein neues Palais für den Generalgouverneur von Indochina errichtet wird. Unweit davon liegt der ſehr ſchöne Bau des Muſeums, die ehemalige Mittelhalle der großen indochineſiſchen Ausſtellung, die vor einigen Jahren hier veranſtaltet worden iſt.

Hanoi iſt jetzt die Landeshauptſtadt von ganz Indochina geworden und auf dem beſten Wege, das ältere Saigon an Glanz zu überflügeln. Allein, ſo hübſch es iſt, einſtweilen ſteht es an Heiterkeit und Leben, wenigſtens im Eindruck auf den Reiſenden, noch weit hinter der älteren Reſidenz zurück. Es gibt für den Aſienreiſenden keine größere Überraſchung, als ſpät abends mit dem Dampfer vor Saigon anzukommen und nun durch die Rue Catinat bis zu einem der großen und guten Hotels am Theaterplatz zu fahren. Strahlend erleuchtet ſind dieſe Straße und dieſer Platz von dem Licht mächtiger elektriſcher Kandelaber und von der Helle der großen Cafés. Auf den eleganten Terraſſen der Hotels tafeln die Gäſte an Tiſchen mit Blumen und rotbeſchirmten Lichtern; vor den Cafés ſitzen, nach Boulevardart, die Gäſte weit auf die Straße hinaus, beim bock; Zeitungsjungen laufen ausrufend dazwiſchen herum. Aus den offenen Hallen des Cafés erſchallen die Klänge von Zigeunerorcheſtern und Damenkapellen, große Gemälde ſchmücken die Wände, und auf den Podien ſieht man in mehr oder minder — meiſt minder — weitgehender Bekleidung Chanſonnetten die Machiche tanzen oder hört ſie das niedliche Couplet von der Anamite ſingen. In dieſe Klänge miſchen ſich die gedämpften Töne der Oper, die man gerade im Theater ſpielt. Jetzt iſt der Zwiſchenakt, und nun ſtrömt alles aus dem hübſchen

Theaterbau heraus, die große, strahlend erleuchtete Freitreppe hinunter; eine Flutwelle von lichten Kleidern, denn die Männer sind in den französischen Kolonien so verständig, die leichte Tropenkleidung auch abends in der „Gesellschaft" beizubehalten, was bei den Engländern und solchen, die — es sein wollen, verpönt ist. Die Frauen gehen natürlich auch hell angezogen und in der Regel sehr pikant, mit sehr starker Ausbildung der, unzweifelhaft in unserer Frauentracht überhaupt etwas liegenden, Absicht — die beispielsweise den Chinesen so sehr entsetzt und beleidigt —, die Merkmale des weiblichen Körpers mit der Verhüllung eigentlich weniger zu verbergen als zu unterstreichen. Nie ist mir deutlicher als in den französischen Kolonien entgegengetreten, wie dieses Herausarbeiten des Busens und der Hüften im Grunde zehnmal lüsterner ist als die naive Halb- oder Dreiviertelnacktheit all der „wilden" Völker. Aber hier gehört es freilich zum Bilde: es entspricht dem Charakter des gesellschaftlichen Lebens, wie es mit erschütternder Kritik in dem berühmten Roman „Les Civilisés" von Farrère geschildert ist.

Es ist unzweifelhaft überraschend anmutig, all diese weißgekleideten Leute auf dem großen Platz, der die Stelle des Foyers vertritt, hin- und herfluten zu sehen, lachend, fächelnd, flirtend und mit Behagen die schöne Abkühlung der saigonesischen Nacht unter dem samtenen Sternenhimmel zu genießen, bis das Klingelzeichen ertönt und sie wieder hineinströmen in die große Bogenhalle.

Das Theater ist wirklich prächtig. Ein künstlerisch schöner Bau, innen mit einem erstaunlichen Geschick genau wie ein europäischer, von Gold und Purpur schimmernder Theaterraum, auch von trefflicher Akustik, gestaltet und doch so vorzüglich gelüftet, daß überall die erquickende Nachtluft freien Zutritt hat und keine Schwüle entsteht. Die Stadt Saigon hält sich im Winter eine ständige französische Truppe, die 120000 Franken Staatszuschuß bekommt. Es werden Opern, Operetten, Schau- und Lustspiele gegeben, und ich kann nur sagen: das, was ich sah, war recht gut, viel besser als was man in großen französischen Provinzstädten in Europa zu sehen pflegt. Eigenerweise

war das Stück, das gerade am Abend meiner Ankunft gespielt wurde, „L'honneur" par Hermann Sudermann! Es war ein immerhin unerwartetes Erlebnis für mich, hier im entlegensten Osten eine Darstellung des Berliner Vorder- und Hinterhauses und Berliner Portiers und Kommerzienräte vorgeführt zu sehen. Gespielt wurde recht gut, die Truppe war vortrefflich, nur das ausgesprochen Berlinerische des Stücks wurde selbstverständlich völlig verfehlt, so wie es uns zweifellos mit Darstellungen Pariserischen Lebens auch gehen wird. Sehr komisch war ein Trick, den der betreffende Darsteller jedenfalls für außerordentlich fein hielt. Der Reserveleutnant Lothar Mühlingk legte jedesmal, wenn er sich im Zivil im Salon, barhäuptig natürlich, verabschiedete, die Hacken zusammenschlagend die Hand zum Gruß an die Stirn und riß sie dann mit „schneidigem" Leutnantsruck herab. Jedesmal quittierte das Publikum mit verständnisinnigem Lächeln diesen „dem Leben" abgelauschten Zug.

25.

Der Bromo auf Java.

1906.

Wunderbare Schönheit iſt über Java ausgegoſſen. Wie ein Gewand von ſchwerſtem, koſtbarſtem Sammet umhüllt eine Pflanzendecke von tropiſcher Üppigkeit ſeinen Boden. Nirgends in Aſien ſchießen die Palmen höher zum Himmel, bilden die Rieſenbambuſſe ſtärkere Haine mit tiefgrüner Dämmerung, durchwuchern Farne und Orchideen dichter den feuchtwarmen Urwald, nirgends ſchaffen die grünen Terraſſen des Reisbaues, die nah und fern die Gelände überziehen, reizendere Bilder des Friedens und anmutgeſättigten Wohlſtandes als in Java.

Aber dies Gewand bekleidet die Glieder eines dämoniſchen Weſens mit heißen Adern und von unberechenbarer Wildheit. Java iſt durch und durch vulkaniſch, eines der Länder der Erde, wo noch heute die vulkaniſche Kraft am meiſten lebendig iſt. Wie der Leib der Diana von Epheſus mit ſtrotzenden Brüſten beſetzt iſt, ſo die Inſel Java mit Vulkanbergen. Oft von der vollendetſten Regelmäßigkeit der Bildung, klaſſiſche Schulbeiſpiele von Vulkangeſtaltung, ſteigen dieſe Kegelberge aus den Gärten der Dörfer und Städte empor; Reisfelder umhüllen ihren Fuß, Kaffee-, Tee-, Chinarindeanpflanzungen ihre mittleren Flanken und darüber wuchert der Urwald empor, der ſie meiſt bis zur höchſten Spitze umfängt. Mehr als die Hälfte all dieſer Vulkane — fünfundvierzig ſind es im ganzen — iſt noch nicht erloſchen. Gewöhnlich ſchlummern ſie; nur eine kleine Dampfwolke über ihrer Spitze gibt den Bewohnern drunten Kunde von ihrem innern Leben. Wenn man ſich aber durch Pflanzungen und Urwald bis zum

Kratergebiet hinaufgearbeitet hat, das oben im Walde verborgen liegt, sieht man die Zeugnisse von der wahren Natur dieser schönen, sanftschwellenden Gebilde: kochende Schlammkessel, milchweiß gefärbte Seen, in die sich dampfende Bäche ergießen, schwarze Felslöcher mit schwefelgelbem Randbeschlag, aus denen sausende Dämpfe hervorzischen wie aus dem Ventil einer Lokomotive, der heiße Atem des schlummernden Riesen. Von Zeit zu Zeit erwacht einer der Riesen und schüttet totschlaglaunig Ströme von siedendem Schlamm und ungeheure Lavablöcke auf die blühende Umgebung, Tausende von Menschenleben vernichtend. Wenige Jahre später, wenn er wieder eingeschlummert ist, hat der Urwald ihn von neuem umsponnen und der Mensch von neuem die Flanken mit seinen Häuschen und Gärten hoch hinauf besetzt; das Schicksal der Vorgänger ist vergessen.

So ragt der Gede empor und der Papandajan, der Guntur, Gelunggung, Merapi und wie die Namen alle lauten, die mit flammenden Lettern in die Annalen der Geschichte Javas eingezeichnet sind.

Einer der zur Zeit lebendigsten unter ihnen ist der im östlichen Viertel von Java, auf dem Tenggergebirge, gelegene Bromo, zu dem ich den Leser führen will.

Tenggergebirge ist der eigentliche Name des gewaltigen vulkanischen Massivs, das den Bromokrater und neben ihm noch eine ganze Anzahl anderer Krater trägt; die Benennung Bromo, die in unsern Karten meist auf das ganze Massiv angewendet wird, kommt in Wirklichkeit nur dem einen heute noch tätigen unter den alten Feuerschlünden des Tengger zu. Auf diesem Tenggergebirge lebt ein besonderer Schlag des javanischen Volkes, den man die Tenggeresen nennt. Sie unterscheiden sich in Religion und Sitte wesentlich von den übrigen Javanern. In früheren Zeiten herrschten auf Java die Religionen Indiens; teils der tiefsinnige Buddhismus in seiner mythenreichen volkstümlichen Entwicklung, teils die leidenschaftlichen, mit düsteren Mysterien durchsetzten Glaubenslehren des hinduistischen Pantheons; beide reichlich durchmischt mit den Elementen alter einheimischer Naturreligionen. Noch heute legen alte Tempelruinen riesenhafter Größe

und bewunderungswürdiger künstlerischer Schönheit Zeugnis von jener Epoche ab. Zur Zeit des Ausgangs unseres Mittelalters eroberten die Mohammedaner die Insel und unterwarfen binnen kurzem das weiche, nachgiebige Volk Javas dem Islam. Die einzige Bevölkerungsgruppe, die ihm hartnäckigen Widerstand geleistet hat und seinem dauernden Andringen noch bis auf den heutigen Tag leistet, sind die Tenggeresen. Sie konnten sich nicht dazu verstehen, ihren alten Glauben mit dem neuen Kult Allahs zu vertauschen. Da sie sich aber in den fruchtbaren Fluren am Fuße ihres Berges, wo sie ursprünglich wohnten, nicht unabhängig halten konnten, zogen sie sich auf die damals noch fast unzugänglichen Höhen des Tenggergebirges zurück und gründeten sich dort oben in den die Hälfte des Jahres hindurch von Nebeln umhüllten Wäldern eine neue Heimat.

Mit zu dieser Wahl beigetragen hat wohl der Umstand, daß ihre alte Religion, eine Mischung des aus Indien eingeführten Hinduismus mit älteren volkstümlichen Grundlagen, den Charakter eines Feuerdienstes hatte, dessen Mittelpunkt und Heiligtum der Sitz des unterirdischen Feuers, der Krater Bromo war. In dem Namen dieses Berges will man das hinduistische „Brahma" wiederfinden. Der Wohnstätte ihrer geheimnisvollen und furchtbaren Hauptgottheit zogen sie so nahe wie möglich, unter ihren unmittelbaren Schutz stellten sie sich, und die Verehrung dieses Feuers wurde dadurch naturgemäß immer mehr der eigentliche Kern ihrer Religion.

Wenn man heute das Tenggergebirge besteigt, so durchmißt man in den unteren Teilen seiner Gehänge zunächst die Zuckerpflanzungen und Reisfelder der Javaner der Ebene. Dann folgt ein mehr oder minder breiter unbesiedelter Gürtel losen, halbwilden Waldes; hierauf beginnt aber nicht der schwere Urwald, wie bei den meisten übrigen Bergen, sondern oberhalb jenes Waldgürtels treffen wir zu unserer Überraschung aufs neue reichbewohnte und bestellte Gegenden. Bis nahe an den Gipfel haben die Tenggeresen das Gebirge besetzt, den Wald weggebrannt und ihre Felder von Mais, Kohl und Gemüsen aller Art hoch hinauf, oft auf fast unverständlich steilen Ackerfeldern,

angebaut. Nah und fern sieht man auf den scharfgeschnittenen Bergrippen, die strahlenförmig vom Gipfel ausgehen, und in den Talmuscheln dazwischen die dichtgedrängten Dächer ihrer Ansiedelungen.

Körperlich unterscheiden sie sich wenig von den Leuten der Ebene; nur daß sie vielleicht etwas minder weich geartet erscheinen als diese, und daß ihre Augen dunkler und ernster blicken. Ihr Leben gilt — mit asiatischem Maß gemessen — für auffallend sittenstreng; Ehebruch soll kaum vorkommen. Die formenreiche Etikette der Tieflandsjavaner kennen sie nicht, sie sind in allem mehr Naturkinder als jene.

Ihre Häuser haben sie allesamt so gebaut, daß der Eingang nach der Richtung schaut, wo oben auf dem Gipfel der Bromokrater gelegen ist. Besondere Tempel und Altäre besitzen sie in ihren Dörfern nicht. Alljährlich im Mai ziehen sie in großen Prozessionen unter Anführung ihrer Priester zum Bromo und feiern dort Feste zu Ehren der Feuergottheit. Tausende lagern unten am Fuß des Vulkans, während ihre Priester, in grellfarbige Gewänder gekleidet und mit roten kabbalistischen Figuren geschmückt, den Kraterrand besteigen und dort unter bestimmten Zeremonien Feldfrüchte, Geldmünzen und andere Opfergaben in den glühenden Schlund hinabwerfen. In früheren, rauheren, aber wohl nicht so fernen Zeiten waren es auch Menschen, die man zum Opfer dort hinabstieß.

Die Berge Javas muß man in der frühen Morgenstunde genießen; gegen Mittag verhüllen sie regelmäßig ihre Häupter in Wolken. So ritt ich, mit einem einheimischen Führer, zur Besteigung des Bromo von dem an der Nordflanke des Tenggermassivs in 1777 Meter Meereshöhe gelegenen Höhensanatorium Tosari bereits anderthalb Stunden vor Sonnenaufgang aus, noch bei schimmerndem Mondglanz, der sich unmerklich in das erst blasse, rasch immer goldigere Licht des Tages verwandelte. Als es völlig Tag geworden, führte mein Weg auf der ziemlich scharfen Schneide einer jener strahlenförmig vom Gipfel des Tenggergebirges ausgehenden Bergrippen aufwärts. Wunderschön war das Rundbild, das sich entrollte. Rechts und

links zu meinen Füßen die kleinen blaugrauen Dächerhäuſchen der Tenggerdörfer, in Grün gebettet und alle in Reihen geſtellt, die Hauseingänge dem Berggipfel zugekehrt. Nach Nordweſten die prachtvollen Geſtalten der Vulkane Ardjuno und Penanggungan, die ſich wie große Inſeln aus der grauen See der Nebelwolken in der Tiefe erhoben, und mehr nach Norden, hinter mir, wolkenfrei der blaue Spiegel der wirklichen See. Doch mich zog es ungeſtüm aufwärts, dem großen Rätſel des Bromo zu, das hinter dem grünen Bergrand dort oben meiner wartete.

Der Gipfel des Tengger hat die Geſtalt eines einzigen rieſenhaften Kraters, geformt in vergangenen Erdperioden, als ſeine Feuer noch ganz andere Kräfte beſaßen als heute. Er hat 8—9 Kilometer Durchmeſſer, 300—600 Meter hohe Wände und erinnert ſo an die Ringkrater des Mondes. In dieſem großen Hauptkrater ſind dann im Laufe der ungezählten Jahrtauſende mehrere kleine Krater ſekundärer Art entſtanden; die vulkaniſche Tätigkeit, nicht mehr imſtande, die Geſamtheit des alten Kraterkeſſels offen zu halten, hat ſich dieſe kleineren Schlote und ihre dazugehörigen Kraterberge auf dem aufgeſchütteten Boden des größeren geſchaffen, in deſſen überragendem Ring ſie liegen wie Eier im Vogelneſt, keiner von ihnen von außen ſichtbar: der Widodaren, der Batok, der Giri und endlich der Bromo. Dieſer iſt der kleinſte von allen, aber heute noch der einzige lebendige unter ihnen. Bis zu 2780 Metern ſteigt der höchſte Punkt des großen ſteilwandigen und ſchwer erſteiglichen Tengger-Ringwalls, Penandjaan genannt, an, aber es gibt eine erheblich niedrigere Stelle unweit Toſari, den ſogenannten Munggalpaß, über den man leichter in den Innenraum des alten Rieſenkraters gelangen kann.

Etwa zwei Stunden war ich bereits geritten; das letzte Dorf der Tenggereſen lag hinter mir; auch ihre Felder wurden an den immer ſteileren Gehängen immer ſpärlicher; dünner Wald von Kaſuarinen mit den fahlgrünen Fäden, die ſie ſtatt der Blätter tragen — ein Verſuch der Regierung, den Berg wieder aufzuforſten — trat hier und dort an ihre Stelle. Endlich nahm der Pfad mit einem ſteilen Anlauf eine

letzte Wand, und vor mir lag das Innere des alten Tenggerkraters! Jäh, für das Auge nahezu ſenkrecht, wenn auch dicht mit dunklem Grün überwuchert, ſtürzten die Wände des Ringwalls überall Hunderte von Metern unter mir ab. Wie tief, konnte das Auge nicht ſchätzen, denn ſie fielen ins Bodenloſe; das Innere des mehrere Meilen weiten Keſſels war in der Tiefe ganz erfüllt von einer helleuchtenden Nebelmaſſe, wie eine Schale mit Milch. Der darüber emporragende Rand des Keſſels erſchien mit ſeinem dunklen Grün im Gegenſatz dazu faſt tiefſchwarz.

Im Vordergrunde tauchte mitten aus der weißen Nebelflut die obere Spitze des Batok auf, völlig kreisrund und gerippt, genau dem oberen Teil eines Napfkuchens ähnelnd.

Wo aber war der Bromo? Nichts war von ihm in dem Nebelgebräu unter mir zu ſehen. Allein ſeine Stätte erkannte man dennoch. An einem Orte links vom Batok waren die Nebel nicht ruhig, ſondern wallten lebendig auf, wie wenn eine Maſſe an einer Stelle kocht, und unabläſſig quollen hier dicke weiße Wolken über die Oberfläche des Nebels hinaus in die Lüfte und zogen mit dem Winde von dannen. Dort mußte der Bromo verborgen ſein; ſeinem Krater entſtiegen dieſe Dämpfe. Totenſtille lag über dem ganzen phantaſtiſchen Bilde, kaum daß der Morgenwind in den Büſchen neben mir ſpielte.

Es war wie ein Hinabtauchen in ein ſeltſames Reich der Geheimniſſe, als ich mich endlich von dieſem großartigen Anblick losriß, um abwärts zu ſteigen zum Boden des großen Tenggerkraters und den Bromo unter ſeiner Nebelhülle aufzuſuchen.

Der Pfad, der von der Höhe des Munggalpaſſes in Zickzackwindungen hinunterſtrebt, ſtürzte ſo jäh zu meinen Füßen ab, daß ich vom Gaul ſtieg und ihn vorſichtig durch meinen tenggereſiſchen Boy am Zügel abwärts führen ließ, Schritt vor Schritt. Meiſt leitete der Pfadbuſch in überwachſenen, grabenartigen Klüften zu Tal; wurde von Zeit zu Zeit eine Ausſicht in die Tiefe möglich, ſo ſah ich, wie die milchige Oberfläche des Nebelmeeres, das den gewaltigen Krater

ausfüllte, immer näher unter mir lag. Bald tauchten wir ſelbſt hinein in das weiße, dunſtige Geflimmer, das ſchon in kurzer Entfernung den Blick erſtickte. Faſt eine halbe Stunde waren wir ſo abwärts geklettert, als der Pfad endlich aus ſeiner Kluft heraustrat und auf eine kleine, ſchräge, mit ſchilfigem Gras bedeckte Halde auslief. Hier beſtieg ich das Pony wieder und trabte vorwärts, älteren Hufſpuren folgend. Binnen kurzem erreichte der Weg eine völlig horizontale Ebene von lockerem, grauem Sand.

Das alſo war die berühmte „Sandſee", vielleicht das merkwürdigſte Phänomen des Tenggervulkans, eine Erſcheinung, die kaum irgendwo auf der Erde ihresgleichen hat!

Der Boden des Tenggerkraters iſt von einem ſehr gleichmäßigen, vulkaniſchen Aſchenſand bedeckt, ſo flach gelagert wie die Oberfläche eines Meeres. Aus dieſer geſpenſtiſch grauen See wachſen die ſekundären Kraterberge des Tengger wie Inſeln empor.

Zunächſt freilich war dies letztere für mich noch kein Schauen, ſondern ein mitgebrachtes Wiſſen, denn rings umgab mich der feine Dunſt des Nebelmeeres, auf deſſen Grunde ich mich jetzt bewegte, und ließ mich nur ein paar Dutzend Meter weit ſehen. Nach wenigen Sekunden Vorwärtsrittes auf dem weichen Sande war jede Spur der Steilwand, an der ich abgeſtiegen, hinter mir verſchwunden; ich war im blaßgrauen Nichts verloren; nur die verſchwommenen Hufeindrücke früherer Reiter bildeten einen dünnen Ariadnefaden, an dem ich ins Unbekannte vorwärts ritt. Auf dem eiſengrauen Grunde wuchs hier und dort ein ſpärlicher Halm, wie Windhafer im Dünenſand, oder er war vollkommen bar und tot. An den Sand eines von der Ebbe trocken gelegten Meerſtrandes mit ſeinen kleinen Windrippeln erinnerte dann die Geſtaltung des Bodens; es war in dieſem feuchtkühlen Nebel, als müſſe ich am Rande irgendeines nordiſchen Meeres dahinreiten, und unwillkürlich lauſchte das Ohr hinaus nach dem Brauſen einer nahen Brandung. Aber nichts dergleichen war zu vernehmen; Todesſchweigen herrſchte in der geſtaltloſen Helle, deren Körperlichkeit nur hier und dort in feinen, ziehenden Schwaden über dem Boden ſichtbar

ward. Ich war ungeduldig eine Strecke auf dem weichen Boden vorausgaloppiert, den Hufspuren nach. Plötzlich aber verloren sie sich zwischen einigen kleinen, kahlen Miniaturdünen des Sandes; der Wind oder ein in der Nacht gefallener Regen hatte sie weggewischt. Als ich mich umsah, war auch mein eingeborener Führer im Dunst hinter mir verschwunden; ich war völlig allein in dem flimmernden Nichts. Um ihn im Nebel nicht zu verlieren, wartete ich auf sein Wiederauftauchen; an den frischen Trittspuren meines eigenen Pferdes mußte er mich ja leicht wiederfinden. Wenige Minuten nur waren es, in denen ich hier auf dem kleinen, unruhig stampfenden Pony hielt, in diesem seltsamen Nirwana, das alle Begriffe des Raumes aufzulösen schien, in diesem allgegenwärtigen blendenden Licht, von dem keine bestimmte Quelle erkennbar, auf dem Spiegel dieser rätselvollen See, deren Flut Asche und deren Ursprung nicht das Wasser, sondern das Feuer war; doch ich werde mich ihres merkwürdigen Eindrucks immer erinnern. Endlich tauchte, anscheinend in weiter Ferne, eine Gestalt auf, zunächst noch unklar, wie aus dem Nebel selbst geformt, und in übermenschlicher Größe. Bald aber schrumpfte sie zusammen, nahm deutlichere Umrisse an und wurde rasch zu meinem Boy, der mir eigentlich ganz nahe gewesen war.

Doch jetzt sah ich deutlich: der Nebel wurde dünner und dünner, immer blendender wurde die Stelle in ihm, wo die Sonne stehen mußte. Nun war es schon nicht mehr möglich, dorthin zu schauen, und dann, mit einem Male, ähnlich wie am Adamspik, war der ganze Dunst verschwunden, teils weggeweht von einem erwachenden Luftzug, teils einfach aufgelöst von der rasch wachsenden Wärme des Tages. Und nun lag das gesamte gewaltige Rund des Tengger in scharfer Klarheit vor mir. Um mich gebreitet die sonderbare dunkelgraue Sandsee, aus der allseits die ungeheuren dunklen Wälle des großen Hauptkraters steil aufschossen. Rechts von mir stieg, ebenso unvermittelt, aus ihr der Batok empor, in seinem vollendet regelmäßigen Bau und mit seinen von oben nach unten eingekerbten Rillen noch mehr als vorher einem Napfkuchen ähnlich. Er verdeckte den Widodaren und den Giri, aber nicht den Bromo, der weiter zur Linken, als Ziel meines Rittes, vor mir

lag. Der Batok war bis oben hinauf bewachsen; auch ihn hat, seit er endgültig in Schlummer verfallen, die Vegetation längst wieder erobert. Nicht so der Bromo. Sein Kegel war vollkommen kahl und blinkte in einem silbrigen Aschgrau. Obwohl an Größe weit hinter den übrigen Gebilden seiner Umgebung zurückbleibend, zog er doch durch diese seltsame Färbung sofort die Blicke auf sich. Oben wallte aus ihm in mächtigen Ballen jene weiße Dampfwolke hervor, die ich vorher über die Nebel der Sandsee hatte emporsteigen sehen.

Im Galopp flog ich zu der Stelle, wo sich sein Fuß in langsamer Steigung aus der Sandsee erhob. Bis zur halben Höhe des Berges etwa konnte ich auf den durch Regen zerwühlten und durchrissenen, aber doch durch die atmosphärische Feuchte schon etwas befestigten Aschengehängen noch emporreiten. Dann mußte ich absteigen. Der oberste Teil des etwa 200 Meter über die Sandsee emporsteigenden Berges ist aus noch sehr losen, steil geböschten Aschen gebildet, in denen der Fuß, einsinkend und rückrutschend, nur höchst mühsam vorwärts kommt. Hier haben die tenggeresischen Feueranbeter, von denen ich erzählte, für den Aufstieg eine Folge von Bambusleitern angebracht, mit einem fortlaufenden Geländer, die sie alljährlich bei ihrem großen Feste erneuern. An den untersten Geländerstab band ich die Zügel meines wackeren kleinen Ponys, das mich bis hierher getragen hatte, und stieg empor.

Schon unten auf den untersten Hängen des Bromo hatte ich gemerkt, daß die vormalige Totenstille nicht mehr herrschte. Ein tiefes, dumpfes Donnern aus dem Innern des Berges war an ihre Stelle getreten, dunkler als die untersten Töne einer Orgel. Rasch verstärkte es sich, je höher ich kam. Nun waren nur noch wenige Stufen. In großen Sätzen sprang ich hinan; ich war oben! Ganz schmal, fast messerscharf, erschien der obere Rand des Kraterkessels, und jäh, mit schwindelerregender Steilheit, stürzten jenseits die Wände in den Kraterschlund hinab.

Vorsichtig setzte ich mich zur Seite eines kleinen überdachten Bambusgerüstes, das die Tenggeresen hier oben errichtet, auf den Rand des Kraters, ließ die Beine in seine Tiefe hinabhängen und sah mich

in aller Muße und Ruhe um. Der Bromokrater hat die Form eines kolossalen, steilen, nicht ganz runden, sondern etwas verbogenen und zerbeulten Trichters, an dessen scharfgeschnittenen Wänden man die Schichtung der übereinandergehäuften Aschen des vulkanischen Kegels deutlich verfolgen konnte. Ein vom Rande gelöster vulkanischer Block oder der Körper eines hier hinuntergeschleuderten Menschen mußte aufenthaltslos hinabrollen bis zu dem etwa 150 bis 200 Meter unter mir liegenden Kraterboden. Auch diesen brachte mir mein Glas nahe vors Auge. Er hatte eine ebene Oberfläche von rundlicher Form, wie ein Teich von etwa 50 bis 80 Meter Durchmesser. Ein Teich, den eine schmutzige Eisdecke verhüllte. Der Kraterboden ähnelte täuschend einer Fläche grünlichen, halbverrotteten Eises, das bereits eine größere Anzahl Löcher aufweist. An Stelle des Wassers kam aber an diesen Löchern unter der Decke das Feuer, das rote Feuer des Erdinnern, zum Vorschein! Deutlich sah man im Fernglas die in Rotglut befindliche Lavamasse, die hier unter der halbverharschten Oberschicht brodelte. Ein dämonischer Eindruck.

Das dumpfe Donnern, das ich vorher vernommen hatte, war hier oben weniger zu hören, als ich erwartet hatte. Es war wohl noch da, aber als ganz tiefer Unterton, der zurücktrat neben einem das Ohr betäubenden Brausen und Zischen, das vollkommen dem Ablassen des Dampfes in einer großen Fabrik glich. Es war das Sausen der eingepreßten Dämpfe, die sich durch jene Glutlöcher den Ausweg ins Freie bahnten. Nur wenige der Löcher waren so stark mit gelbem Schwefel beschlagen, wie das sonst bei den javanischen Vulkanen vielfach der Fall ist. Es schienen weniger schwefelige als vorwiegend Heißwasserdämpfe zu sein, die hier herauskamen. Darum war auch im Innern des Kraterkessels eigentlich von den Wolken des Bromo kaum etwas zu sehen. Sie waren unten noch zu heiß, um sichtbar zu werden. Nicht früher als auf etwa halber Höhe begannen sie sich zu feinen blauen Schleiern zu verdichten, und erst in einiger Erhebung über dem Kraterrand, bei der vollen Berührung mit der kühlen Atmosphäre, war die ganze mächtige Wolke hergestellt, die jahraus, jahrein dem Bromo entwallt.

Zeitweilig hat der Bromo aber auch wirkliche Ausbrüche. Dann entſteigt ſeinem Schlund nicht das feine, bläuliche Gewölk, das oben ſich in Schwanenweiß verwandelt, ſondern, unter mächtigem Brüllen und Donnern, eine dicke, ſchwarze Wolke von rieſiger Größe, geformt wie der Qualm eines Schuſſes, und ſteigt hoch über die Wände des großen Tenggerwalles in die Luft empor. Um dieſe Zeit iſt es unmöglich, dem Bromo zu nahen. Er überſchüttet dann ſeine Gehänge von neuem mit Aſche und ſchleudert auch große und kleine Lavablöcke weit in die Umgebung hinaus. Über einen großen Teil der Sandſee ſieht man ſolche ausgeſtreut.

Von der Höhe des Munggalpaſſes hatte ich, ehe ich zur Sandſee abſtieg, in der Ferne, jenſeits des Südrandes des Tenggerkraters, ſehr gut auch das ungeheure Haupt des Semeru beobachten können, des höchſten aller javaniſchen Vulkanberge (3676 Meter). Das Glas ließ deutlich erkennen, daß die Flanken ſeines ſteilen Kegels in ihren oberen Teilen völlig kahl waren; offenbar immer von neuem von friſcher Aſche überſchüttet. Und ich hatte noch keine fünf Minuten gewartet, als aus dem Krater eine lichtgraue Wolke emporwuchs, ſich über ihm höher und höher erhob, mit Wirbeln und innerem Wallen. Sie löſte ſich endlich vom Gipfel los und ſchwebte, allmählich zerfließend, mit dem Südoſtwind, der dort oben herrſchte, von dannen. Es war das eine der kleinen Dampfaushauchungen, die der Semeru unabläſſig von ſich gibt. Alle 10 bis 20 Minuten trat an dieſem Tage, ſolange ich beobachtete, das Ereignis ein. Man ſagt, wenn der Semeru in dieſer Bewegung iſt, wenn er jene regelmäßigen Wolken ausſtößt, dann iſt es am Bromo ſicher; er iſt gleichſam das geöffnete Ventil eines beiden gemeinſamen Dampfkeſſels. Dies würde ein intereſſantes Gegenſtück zu dem Mont Pelé auf Martinique und ſeinem Nachbarvulkan auf St. Vincent ſein. Auch dieſe beiden haben augenſcheinlich einen inneren Zuſammenhang; nur äußert er ſich in entgegengeſetzter Weiſe wie hier: wenn der Pelé einen ſeiner ſeit 1902 ſich Jahre hindurch wiederholenden Ausbrüche hatte, ſo konnte man faſt mit Sicherheit darauf rechnen, daß nicht lange nachher auch der Saint-Vincent-Vulkan ſich regte, und umgekehrt.

Es war sehr interessant, diese beiden Vulkane, den Pelé im fernen Westindien und den fast durch den Durchmesser der ganzen Erde getrennten Bromo miteinander vergleichen zu können. Zweifellos war der physische Eindruck des Pelé, wie ich ihn in meinem Buche „Reisen im Westindischen Mittelmeer" wiederzugeben versucht habe, erschütternder gewesen, weil ja die Spuren seiner entsetzlichen, erst einige Monate zuvor angerichteten Verwüstungen hier noch mit furchtbarer Deutlichkeit vor Augen standen, und weil man jeden Augenblick einen neuen Ausbruch erwarten konnte. Tatsächlich erfolgte ein solcher, der vom 25. März 1903, vierundzwanzig Stunden, nachdem ich oben von seiner Kraterwand in ihn hinabgeblickt hatte. Hätte ich den Gipfel nur einen Tag später erstiegen — wie eigentlich in meinem Reiseplan gelegen hatte —, so würde ich später den Bromo jedenfalls nicht mehr gesehen haben. Beim Bromo bestand eine solche Sorge nicht (wenigstens machte man sie sich nicht, ohne eigentlich eine wirkliche Gewähr dafür zu haben), aber an grandioser Phantastik des ganzen Bildes konnte dieses Tenggergebirge mit seinem riesigen Kraterrand, mit seiner rätselhaften Sandsee und dem offenen Vulkanschlund, der den Einblick in den glühenden Ofen der Erde so unmittelbar gestattete, wohl neben dem Pelé bestehen. Und es war leicht zu begreifen, wie ein mit Einbildungskraft begabtes Volk hier das Heiligtum und den Wohnsitz einer Gottheit sehen kann, deren Wesen das Feuer ist, und der es hier in phantastischem Kult seine Opfer bringt.

26.

Meine kleine birmaniſche Prinzeſſin.

1911.

An meiner Wiege in der Wollenweberſtraße zu Brandenburg a. H. iſt es wahrhaftig nicht geſungen worden, daß ich einmal mitten in Indien in einer goldenen Sänfte auf einem Elefanten reiten ſollte, ausgerufen als Akbar der Großmogul, und eine richtige, lebendige Prinzeſſin von Birma im Arm.

Und doch iſt es ſo gekommen, und ich will es erzählen.

Freilich, die Geſchichte ſelbſt iſt ganz klein und unbedeutend. Wenn ſie überhaupt für andere Leute einen Reiz hat, ſo kann der nicht eigentlich in den Ereigniſſen liegen, ſondern, ähnlich wie bei den indiſchen Miniaturen, in dem fremdartigen und farbenflimmernden Hintergrund des Ganzen. Und vielleicht auch in dem Hauch von Tragik, der den Unterton all des Heiteren bildet, das ich berichten will.

Um das recht klarzumachen, muß ich ein wenig ausholen. Ich muß zuerſt von der Stätte ſprechen, wo mir dies Fremdartige und Tragiſche daran am eindringlichſten zum Bewußtſein gekommen iſt.

Im Herzen von Birma, ſechs Tagereiſen Stromfahrt den Irrawaddi aufwärts von der Hafenſtadt Rangun, liegt die letzte Hauptſtadt des ehemaligen birmaniſchen Königreichs, liegt Mandalay, die ſeltſamſte, traumhafteſte Stadt von Aſien. Ich ſah ſie im März 1911 auf einer Reiſe nach Oberbirma, die ich an die Fahrt mit unſerm Kronprinzen durch Vorderindien anſchloß. Noch heute zählt Mandalay weit über hunderttauſend Einwohner, es hat elektriſche Straßenbahnen und moderne Markthallen, erfüllt von geſchäftigem Getriebe. Und dennoch hatte ich das Gefühl, als ſei die Stadt bereits in Wirklichkeit

verschwunden, weggewischt vom Erdboden wie ihre verschiedenen Vorgängerinnen, eigentlich nur noch eine Fata Morgana, ein altes Lied, ein orientalisches Zaubermärchen. In der gleichen Stromebene mit ihr, im Umkreis nur weniger Meilen, liegen die Trümmer der früheren birmanischen Königsresidenzen: Sagaing, Ava und zuletzt Amarapura, deren Name „die Unsterbliche" bedeutete und deren Leben doch nur 75 Jahr, von 1783 bis 1857, gedauert hat. Das rasch wuchernde tropische Dschungel hat sich ihrer Gassen bemächtigt, die sicher zu ihrer Zeit nicht viel weniger Menschen beherbergten als Mandalay. Der Wanderer durchstreift heut ein unentwirrbares Chaos von zerbröckeltem Gemäuer, umkrallt von Lianen, wie von Riesenschlangen, aus den Fugen gesprengt durch unwiderstehlich schwellendes Wurzelwerk. Verlassene Pagoden ragen empor, mit Spitzen, gedreht wie riesige Schachfiguren; wunderliche Fabeltiere, Greifen und Flügellöwen glotzen mit bunten Kugelaugen aus dem Blattgrün hervor; das Ganze ist eine Heimat der Schakale und wilden Pfauen. Denn wenn ein König von Birma seine Residenz verlegte, mußte die gesamte Einwohnerschaft ihre leichten Bambushäuschen abbrechen und mit umsiedeln; die ehemalige Stadt wurde Einöde.

So war aber der Untergang der früheren Hauptstädte doch eigentlich keine Vernichtung eines großen Glanzes, sondern jedesmal nur eine Verpflanzung gewesen. Bei Mandalay ist es anders. Im Jahre 1857 erst gründete König Mindon diese Riesenstadt, die an Pracht alles Frühere noch überragen sollte; 1878 kam sein brutaler, anscheinend cäsarenwahnsinniger Neffe Tibo zur Regierung, der, ganz in den Händen seiner ehrgeizigen, leidenschaftlichen Hauptfrau Supaya Lat, seine Herrschaft zunächst mit einem grausamen Massenmord unter seinen nächsten Verwandten befestigte, den Königspalast mit noch gesteigertem Luxus erfüllte und dann in törichter und ganz undiplomatischer Weise mit den Engländern aneinandergeriet. Diese nutzten die Gelegenheit, drangen 1885 rasch mit einer Armee den Irrawaddi hinauf, eroberten im Handstreich Mandalay und nahmen den Übermütigen, der so etwas nicht entfernt für möglich gehalten hatte, inmitten seines

Goldenen Palaſtes gefangen. Dem birmaniſchen Königtum wurde ein Ende gemacht, das Land dem britiſch-indiſchen Kaiſerreich als Provinz einverleibt, und um allen Verſchwörungen und Aufſtänden vorzubeugen, wurden nicht nur König Tibo und ſeine Gattin ſelbſt, ſondern auch die einflußreichſten Mitglieder der königlichen Familie aus Birma verbannt und nach verſchiedenen Orten Vorderindiens ins Exil geführt.

Damit war nun auch für Mandalay das Todesurteil geſprochen. Denn was dieſer Stadt einzig und allein Daſeinsgrund und Urſache ihres Glanzes gegeben hatte, das Königtum, der Hof, der in orientaliſcher Art allen Reichtum, alle Blüten des Geiſtes und der Kunſt um ſich vereinigte, war auf immer dahin. Diesmal aber endgültig. Dies große, eigenartige Leben iſt verflattert, zerſtoben, vernichtet.

Wohl iſt es möglich, daß das moderne Weltgetriebe, das der Eroberer nach Birma heraufführt und das überhaupt Birmas feine, eigenartige alte Kultur unwiderſtehlich zerreiben wird und ſein Volk dazu, eine Art Leben an dieſer Stelle bewahrt — wenngleich Mandalays Bevölkerungszahl ſeit der Eroberung bereits um etwa 50000 Seelen zurückgegangen iſt —; doch das iſt dann etwas anderes, dieſe Stadt iſt dann nicht mehr Mandalay.

Noch ſtehen heut die großen Prunkbauten der letzten Könige aufrecht; noch geben uns die Paläſte, die Tempel, die Klöſter, die zahlloſen Pagoden Mandalays inmitten der leichten Bambushäuschen der Bewohner eine Vorſtellung davon, wie einſt auch die älteren Reſidenzen dieſer ſchwindenden Kultur ausſahen; und die Engländer bemühen ſich auch, aus dem „Noblesse oblige“ heraus, das ſie neuerdings in ihrem indiſchen Kaiſerreiche den ihnen zugefallenen Schätzen einheimiſcher Kunſt gegenüber empfinden, davon ſoviel als möglich vor der Vernichtung zu bewahren.

Aber wie wenig iſt möglich! Denn das Feinſte und Beſte an dieſen Bauwerken iſt hier aus dem in den Tropen vergänglichſten aller Stoffe, aus — Holz geformt! All die wundervollen Schnitzereien dieſer Tempel und Paläſte haben höchſtens eine Lebensdauer von vierzig Jahren,

und sie wurden auch früher von dem lebendigen Hofe unablässig erneuert. Unmöglich kann indessen der neue Herr, England, mit seinen ganz andern Aufgaben auf die Dauer und in ganzem Umfange nur um des ästhetischen Interesses willen die ungeheuren Mittel aufwenden, diese Dinge zu erhalten. Und selbst das, was jetzt mit großem Eifer erneuert wird, bleibt ein Totes, Gespenstisches; Leben und Sinn ist daraus entwichen; als eine archäologische Mumie liegt Mandalay vor uns, eine Mumie, die bestimmt ist, binnen kurzem in Staub zu zerfallen. Noch eben verklärt von seiner untergehenden Schönheit.

Wunderbar schön noch heut, zum Feinsten gehörig, was die Kunst Asiens hervorgebracht hat, ist zum Beispiel das Goldene Kloster der Königin Supaya Lat mit den unvergleichlichen Schnitzarbeiten an seinen Wänden, mit den wie züngelnde Flammen gen Himmel steigenden Giebeln und Spitzen, mit der gerade durch ihre Verwaschenheit heut so unsagbar künstlerisch wirkenden Vergoldung des alten braunen Holzes. Aber schon jetzt ist es so gebrechlich, daß mich, als ich es zum letztenmal sah, übergossen vom Strahl der untergehenden Sonne, das Gefühl nicht losließ, als sei es heute nur noch eine goldene Vision und müsse mit diesem letzten Sonnenstrahl selbst sich auflösen und verschwinden.

Nicht anders auch der eigentliche Wohnsitz des Königs in Mandalay, das riesige Mauerviereck im Mittelpunkt der Stadtanlage, das einst außer dem Fürsten und seiner Familie selbst den ganzen Hofstaat und die großen Würdenträger des Landes mit ihrem Gesinde, eine Bevölkerung von vielen Tausenden, in sich barg. Schweigend, mit trägen Wassern, ziehen sich die breiten, schnurgeraden Gräben rings um diese Königsstadt, von Lotos überwuchert, von weißen Brücken überquert. Verschwunden sind die goldenen Prunkbarken, die einst, mit Seidenstoffen behängt, hier wettruderten; über die Brücken ziehen nicht mehr die Kavalkaden glänzender Hofleute und schmuckbeladener Elefanten. Alles ist still, todeinsam. Die lange, lange Zinnenmauer, die in regelmäßigen Abständen von Türmchen mit spitzigen Pagodendächern überragt ist, steigt jenseits der stillen Wasser

in seltsam violettem Duft empor wie ein Traumgebilde, wie eine Märchenphantasie, wie eine Turandot-Dekoration; seltsam, unwirklich, geheimnisschwer. Voller Erwartung dessen, was hinter der mysteriösen Mauer sich verbarg, durchschritt ich das Tor. Jenseits war aber zunächst nichts anderes zu sehen als ein großer Baumgarten mit leeren Rasenflächen dazwischen. Die Gassen, die einst das Palastviertel erfüllten, sind von den Engländern, die den Königsstadtteil zu einer Zitadelle gemacht haben, rasiert worden. Hier und da lagen nüchterne englische Garnisonsbaracken, militärische Verwaltungsgebäude, Offiziershäuser, auch das Wohnhaus des Gouverneurs, ohne daß sie den Eindruck der ungeheuren Leere aufheben konnten. — Nur in der Ferne über den Bäumen lockte fremdartig eine hohe goldene Turmspitze. Ihr strebte ich zu und stand nun mit einem Male vor dem Wunder Mandalays, dem Goldenen Palaste König Mindons, den dieser Monarch hierher aus Amarapura versetzt, und der uns, wenngleich in den einzelnen Teilen stets erneuert, wahrscheinlich eine uralte Form und Anlage birmanischer Königspaläste überliefert. Ich kann hier nicht dies gewaltige, bizarre und doch wieder mit Gebilden edelster Kunst geschmückte Bauwerk im einzelnen schildern; ich würde viele Seiten dazu brauchen. Die riesenhohen Hallen aus rotgemalten oder über und über vergoldeten Brettern und prachtvollen Schnitzereien; den goldenen Saal, in dessen Hinterwand der herrliche Löwenthron eingelassen war, der jetzt im Museum von Kalkutta aufgestellt ist und dessen Stelle im Palast jener sich gerade darüber erhebende goldspitzige, von den Birmanen „Mittelpunkt des Weltalls" genannte Turm bezeichnet. König und Königin erschienen hier ehedem durch eine Tür aus dem Palastinnern und schwebten unnahbar hoch über den Häuptern der Untergebenen in goldstarrenden Gewändern, hieratisch feierlich, wie Buddhabilder.

Oder den Saal mit dem Lilienthron, um den die Königin ihren Hofstaat zu versammeln pflegte. Ich sah auch das Schlafgemach der Königin, einen Raum, dessen Heiligkeit ehedem auch der Gedanke nicht zu nahen gewagt hätte — heute ein öder, hoher, viereckiger, lichtloser

Verschlag aus vergoldeten Brettern. Ich sah das königliche Theater mit seiner phantastischen, gegenwärtig erblindeten Glas- und Spiegelmosaik. Das jetzt trockenliegende, hochumfriedigte Bassin, in dem einst die Frauen des königlichen Harems badeten, und zugleich die Stätte, wo Tibo seinen Vettern die Gurgel abschneiden ließ — sicher nicht die einzige unheimliche Erinnerung in diesem alten, schon überall morschen Palast. In einem als Museum eingerichteten Raum sah ich auch unter Glas einige lebensgroße Modellpuppen in den ehemaligen Hoftrachten, flitterbunt und phantastisch wie javanische Wajangfiguren. Sie machten es nicht leichter, sich diese Stätte in der Vorstellung wieder mit dem Leben zu füllen, das sich einst hier bewegt haben mußte, mit Liebe und Haß, mit Scherz und Spiel, Hoffart und Begierde, Kabale und Intrige. Im Gegenteil: wenn man diese Seltsamkeiten sah, so schien es, als könnten dieser wunderliche Hof, diese prunküberladenen Prinzen und Prinzessinnen und ihre ganze Umgebung nicht Art von unserer Art gewesen sein, als müßte eine unüberbrückbare Kluft ihre Empfindungen und Gedanken von den unsrigen getrennt haben. Man stellte sie sich vor etwa wie die goldstarrenden Schauspielerfiguren mit grinsenden Goldblechmasken und den Pagodenspitzen gleichenden Kopfbedeckungen, die man auf den hinterindischen Schaubühnen nach der Musik der Gamelangs langsam feierlichen Schrittes und mit sonderbaren Arm- und Fingerbewegungen herumwandeln sieht, unheimlich anzuschauen, nicht wie lebendige Menschen, sondern wie bewegte Götzenbilder, die sich durch Magie vom vergoldeten Hintergrund alter Tempelschnitzereien losgelöst haben.

Ich dachte auf dieser Stätte an all dies unwiederbringlich versunkene Leben. Und — dachte daran, daß ich doch selber kurz zuvor Menschen kennen gelernt hatte, die eben dieser Umgebung entstammten, ja die zum Teil noch selbst in diesem Glanze gelebt hatten!

Es war während der Kronprinzenreise in Indien gewesen. Die Offiziere der britischen Garnison von Allahabad, der Hauptstadt der Provinz Agra und Audh, gaben — am 25. Januar 1911 — dem

Kronprinzen einen Ball in ihrem Kasino. Durch die weitgeöffneten Fenster drang der laue Hauch der indischen Nacht in den großen, von fließendem Lichtdämmer erfüllten Saal. Sir John Hewett, der geistvolle und energische Lieutenant-Governor der Provinz, der für den klügsten Staatsmann Indiens galt, und seine zart aussehende Gemahlin, von der doch bekannt war, daß sie in ihrem Leben bereits gegen 50 Tiger selbst erlegt hatte, machten die Honneurs, unterstützt von ihrer eleganten, wundervoll gewachsenen Tochter. Rings an den Wänden und in den Nebenräumen drängte sich die dichte Menge der Geladenen in höchster Gala, die die anglo-indische Gesellschaft entfalten kann: schlanke, sportgestählte Offiziere in den starkfarbigen, goldfunkelnden Uniformen der britisch-indischen Armee, viele im Glanz von Ordensauszeichnungen, die von tapferen Taten in irgendwelchen Kämpfen an den Grenzen des Kaiserreichs erzählten; hohe Zivilbeamte vom vizeköniglichen Hof in Kalkutta mit weißen und hellblauen Aufschlägen auf den dunklen Fräcken; die Damen in großer Gesellschaftstoilette, englisch tief ausgeschnitten, mit blitzendem Schmuck. Die Regimentsmusik ließ die neuesten europäischen Tanzweisen aus der „Lustigen Witwe" und der „Dollarprinzessin" erklingen, und nach ihnen wirbelten die Paare durch den Saal. Heut war alles ganz europäisch; man war unter sich; farbige Gesichter, indische Turbane und Kaftane wie sonst so oft sah man nicht. — Mit einer Ausnahme! Zwei kleine zarte Figürchen bewegten sich durch die Menge, exotisch gekleidet und wie fremdartige Blumen anzusehen; zwei junge Mädchen in einer mir damals noch unvertrauten Tracht: kurzen Jäckchen von leichter gelbrötlicher Seide, darunter eng um die Hüften schließenden, glattfallenden Röcken in Form des malaiischen Sarongs aus orangefarbener, zartgemusterter Seide, große Blüten in dem tiefschwarzen Haar, das die lichtbraunen hochstirnigen Gesichter enganliegend umschloß. Eine von ihnen holte jetzt der Kronprinz zum Tanz und walzte mit ihr durch den Saal. Es sah nicht gut aus; sie kamen nicht recht in Takt. Und das lag sicher nicht am Kronprinzen, der ein vollendeter Tänzer ist. Ich habe niemals jemand so gut tanzen sehen wie ihn

und hatte in Indien wirklich viel Gelegenheit, das zu beurteilen; er führt geradezu vollendet und tanzt im wirrsten Gewühl mit einer großartigen Ruhe und vornehmen Eleganz. Es lag an dem kleinen Persönchen, dem der europäische Rundtanz offenbar etwas Fremdes war. Trotzdem schien sie ihrem Tänzer ausnehmend zu gefallen, denn er beschäftigte sich den ganzen Abend mit ihr, saß plaudernd und lachend an ihrer Seite und wählte sie zur Partnerin für den Spaziergang, den man in der Tanzpause in den mit Lämpchen erleuchteten Garten unternahm.

Ich erfuhr, daß die jungen Mädchen birmanische Prinzessinnen waren, Töchter eines Bruders des 1885 gestürzten Königs Tibo, also seine rechten Nichten. Wie der König selbst war auch sein Bruder Limbin aus Birma verbannt worden und wohnte mit seiner Familie in Allahabad unter Aufsicht der Regierung mit einer ihm gewährten Pension, an den Aufenthaltsort gebunden, aber sonst unbehelligt. Der Alte, verbittert und von Sehnsucht nach der Heimat und seinen Sippen verzehrt, lebte mit seiner Frau ganz für sich; seiner Töchter aber, die in englischen Schulen erzogen wurden, hatte sich Lady Hewett angenommen, sah sie öfter bei sich und hatte sie auch heute eingeführt.

Als beide Prinzessinnen einmal nebeneinander in einem Seitenraum saßen, ließ ich mich ihnen vorstellen und kam rasch in eine lebhafte Unterhaltung. Beide sprachen vollendet englisch und überraschten mich durch die vollkommene gesellschaftliche Sicherheit ihres Gebarens. Nach jenem ungeübten Tanz und nach der Fremdartigkeit ihres Aussehens hatte ich etwas Linkisches, durch die europäischen Formen Befangenes erwartet. Aber das reizendste Gegenteil war der Fall. Beide jungen Damen gaben sich so gewandt und auch in unsern Sitten so sicher wie nur das besterzogene englische junge Mädchen aus gutem Hause; höchstens vielleicht noch anmutiger, weil sie eine viel natürlichere Art hatten. Man hatte bei ihnen das Gefühl, daß das, was bei uns durch eine sorgfältige Erziehung erzeugt wird, hier ganz von selbst aus feiner, natürlicher Menschlichkeit

herausgeboren wurde. Beide gaben ſich unbefangen der Freude hin, die ihnen dies Feſt machte; ihre Mienen lachten von Leben und Heiterkeit; ihr Geſpräch hatte eine perſönliche Prägung, Geiſt und Humor, ſo daß ich in meinem hochmütigen Europäerdünkel ganz beſchämt war. Die ältere von beiden, die Tanzpartnerin des Kronprinzen, war, ſo nahe geſehen, in der Tat ein entzückendes Geſchöpf, in der lieblichſten Mädchenblüte, etwa achtzehn Jahre alt. Der ſehr lichte gelbliche Ton ihrer Geſichtsfarbe ſtand recht gut zu der Farbe des Haares und der Kleidung; der den Birmanen raſſeeigene mongoliſche Typ der breiteren Backenknochen trat faſt gar nicht hervor, er war durch eine anmutige Rundung der Wangen zu einem reizenden Oval verwiſcht; die Lippen blühten, und über einem feinen Näschen lachte ein Paar von Klugheit und Lebensfreude blitzender ſchwarzer Augen. Ma Lat war ihr Name, während die jüngere Marglay hieß.

Die letztere war ein klein wenig größer, aber ſichtlich jünger, obwohl es mir nicht möglich war, ihr Alter zu beſtimmen; ich ſchätzte es auf ſiebzehn. Sie war viel ſchlanker und ſchmaler, anſcheinend ſehr zart in der Geſundheit; ihr Geſichtchen länger, nicht ganz ſo überraſchend reizend wie das ihrer Schweſter, ſchon weil es noch nicht in dieſer Vollblüte ſtand, aber die Augen noch größer und das Ganze, bei aller Heiterkeit auch ihres Geplauders, mit einem leiſen Hauch von Leiden oder Sehnſucht oder kindlicher Hingebung verſehen, der es ungemein anziehend machte.

Die ältere Schweſter wurde bald wieder in den Wirbel des Feſtes hineingezogen, die jüngere tanzte überhaupt nicht, und wir vertieften uns derart in ein Geplauder, daß ich deſſen Dauer vollkommen vergeſſen habe. In hübſcheſter Zutunlichkeit erzählte ſie mir von ihrem Leben. Beide Schweſtern waren erſt nach der Verbannung der Eltern, in Indien, geboren und hatten bisher Birma nie geſehen. Die Eltern aber lebten noch mit allen Gedanken dort. Die Mutter, an der ſie ſehr hingen, erzählte ihnen oft von der alten Heimat, von der Pracht der Paläſte in Mandalay und von der goldenen Schwe-Dagon-Pagode in Rangun, deren Glöckchen von ſelbſt im Winde tönen. Ich

kannte damals wenigſtens Rangun ſchon flüchtig von einer früheren Reiſe und konnte beſtätigen, wie wunderbar dieſer erſte Eindruck der birmaniſchen Welt auf mich gewirkt hatte. — Ob ſie nicht Luſt habe, ihr Land und Volk einmal kennen zu lernen? — Oh, gern würde ſie einmal nach Birma reiſen und das alles ſehen. Allein dauernd dorthin zu gehen, fürchte ſie ſich doch. Der Vater liege zwar ſeit Jahren die Regierung an, ihm und ſeiner Familie die Rückkehr zu geſtatten, und das wäre zu begreifen, denn er hätte dort all ſeine Freunde und Verwandten; ſie ſelbſt aber und ihre Schweſtern könnten ſich ſchwer dort hineindenken, während hier alles lieb und freundlich zu ihnen ſei. — Auch ich verſuchte dann, ihr etwas von Europa und Deutſchland und unſerer Art zu leben zu ſchildern. Ob ſie ſchon einmal Schnee geſehen hätte? — Aber gewiß. Allſommerlich ſchicke die Regierung ſie alle nach Almorah in den Himalaja, und da ſei es manchmal bitterlich kalt und fiele Schnee. Aber ſie liebe die Kälte und fühle ſich dabei viel wohler als in der tropiſchen Hitze. Ich erfuhr, daß ſie in der Tat äußerſt zart ſei, oft viele Tage ſtilliegen ſolle und Kopfſchmerzen habe und ſich vieles verſagen müſſe, was ihr lebhafter Geiſt und ihr Lebensdrang wohl begehrten. Es war ſichtlich etwas von der Überfeinerung einer alten vornehmen Familie in ihr. — Dann mußte ich ihr von der Kronprinzeſſin, von ihren Kindern erzählen, vom Marmorpalais in Potsdam und wie die kaiſerliche Familie lebe uſw. uſw. — Übermorgen, ſo erzählte ſie mir, ſei ein großes Feſt zur Feier irgendeines britiſchen Gedenktages, welches, habe ich vergeſſen; da würde, zugleich zu Ehren des Kronprinzen, ein glänzender Aufzug mit Aufführungen aller Art veranſtaltet, bei dem auch ſie und ihre Schweſtern mitwirkten. Das müſſe ich unbedingt anſehen. Vorher aber noch, morgen, müſſe ich ihre Eltern beſuchen; da würde ſie mir zeigen, wie ſie wohnten, und ich würde ſie da in europäiſcher Tracht ſehen, die ſie ſonſt immer trüge. Plötzlich wurde ſie ein bißchen verlegen und ſagte: „Ja, Sie halten mich gewiß für älter als ich bin, für eine erwachſene Lady. Das ſieht in unſerer Tracht ſo aus. Morgen werden Sie ſehen, daß ich noch ein kleines Schulmädel bin. Ich bin erſt fünfzehn Jahre."

Ich verſprach ihr, zu kommen und ſie und ihr Haus zu photographieren, und wir ſchieden, als ob wir uns ſeit vielen Jahren gekannt hätten. Kaum je habe ich ſo raſch ein natürliches Verſtehen von Menſch zu Menſch gefunden wie hier.

Am nächſten Tage beſuchte ich die Familie Limbin. Sie bewohnte ein engliſch-indiſches Mietshaus in dem üblichen geräumigen Garten. Im Innern ein Gemiſch von europäiſcher und aſiatiſcher Einrichtung, ſichtlich in den Mitteln beſchränkt. Ich lernte noch eine ältere Schweſter kennen, die geſtern nicht mitgekommen war; dieſe, ſchon etwas verblüht, aber von großer Würde des Benehmens, am meiſten und bewußteſten Prinzeſſin unter den Töchtern. Dazu noch drei kleinere Mädchen von ſprühender Lebhaftigkeit. Die Eltern erſchienen weniger erfreulich, von Sorgen und Wünſchen bedrückt. Beide ſprachen kein Wort Engliſch, die Töchter dolmetſchten. Der Vater, der augenſcheinlich von ſeiner Rückkehrbegierde wie von einer fixen Idee ganz beherrſcht war, fing ſofort an, mir davon zu erzählen und mich zu fragen, ob ich nicht durch Vermittlung des Kronprinzen die Erlaubnis zu ſeiner Rückkehr erwirken könnte; er ſei nun ein alter Mann und wünſche in ſeinem Lande zu ſterben. Er klagte über die engliſche Regierung, die ihn zu knapp hielte, ſo daß er mit ſeiner zahlreichen Familie nicht auskommen könnte. Marglay, die mir ſchon am Eingang entgegengelaufen kam, in europäiſcher Tracht, einem einfachen, kurzen weißen Kleide mit ſchwarzem Ledergürtel um die ſchmale Taille und offenen Haaren, erſchien jetzt in der Tat noch als ein Backfiſch. Das Exotiſche ihres Geſichtstyps trat dabei im Gegenſatz zu ihrer Kleidung mehr als geſtern hervor. Nur die großen ſtrahlenden Augen ſchienen älter als ſie ſelbſt und gaben ihr auch hier ein merkwürdiges inneres Leben. Sie war ſtolz, daß ich ihretwegen gekommen war, betonte deutlich durch die Honneurs, die ſie machte, die beſondere Zugehörigkeit dieſes Gaſtes zu ihr und war im übrigen ſo reizend und unbefangen wie geſtern. Mit Eifer wurde über das morgige Feſt geſprochen, aber was die Mädchen dabei zu tun hatten, wurde mit wichtiger Geheimniskrämerei verſchwiegen.

Am ſelben Nachmittag waren die Prinzeßchen zum Tee bei der Lady Hewett. Der Kronprinz war auch zugegen. Die Mädchen hatten kleine Albums mitgebracht, in die man ſich zur Erinnerung einſchreiben ſollte. Der Kronprinz bedachte ſich einen Augenblick, dann ſchrieb er lächelnd in Ma Lats Buch die deutſchen Worte: „Auf Wiederſehen!" Ich überſetzte ihr's, und ſie war ſehr beglückt, bat aber, doch noch das Datum hinzuzuſetzen.

„Welches ſoll ich ſchreiben?" fragte der Kronprinz. „Das von geſtern oder das heutige?"

„Please write the 6th of May," ſagte die kleine Prinzeſſin ohne Zögern, d. h. ſie nannte — das Geburtstagsdatum des Kronprinzen! Es war eine Huldigung von reizender Grazie, die in dieſer ſchlagfertigen Antwort lag, und ich führe ſie als Beiſpiel an für den anmutigen Geiſt, den dieſe Mädchen hatten.

Am nächſten Nachmittag, dem des 27. Januar, fand das angekündigte Schauſpiel ſtatt. Am Rande eines ungeheuren Sportfeldes, wie ſie die großen britiſchen Cantonments in Indien beſitzen, war eine lange, überdachte Tribüne errichtet, deren Mitte für den Kronprinzen und ſein Gefolge und die Spitzen der Behörden vorbehalten war, während zu den Seiten Offiziere, Beamte, wohlhabende Grundbeſitzer und Kaufleute, weiße und farbige, ſaßen. Gegenüber der Mittelloge erhob ſich auf dem Sportplatz in einiger Entfernung ein ſtufenförmig anſteigendes Brettergerüſt, die Schaubühne für die Szenenbilder, die zu dem Spiel gehörten, während auf dem freien Raum des Platzes dazwiſchen die Aufzüge ſich entwickelten. Die Darſteller waren Einwohner Allahabads, Angehörige der zuſchauenden Familien: Männer und Frauen, junge Leute und Kinder. Mit größtem Eifer und Ehrgeiz war viele Wochen lang ſtudiert worden, beträchtliche Mittel hatten Regierung und Private dazu beigeſteuert. Der Maharadſcha von Rewa, ein benachbarter indiſcher Vaſallenfürſt, hatte die Prunkelefanten ſeines Marſtalls und eine große Schar Berittener für die Feſtprozeſſion zur Verfügung geſtellt.

Die Feier begann mit Aufführung einer Reihe von Szenen aus der Geſchichte der Provinz Agra und Audh, nach der Dichtung eines

begabten Eingeborenen von Allahabad. Es ist heute Politik der Engländer in Indien, derartige Verherrlichungen indischer Historie selbst zu fördern, um dadurch den Eindruck zu erwecken, als ob ihr Regiment nicht eine Fremdherrschaft, sondern die legitime Fortsetzung und Erfüllung national-indischer Geschichtsentwicklung sei. Im Mittelpunkt der Szenenfolge stand die Figur Akbars des Großen, des gewaltigen Mogulkaisers, der auch eine Residenz in Allahabad gehabt hat. Eine Hauptszene war Akbars Einzug in Allahabad. Ganz von weitem sah man den glänzenden Zug des Fürsten ankommen: buntgekleidete Läufer, Scharen von Reitern mit reichgezäumten Rossen, Fußvolk mit Lanzen und Bannern, gefolgt von zahlreichen Elefanten mit schweren Decken und buntfarbigen Haudas, die die prunkvoll gekleideten Würdenträger des Mogulhofes trugen. Unter rauschender Musik stampften die schwerfälligen Tiere heran. In ihrer Mitte ein besonders riesiger Elefant mit überaus kostbarem Behang und einer ganz vergoldeten thronartigen Hauda, in der, goldstrotzend, Kaiser Akbar selbst mit seiner Sultanin saß. Vor ihm ein Herold auf dem Hals des Tieres, der mit weitschallender Stimme ausrief: „Seine Majestät Sultan Akbar naht, Akbar der Große, Kaiser von Indien!" Und alles Volk um ihn, die Fahnen schwenkend und mit den Waffen klirrend, wiederholte den jauchzenden Ruf, während der Zug heranzog und uns gegenüber hielt.

Eine andere Szene, die mir im Gedächtnis geblieben ist, war Akbars Tod. Der Darsteller lag, weißhaarig geworden, auf einem Prunkbett, umstanden von seinen trauernden Paladinen, die ergriffen die letzten Worte des großen Fürsten entgegennahmen, rollende Verse, deren Sinn ich vergessen habe; es wurde aber gut gespielt und machte großen Eindruck auf das Publikum.

So folgte Bild auf Bild. Die Einzelheiten sind mir längst in der Fülle des damals Gesehenen verschwommen, das Gedächtnis hält aber noch den Eindruck des Reichen, Bunten, in der hellen indischen Sonne Flirrenden dieser hübschen, eigenartigen Bilder fest. Zwischen den einzelnen Szenen traten Gaukler und Waffenkünstler auf. So z. B. Speerwerfer aus einer dafür berühmten Kaste, sehnige braune

Kerle, die Speere mit einer Art Wurfleine auf erstaunliche Entfernungen hin schleuderten.

Den Schluß machte ein großer Aufzug, der die verschiedenen Länder und Völker des britannischen Weltreiches in einzelnen Gruppen allegorisch darstellte. Zuerst kam England selbst, verkörpert durch eine schöne blondhaarige Frau in strahlender Wehr, umgeben von Buben und Mädchen mit Matrosentracht und Schiffahrtsabzeichen. Dann die Gruppe Schottland, ähnlich zusammengesetzt, in bunter Hochländerkleidung. Endlich Irland, in Grün, die Begleiterinnen mit großen roten Hauben. Jede Gruppe kam von links her an den Zuschauern vorübergeschritten bis zur Mitte, um dann im rechten Winkel auf die Bühne gegenüber sich zuzuwenden. In buntem Wechsel folgten in gesonderten Gruppen alle britischen Kolonien. Kanada kam als Ackerbauland mit Weizengarben und Feldgeräten; Südafrika zeigte Symbole des Gold- und Diamantenbergbaus; Australien erschien mit kleinen Cowboys; Westindien mit Negergesichtern, Panamahüten und tropischen Früchten; Gibraltar kam spanisch: eine Anzahl hübscher, feurig aussehender Frauen und Mädchen, mit bunten Mantillen, Kastagnetten und Weintrauben. So ging es fort, in schier endloser Folge, ein grandioser Ausdruck der weltumspannenden Größe des britischen Reiches. Auch dieses Spiel war sicher nicht ohne Absicht der Herrschenden gegeben. An der Herrlichkeit dieses Reiches teilnehmen, ein Glied darin sein zu dürfen mit dem Anschein der Gleichberechtigung, sollte der Eindruck für die indischen Zuschauer sein. Und vielleicht war es auch nicht unnützlich, dem Erben der deutschen Kaiserkrone einmal so etwas vorzuführen.

Bisher hatte ich von Marglay und ihren Schwestern nichts gewahrt. Sollten sie mir in irgendeiner der Gruppen unerkannt geblieben sein? Jetzt aber kam als weitere Sondergruppe unter den Kolonien Birma an die Reihe, und eine Bewegung ging durch die Zuschauer. Anders als die übrigen, weit zahlreicher besetzten Gruppen, wurde dies Land lediglich durch die drei Prinzessinnen-Schwestern dargestellt. Ganz einfach, aber in zierlichste birmanische Tracht gekleidet,

schimmernd in zarter heller Seide, kamen sie langsamen Schrittes herangewandelt, große Blüten im Haar; ihre Sarongs schleppten ein wenig auf dem Rasen nach. Über den Häuptern hielten sie die vielstrahligen, durchscheinenden Sonnenschirme ihres Landes, die ihre Figuren mit einem feinen rötlichen Schimmer überhauchten. Die gerade zum Untergange sich neigende Sonne, die, wie in den Tropen so oft, alles wie mit bengalischem Feuer übergoß, tat ihr übriges, um das Bild der drei zierlichen gelbrötlichen Figuren auf der grünen Fläche vor uns noch reizender zu gestalten. Ihr ruhiger Gang hatte einen so fürstlichen Anstand, wie ihn kein Tanzmeister hätte beibringen können. Und als sie nun bis zu dem Punkt gegenüber der Kronprinzenloge gekommen waren, wo sie wie die andern hätten halblinks sich zur Bühne wenden sollen, uns den Rücken kehrend, da wandten sie sich mit einem Male umgekehrt nach uns zu und führten alle drei zur Loge hin eine tiefe, feierliche, tadellos gelungene Hofverbeugung aus. Dann erst schritten sie gelassen der Bühne zu. Diese offenbar improvisierte Einlage wirkte so überraschend und reizend, das Ganze schien so deutlich zu sagen: „Diesen unsern ganzen Aufzug, Kronprinz, machen wir für dich; für die Masse würden wir uns so nicht gegeben haben; ihr gegenüber gehören du und wir doch zueinander," daß der Kronprinz ein leidenschaftliches Händeklatschen begann, in das die ganze Versammlung einstimmte. Die drei kleinen Prinzessinnen hatten unbestritten den stärksten Erfolg des Tages.

Noch einige weitere Gruppen folgten und vollendeten, die Bühne ersteigend, das dort allmählich entstehende große Gesamtbild: die Verherrlichung Großbritanniens. Die Musik spielte, die Reiterscharen, die Prunkelefanten, deren Elfenbeinhauer jetzt mit angezündeten Lampions behängt, sammelten sich zur Schlußapotheose — das Fest war zu Ende.

Der Kronprinz begab sich von seiner Loge zu den Schauspielern hinüber und dankte ihnen persönlich, was eine große Begeisterung hervorrief. Der Leiter des Festspiels ergriff die Gelegenheit, um zugleich ein Hoch auf den Deutschen Kaiser auszubringen, dessen Geburtstag heute

sei und der seinen Sohn nach Indien geschickt habe. Das Publikum brach in eine stürmische Ovation für den Kronprinzen aus; die Ritter und Reisigen des Schauspiels rissen ihre Säbel aus den Scheiden, die Elefanten hoben ihre Rüssel und ihre mit Lampions beleuchteten Stoßzähne, die bunte Menge schwenkte aufgeregt Tücher und Hände.

Der Kronprinz bestieg dann sein Automobil, hielt aber noch einmal an der Loge der Limbins, um dort den Eltern zum Erfolg der jungen Damen seinen Glückwunsch zu sagen, und verließ den Festplatz. Allmählich begann sich auch das Publikum zu verlaufen, Rosse und Elefanten sollten fortgeführt werden. Da kamen mit einem Male die drei kleinsten Limbinmädel herangestürmt, fielen über mich her wie eine lustige Horde und schleppten mich zum Festplatz hinunter. Drunten stand Marglay in ihrem birmanischen Kostüm, reizender anzusehen als je in ihrer zierlichen Grazie, strahlend im Nachglanz des Erfolges, und nahm lächelnd meine Komplimente entgegen.

„War's wirklich hübsch? Haben wir's gut gemacht? Hat es Ihnen gefallen? Das ist schön." Dann sagte sie: „Wissen Sie, was ich furchtbar gerne möchte? Ich möchte, daß wir beide einmal auf dem großen Elefanten ritten." Ich erwiderte, daß ich das auch ausgezeichnet finden würde, die Möglichkeit dazu jedoch nicht einsähe. Marglay aber lachte. „Lassen Sie mich nur machen."

Sie zog mich mit sich zu dem Manager des Festes, der noch vor der Bühne Anordnungen traf, und sagte zu ihm: „This is Dr. Wegener from the Crownprince's party; he wants to ride on the big elephant." So ein Racker!

Der Inder machte sofort eine tiefe Verbeugung und gab die erforderlichen Anweisungen. Der Elefant Kaiser Akbars, der noch die goldene Hauda trug, wurde noch einmal herangeführt, die Leiter angesetzt, beide klommen wir hinauf und setzten uns nun auf denselben Hochsitz, wo vor kurzem der große Mogul und seine Sultana gesessen hatten. Der Mahaut zwischen den Ohren des Tieres gab das Zeichen, und nun schritt das mächtige Geschöpf, schwer und klirrend in seinem Prunk, mit uns dahin. Marglay war außer sich, wie trunken vom Vergnügen,

ſie klatſchte in die Hände und, den Herold nachahmend, ſchrie ſie jubelnd mit ihrer hellen Stimme einmal über das andere:

„His Majesty! — The Emperor of India! — Akbar the great!“

Ich legte meinen Arm um ihre Hüfte, denn der Hauda-Aufbau wogte im Schritt des Tieres hin und her, und — ſie war ſo reizend Einen Augenblick fühlte ich, wie das gertenhaft ſchlanke und biegſame, warme Körperchen unter der dünnen Seide in unwillkürlicher jungfräulicher Scheu ſich zurückzog; aber nur einen Augenblick; dann überließ ſie ſich mir vertraulich. Ich hütete mich wohl, ſie feſter zu faſſen, als aus dem Bedürfnis des Halts erklärlich war, und ſo ritten wir, im Glanze der letzten Lichter des Feſtes, miteinander mehrere Male auf dem Raſenplatz hin und her, bis der Mahaut wieder an den Tribünen hielt und ich die kleine Prinzeſſin zu ihren Eltern zurückführte.

Am folgenden Tage fuhr die kronprinzliche Reiſegeſellſchaft nach Lucknow weiter. —

Liebe kleine Prinzeſſin, ich dachte an dich, als ich zwei Monate ſpäter auf der verzauberten Stätte des Goldenen Palaſtes deiner Vorfahren in Mandalay ſtand. Und alles Spukhafte, Unverſtändliche daran verſchwand mir. Ich wußte jetzt, daß in dieſen goldſchimmernden Bretterhallen, in dieſen glitzernden Spiegelkammern, in dieſen bizarren Tropfſteingärten doch Menſchen gelebt hatten, ganz wie wir ſelber, mit unſerm Denken und Fühlen, unſerm Lächeln und Schluchzen, unſerm Blut und Herzſchlag. Menſchen gewiß mit heftigen Leidenſchaften — wie bei uns —, aber auch mit Grazie und Güte — wie bei uns. Und wenn dieſe Leidenſchaften manchmal Taten auslöſten, die bei unſern geſitteten Fürſtenhöfen in — ſeien wir vorſichtig und ſagen: Mitteleuropa — nicht mehr vorkommen, ſo liegt das nicht an einer grundandern Natur jener Menſchen, ſondern nur am Unterſchied äußerer Umſtände. — Und ich dachte daran, was für ein wunderliches Geſchöpf doch eigentlich das zweibeinige Lebeweſen Menſch iſt; mit was für verſchiedenem Mummenſchanz er ſein Daſein auf dieſem

Erdenball überall umgibt, und wie er dabei doch überall sich so ähnlich bleibt.

Liebe arme, kleine Prinzessin, ich dachte an dich an dieser öden Stätte unwiderruflichen Verfalls und denke noch heute an dich zurück. Was wird einmal aus deinem eigenen kleinen Leben voll feiner Anmut und Grazie? Auf immer bist du entwurzelt wie eine Lotosblüte, die auf einem Strom dahintreibt. So freundlich auch die fremden weißen Eroberer zu dir im Exil sind, wie du jung und selber freundlich bist, sie werden dich nie ganz zu den Ihrigen rechnen. Auch die Liebe sogar wird darin nichts ändern können, denn nach dem unerbittlich starren Sittengesetz der englischen Gesellschaft in Indien ist ein Ehebund mit einer Farbigen, sei sie wer sie wolle, vollkommen ausgeschlossen. Und kehrst du in deine Heimat zurück, so bist du, fürchte ich, erst recht wurzellos, denn die europäische Erziehung hat dich auch deinem eigenen Volk dauernd entfremdet.

Du bist reizend wie eines der schönsten künstlerischen Gebilde von Mandalay. Aber dein Schicksal ist wie das ihrige. Wie die goldenen Herrlichkeiten des schweigenden Palastes von Mandalay langsam verblassen und sich auflösen, so versinkt und vergeht auch unweigerlich dein heut in alle Winde versprengtes Geschlecht, das darin gelebt hat, Zweig um Zweig und Blüte um Blüte. Mögen deine Blütenjahre wenigstens noch so freundlich sein, wie ich es dir wünsche.

27.

Auf dem Irrawaddi.

1911.

Eigentlich ſollte ich verſuchen in Verſen zu ſprechen. Einfache Proſaworte können den Zauber gar nicht wiedergeben, mit dem mich dieſe Tage hier umfangen. Solche Worte werden genommen als Gefäße beſtimmter Tatſachen, die man übermitteln will. Ich möchte aber ihnen lieber die Macht verleihen können, zu tönen wie der reine Hall des birmaniſchen Gongs, damit ſie, der Muſik ähnlich, vor allem die unausſprechbaren Gefühle und Stimmungen, das weiche, ſelige Träumen in die Seele des Zuhörers hinübertragen, das mich hier ganz erfüllt und glücklich macht, wie ſeit langem nicht.

Wieviel Tage ich nun ſchon auf dieſem breiten, herrlichen Strom aufwärts fahre, weiß ich kaum; ſie fließen für mich einer in den andern hinüber, immer einander gleich in den unendlich einfachen Grundformen ihres Inhalts, immer tiefer und tiefer aber gebadet in Glanz und Frieden. Mandalay, die Märchenſtadt, die ſchwermutübergoſſene, mit ihren ſeltſamen Tempeln und Paläſten, Wundern einer fremdartig hohen Kunſt, die unrettbar dem Untergange geweiht ſind, liegt weit ſchon hinter mir; morgen ſoll ich Bhamo erreichen, jenen entlegenen Grenzort Birmas, von wo die uralte Handelsſtraße nach China hinübergeht. Wundervolle Weltferne atmet alles um mich herum. Und Schönheit!

Wie ſchön in der Tat, vollendet ſchön, iſt dieſe Landſchaft: ganz einfach und ganz groß. Im Vordergrund des Bildes immer der majeſtätiſche Strom, breit wie eine Folge von Seen, und glatt und ſpiegelnd wie ſolche. Oft iſt ſeine Fläche ganz einſam, ſoweit das Auge trägt; öfters noch iſt ſie aber reich belebt. Gewaltige Flöße

treiben ſtromab, die die Schätze von Birmas unermeßlichen Wäldern dem Delta zuführen. Kleine Eingeborenen-Kanus eilen dahin, aus einem Einbaum geſchnitten, ſo leicht, daß ſie kaum in das Waſſer eintauchen und ihr umgekehrtes Spiegelbild nur eben zu berühren ſcheinen. Oder die ſtattlichen großen birmaniſchen Ruderſchiffe mit ihrem mittelalterlich hohen Hinteraufbau und ihrem kühngeſchwungenen und mit künſtleriſch anmutigem Schnitzwerk gezierten Vorderſteven. Hier und dort auch ein flüchtiger Hauch Europas, ein mit Kargo aller Art beladenes Schweſterſchiff des meinigen, ein Flußdampfer der Irrawaddi-Flottilla-Company, der mächtigen Handelsgeſellſchaft, die das geſamte Stromſyſtem Birmas erſchließt und beherrſcht.

Zwei Uferſtreifen umrahmen dieſen Stromſpiegel, an deren wechſelreicher Geſtaltenfülle das Auge ſich nicht ſatt ſehen kann. Hier ſcharen ſich Palmen zu dichten Gruppen zuſammen, dort ragen ſie geſondert auf und zeichnen die Umriſſe ihrer vornehmen Kronen charaktervoll gegen den Himmel ab. Hier tritt üppigſtes Urwalddickicht wie eine undurchdringliche Wand hart an den Fluß, dort reihen ſich einzelne Rieſenlaubbäume am Ufer, deren jeder von beſonderem Wuchs iſt, von herrlicher Entfaltung, mit ſeltſam gewundenem, kraftvoll gezeichnetem Stamm, ſchlangenartigem Wurzelwerk und königlichem Wipfel. Oder Bambusbüſchel ſchießen empor, gigantiſchen Straußenfedern vergleichbar. Ein wunderbarer Schmuck von hinreißender Schönheit ſind die ſtatt mit Blättern ganz und gar mit hellroten Blumen bedeckten Bäume, die überall zwiſchen dem Grün verteilt ſind und weithin leuchten. „Flames of the forest“ iſt ihr poetiſcher und bezeichnender engliſcher Name; den botaniſchen kann ich nicht erfahren. Bald fällt der Strand in einem hohen Steilrand hernieder in das braune gurgelnde Waſſer, bald iſt er flach und breit, weiße Sandbänke lagern davor. Auf ihm — gewöhnlich auf dem hohen Ufer, um der Überſchwemmungsgefahr zu entgehen — liegen am Strom aufgereiht die Dörfer und Städtchen der Birmanen: Reihen ſauber anzuſehender Häuschen aus Holz und Bambusgeflecht, jedes auf Pfählen mehr oder minder hoch über dem Boden, damit die feuchte Luft der Regenzeit frei darunter

durchſpielen kann, und wunderhübſch hineingebettet in das dichte Grün. Schmale Pfade, zuweilen auch lange Holztreppen, führen zum Fluſſe hinab. Oben am Rande, gewöhnlich auf dem am meiſten ins Auge fallenden Punkte, einem Vorſprung des Ufers oder einem Hügel, liegt, von Palmyra-Palmen umgeben, die Pagode; der glockenförmige Unterbau weiß getüncht, die ſchlanke Spitze mit dem „Hti", dem Sinnbild des Ehrenſchirms, in funkelnder Vergoldung und behängt mit Glöckchen, die zart und leiſe im Winde von ſelbſt erklingen. Öfter noch ſind es ihrer mehrere, ja ganze Gruppen in allen Stufen des Alters: von dem ganz jungen Neubau, der wie friſchgefallener Schnee ſchimmert, bis zur altersgrauen zerbröckelnden, von wildem Gerank überwucherten Ruine. Überall, in Nähe und Ferne, zu Dutzenden, zu Hunderten nicht ſelten, grüßen dieſe Pagoden, die Wahrzeichen Birmas und ſeiner buddhiſtiſchen Frömmigkeit; wie fremdartige, weiße Rieſenblumen erblühen ſie auf allen Gehängen, auf jedem über die Umgebung aufragenden Berge. Hölzerne Miniaturklöſter erheben ſich neben ihnen und wunderliche Greifen- oder Löwengeſtalten, oft von rieſiger Größe, mit Hakenſchnäbeln, Flügeln und grellfarbigen großen Rundaugen, bewachen ihre Eingänge. Seltſamer als das phantaſtiſchſte Märchen berührt es oft, wenn man mitten in einſamer Waldgegend plötzlich dieſe ſteinernen grotesken Fabeltiere, halb unheimlich, halb humoriſtiſch glotzend, aus dichtem Grün hervortreten ſieht.

Dies alles iſt dann im Hintergrunde zuletzt eingefaßt von einer wundervollen Weite. Ferne, blaue Gebirge in reizvollen Schwingungen begrenzen den Blick; aber ſie umſchränken ihn weniger, als ſie ihm Flügel zu leihen ſcheinen ins Geheimnisvolle, Unerforſchte hinein. Unſagbar ſchön iſt das götterhafte Licht, das vom hellen Himmel mit ſeinen klaſſiſch geformten weißen Wolkenballen herniederſtrömt, auf den weiten Waſſern ſich ſpiegelt und von ihnen wieder zurückſtrahlt in den zarteſten Farbentönungen, die denkbar ſind. Es iſt ein äſthetiſch feinſter Genuß, dieſe delikaten, wie Perlmutter opaliſierenden Schattierungen auf Waſſer, Himmel und fernen Bergen zu verfolgen; eine ganz kleine Spanne in der Skala der Töne, aber von einem unendlichen Reichtum der Abſtufungen.

Der hübſche ſaubere Dampfer hat ſein Deck für europäiſche Fahrgäſte ganz am Vorderteil des Schiffes. Hier liegt man, im Schatten des Holzdaches, das darüber iſt, den Tag hindurch auf bequemen easy chairs unmittelbar über dem glänzenden Strom, wie aufgelöſt in wollüſtigem Verdämmern der Stunden; das Auge trunken von ſeliger Luſt, das Ohr nicht minder von dem unabläſſigen Rauſchen des Kiels und von der immer wiederkehrenden urſprünglichen Melodie, mit der der braune Schiffsjunge an der Reling die Tiefen herſingt, die er mit der Lotleine mißt. Wieder einmal iſt alles hinter mir verſunken und vergeſſen, was ſonſt die Seele beunruhigt und bewegt; der unendliche Friede, der über dieſer Welt hier liegt, erfüllt mich, durchdringt mich ganz bis ins tiefſte. Das unabläſſige, reizende Gleiten der Landſchaft, die langſam aus der blauen Ferne herangezogen kommt und wächſt und bunt und lieblich, immer neu und doch in allem von narkotiſierender Monotonie vorüberzieht, verliert allmählich ganz den Charakter der Wirklichkeit; es iſt, als hätten wir jenen Vollendungszuſtand indiſcher Philoſophie erreicht, wo wir erkennen, daß die Dinge dieſer Welt im Grunde nur farbiger Schein, nur ein ſchillerndes Traumſpiel der Maja ſind. Ein ſüßes Spiel, ohne Harm und Leid; unſere Seele iſt frei von irdiſchen Banden, ſie ſchwebt, ſchwerelos wie eine Flaumfeder im Lufthauch, zwiſchen den beiden lichten Himmeln, dem über uns und ſeinem Abglanz unter uns auf dem Stromſpiegel, in grenzenloſe Weite dahin.

Von Zeit zu Zeit halten wir an einer größeren Ortſchaft. Dann ſpringt von unſerm Bord ein halbes Dutzend ſchlanker, bronzefarbener Kerle, mit nacktem Oberkörper, ins Waſſer und ſchwimmt unter gewaltigem Spritzen mit luſtigem Wetteifer ans Land. Einer von ihnen hält in den Zähnen eine dünne Schnur. Mit der wird dann vom Ufer ein dickes Seil zu uns herübergezogen, an dem wir das Schiff befeſtigen.

Am Uferrande ruft unſer Erſcheinen reges Leben hervor. Iſt doch unſer Dampfer, die Poſt, die er mitbringt, die Ware, die er heranführt, die einzige Verbindung dieſes Örtchens mit der großen Welt. Kleine Kinder, oft mit nichts als natürlicher Anmut bekleidet, laufen jauchzend zum Strande herunter oder hocken ſich, nach Art der

Erwachsenen, ernsthaft nebeneinander zum Schauen auf den Boden. Kulis scharen sich um die Landungsstelle, um das Gepäck der Aussteigenden in Empfang zu nehmen. Oben am Rande erscheinen, in lässiger Grazie, die hübschen birmanischen Mädchen und Frauen besseren Standes, unziemliche Neugier vermeidend, ohne doch ihr lebhaftes Interesse ganz verbergen zu können. Entzückende Farbenflecke im Gemälde bilden ihre seidenen, lebhaft gefärbten Sarongs um Hüften und Füße, jene reizende Tracht, die dem Lande Birma den Namen des „seidenen Ostens" eingetragen hat, und die, wie die losen weißen Jäckchen darüber, stets tadellos frisch und sauber erglänzt. Über ihren Häuptern schwebt der runde, durchscheinende Sonnenschirm in orange oder rotgelb; er umgibt die niedlichen Köpfe wie eine feurige Aureole und übergießt Antlitz und Figur mit einem goldenen Schimmer. Zwischen ihnen bewegen sich schlankgliedrige junge Männer, die Elegants des Dorfes, in ähnlichen Sarongs, um den Kopf das bunte Seidentuch gewickelt. Bedächtig schreitende Mönche wandeln vor den Pagoden; in ihren nach Römerart geschlungenen zitronengelben Togen und mit dem kahlgeschorenen Schädel über dem braunen Nacken sehen sie wie lebendig gewordenes Bildwerk des klassischen Altertums aus. Zuweilen sprengt auch wohl ein blaßgesichtiger Europäer unter großem Sonnenhut auf kleinem Pony eilig daher, ein Agent der Gesellschaft, der Waren zu verladen hat, oder ein in die Urwälder verschlagener Angestellter einer der großen Holzfirmen Birmas, der die neueste Kunde aus Rangun erfahren will.

Sobald das Schiff festliegt, werden ein paar Bretter ans Land geschoben, und über sie quillt der Strom der eingeborenen Passagiere hinaus. Ihnen ist auf dem Schiff der größte Teil des Oberdecks eingeräumt, und es ist außerordentlich nett, während der Fahrt dort zwischen ihnen umherzugehen und sie zu beobachten. Die große Sauberkeit, ja man kann sagen Eleganz der Birmanen, der Hauptmasse unter der Bevölkerung Birmas, deren Einfluß sich auch den übrigen Elementen mitteilt, bringt es mit sich, daß ein solches Deckbild nicht, wie so oft anderswo in tropischen Ländern, uns durch Schmutz und Unordnung trotz alles Malerischen abstößt. Im Gegenteil, es ist gerade besonders

hübsch zu sehen, wie sie ihrem Bedürfnis nach ästhetischem Behagen und einer feinen Erhöhung des Lebens auch während einer solchen kleinen Reise nachzukommen wissen. Jeder hat seinen Platz sauber mit seinen Sachen umstellt und so ein ihm gehöriges Fleckchen geschaffen, in dessen Mitte er einen bunten Teppich ausgebreitet hat; Blumen und Früchte, für sich und andere, kleine Toilettengegenstände u. dgl., auch wohl Buddhafigürchen und Heiligenbilder sind zierlich auf den Kisten oder Truhen aufgestellt, wie wenn man sich ein Wohnzimmerchen einrichtet, und alles verkehrt heiter und anständig miteinander. Besonders ins Auge fallen neben den eigentlichen Birmanen die ihnen verwandten Bewohner der Schan-Staaten, jenes noch wenig durchforschten Grenzgebiets zwischen dem Irrawaddi-Tal und China, dessen blaue Berge dort am östlichen Horizont dahinziehen. Sie sind sehr fromme Buddhisten und gehen besonders viel auf Wallfahrten, zu dem vornehmsten Heiligtum Birmas, der goldspitzigen Arrakan-Pagode im heiligen Mandalay, oder gar bis zu dem Wunder der Welt, der großen Schwe-Dagon-Pagode, unten fern in Rangun, oder zu irgendeiner kleineren, näher gelegenen, die irgendwelchen Beziehungen und Empfehlungen eine besondere Verehrungswürdigkeit gerade in diesem oder jenem der entlegenen Walddörfer verdankt. Leider ist es bei diesen Leutchen wie anderswo auch: die Hauptträger dieser Frömmigkeit sind die ältesten Weiber, die „alles hinter sich" haben, und man sieht, wie bei Naturvölkern immer, wahre Abenteuerlichkeiten an Unschönheit unter ihnen. — Eben ist eine ganze Schar von solchen Schan-Frauen ausgestiegen, und wandelt nun, in schwarze Kleider gewickelt und mit hohen schwarzen Turbanmützen von merkwürdiger Form, in langer Prozession den Ufersteg hinauf. Oben stehen Reihen zweirädriger Ochsenkarren, um sie zu einer benachbarten, einige Meilen im Innern liegenden berühmten Pagode zu führen.

Auch der Sohn des Reichs der Mitte, der bezopfte Chinese, ist heute bereits reichlich am Irrawaddi vertreten. Teils der wohlhabende Händler mit klugem Gesicht, in tadellos sauberer Kleidung, mit kunstvoll geflochtenem Strohhut und künstlerisch gearbeitetem silbernen Rauchzeug; teils auch, und neuerdings immer mehr, der Kuli, in einfachstem

Baumwollkittel von dem traditionellen Blau, das jeder Chinareiſende ſo gut kennt, auf dem Kopf den rieſigen, in eine Spitze auslaufenden Radhut, der Sonnen- und Regenſchirm zugleich iſt, ein breites, gutmütiges Grinſen in den groben Zügen, und die derben nackten Schenkel und Arme prall und ſtrotzend von geſunder Kraft.

Trotz aller Idylle geht es aber doch auch nicht ohne aufregende Ereigniſſe ab. Bei einem Örtchen nicht weit oberhalb von Thabeikkyin, von wo aus man die Reiſe zu den berühmten Rubinenfundſtätten von Mogok am Fuß der Schan-Gebirge macht, legten wir, auf Grund der Waſſerverhältniſſe, nicht am Ufer ſelber an, ſondern ankerten mitten im Stromſtrich, den Verkehr zum Lande mit Boot vermittelnd. Hier kam es, daß wir, als eben der Anker wieder gehoben werden ſollte, eines der großen Flöße gerade auf uns zutreiben ſahen. Die Flößer auf ihm, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, benahmen ſich ſo töricht wie nur möglich; alles Pfeifen unſeres Dampfers, alles Rufen und Winken von unſerm Schiff machte ſie, die ja ſeit alters lediglich daran gewöhnt ſind, ſich in träumeriſcher Behaglichkeit ſtromabwärts treiben zu laſſen, immer kopfloſer. Sie brachten es nur fertig, daß das Floß um ſo ſicherer gerade auf uns zutrieb. Ratlos und ſchreiend liefen ſie durcheinander, als dann die Mitte des Floßes auf unſerer geſpannten Ankerkette auflief. Mit unwiderſtehlicher Gewalt drängte die Strömung das übrige nach; unter Knirſchen und Krachen barſten die Verbindungen der einzelnen Teile des Floßes; dieſe ſchoben ſich übereinander, ſtellten ſich ſchräg, und tauchten langſam unter die darüberdrängende Flut. Eine Szene wilder Verwirrung! Einige der Leute fielen ins Waſſer, was bei ihrer Schwimmkunſt und ihrer mangelhaften Bekleidung ſchließlich nur ein Bad für ſie bedeutete. Andere rannten zu dem Hüttchen, das in der Mitte des Floßes erbaut war, ganz neu, blitzſauber, mit einem hübſchen, mattenbelegten Vorplatz und noch geſchmückt mit ein paar verwelkten Blumenſträußen, die jedenfalls ſeine Vollendung eingeweiht hatten. Sie ſchleppten ihre bewegliche Habe, ein paar Kleiderbündel und kleine Blechkoffer, heraus und in ihr Einbaumboot. Unmittelbar danach drängten die Waſſer die Plattform, auf der das Häuschen

ſtand, ebenfalls ſchräg gegen die Kette und den Bug unſeres Dampfers hinauf, ſie leckten näher und näher heran, erreichten und verſchlangen es; es verſchwand mit dieſem ganzen Teile des Floßes gurgelnd unter dem Schiffsbauch. Das Floß beſtand aus großen Theyar-Stämmen, deren eiſenhartes Holz ſo ſchwer iſt, daß ſie nicht ſchwimmen. Deshalb ſind über ihnen beſondere Bambusflöße befeſtigt, an denen ſie hängen. Wie dieſe Bambusflöße nun ſich unter der Wucht des Stromes vielfach löſten und zerbrachen, befreiten ſich auch die Stämme von ihnen und tauchten, wie die grauen Leiber lebendiger Urweltdickhäuter, einen Augenblick auf und dann langſam in die Tiefe — auf Nimmerwiederſehen. Zuweilen nahm ihr Gewicht noch einen Teil des Bambusfloßes mit hinab, das ſich erſt unten ganz von ihnen löſte und nun plötzlich gewaltſam aus dem Waſſer heraus wieder in die Höhe ſchoß. Auch von unſern eingeborenen Leuten waren ſogleich einige mit auf das Floß hinabgeſprungen, um mit Beil und Buſchmeſſer zu helfen, die Verbindungen der Floßteile zu zerſchneiden und ſo das Vorübertreiben der einzelnen Abteilungen und eine Befreiung unſeres Schiffes von ihnen zu ermöglichen. Erſt nach dreiviertelſtündiger Arbeit aber gelang es, das Schiff klar zu bekommen, während die Flößer die geretteten Trümmer am Ufer zu ſammeln bemüht waren.

Noch indeſſen konnte der Befehl zum Lichten des Ankers nicht ausgeführt werden, als wir ſchon ein zweites Floß ganz genau in derſelben Weiſe auf uns zutreiben ſahen; wieder ſo ungeſchickt geleitet, wie das erſte, und genau mit ſeiner Mitte gegen uns ſegelnd. Wieder erfolgte genau dieſelbe Kataſtrophe; jetzt dadurch in ihrem Eindruck noch vermehrt, daß die Schiffer, nachdem ſie das Hoffnungsloſe ihrer Ausweichverſuche erkannt hatten, in das Hüttchen liefen und einen armen Blödſinnigen, den ſie darin mitführten, herausretteten. Zitternd und mit offenem Munde ſtierte dieſer, ein noch junger Mann, von dem äußerſten Ende des Floßes auf die Szene der Zerſtörung. — Und kaum hatten wir uns in ähnlicher Mühſal auch von dieſem Floß befreit, als, ausgerechnet ein drittes, ganz gleiches, unter denſelben Manövern herantrieb. Achſelzuckend vergrub jetzt der Kapitän die Hände

in die Hoſentaſchen, ſetzte ſich auf den Bordrand und ließ die Toren herankommen. Diesmal gelang es den Flößern wenigſtens, das Gefüge des Holzwerkes in der auf unſern Schiffsbug zutreibenden Mitte ſchon vorher ſoweit zu lockern, daß das Ganze ſogleich in zwei Teile zerbarſt, die mit weſentlich geringerem Schaden als zuvor rechts und links an unſerm Schiffsrande entlang glitten. Das hübſche Häuschen, das auch hier darauf ſtand, kam zu unſerer Freude heil davon, und nur wenige Stämme gingen verloren. Nun erſt, nach einem Verluſt von zwei vollen Stunden, konnten wir unſere Fahrt fortſetzen.

So verrinnt der Tag; die überwältigende Lichtfülle der Mittagsſtunde dämpft ſich allmählich, die Farben der Landſchaft werden tiefer und ſaftiger, goldige Tönung überflutet die Ufer, auf denen der Widerſchein der im Weſten langſam niederſteigenden Sonne ruht; ſatter wird das Grün der Wälder, wirklich wie lodernde Flammen erglühen die wundervollen flames of the forest! Auch die Tierwelt wird lebendiger nach der Glut und träumeriſchen Ruhe des Mittags: Scharen gelblicher Affen turnen an den ſteilen Ufergehängen entlang; auf dürrem Gezweig über dem Waſſer ſitzt der braune, weißköpfige Adler, genau ſo, wie wir ihn auf den alten Seidengemälden Chinas kennen; im Geäſt der hohen Laubwipfel ſieht man den Pfau mit ſeinem langen Schweife aufbäumen und zahlloſes Waſſergeflügel, ſchwarze Kormorane, hochbeinige Kraniche u. a. m., beleben die weißen Sandbänke im Fluß; wie Edelſteine blitzende Königsfiſcher flattern am Ufer dahin, und elegante Schwalben gleiten ſpielend über die ſpiegelnde Stromfläche. Endlich geht mit Prangen die rote Sonne hinter den weſtlichen Hügeln zur Rüſte. Die phantaſtiſchen Wolkengebirge über den Bergen des Oſtens erglühen unter ihren letzten Strahlen in magiſchem Feuer, und in überirdiſcher Transparenz ſchimmert der Strom, als gäbe ſeine Tiefe all das ſelige Licht zurück, das ſie den Tag über eingeſogen hat.

Tropiſch raſch ſinkt dann das Dunkel der Nacht hernieder. Noch eben ſtanden die Fächerkronen der Palmen in ſcharfen, ſchönen Schattenriſſen deutlich am bleichen Himmel, und plötzlich ſind auch ſie

verſchwunden. Nur noch als einheitliche, ſchwere dunkle Maſſen mit undeutlichen Umriſſen faſſen jetzt die Ufer den ſchwarzen Strom ein.

Unſer Auge würde vielleicht die Finſternis auf ihm nicht ganz ſo ſchwarz empfinden, wenn nicht der ſcharfe Kontraſt des Scheinwerfers da wäre, den der Kapitän am Bug unſeres Schiffes ſpielen läßt, um die Fahrt noch ein paar Stunden nach Sonnenuntergang fortzuſetzen und ſo den Verluſt von heute früh möglichſt wieder einzubringen.

Wenig enthüllt der ſchmale Lichtkegel von der Geſtaltung der Ufer, über die er gelegentlich dahinſtreift. Dafür zeigt er uns aber über dem Waſſer das Vorhandenſein einer ganz eigenartigen Welt, von der unſer Auge während des Tages nichts geſehen. Die Welt der Kleinlebeweſen, die hart über dem warmen Flußſpiegel ihr Weſen treiben. In dem hin und her huſchenden Strahl erſcheinen Millionen von Motten und Fliegen. Sie bilden faſt eine Art Nebelſchicht, aber eine von wimmelnden Einzelleben, über dem Waſſer. Wie blitzende Sterne, wie weiße, zuckende Feuerfunken ſchießen die größeren von ihnen durch den Lichtkegel hindurch oder taumeln in ihm entlang ſeiner flammenden Quelle entgegen; wie ein matter Milchglanz ſchimmert die unermeßliche Schar der kleineren und ferneren. Zuweilen ſcheucht der Schein auch eine Herde ſchlummernder Wildgänſe auf einer Sandbank auf, oder ein großer weißer Reiher wird ſichtbar, der auf einem treibenden Baumzweige hockt; taumelnd erhebt er ſich und verſchwindet mit breitem Flügelſchlag in der Nacht. Wunderliches Getier tanzt um die Lampen unſerer Kajüte, angelockt von ihrem Licht: Inſekten, wie ich ſie nie geſehen, von rieſiger Größe, mit ſchillernden Flügeldecken und abenteuerlichen Fühlern, die uns umſchwirren wie die Spukgeſtalten auf den holländiſchen Antoniusbildern. Wir müſſen zuletzt die Fenſter ſchließen, da ihrer zuviele werden. Nun bedecken ſich von außen die Scheiben mit flatterndem und kriechendem Getier der Nacht von hunderterlei Arten.

Endlich läßt der Kapitän es genug ſein für heute. Wir ſind am Eingang der großen fjordartigen Durchbruchsſchlucht des Irrawaddi angekommen, die man das zweite Défilé nennt, und jenſeits deren das Becken von Bhamo liegt; die Fahrt wird zu bedenklich im

Nachtdunkel. Der Scheinwerfer erlischt, der Anker rauscht knatternd in die Tiefe, wir liegen still inmitten des mächtigen Stroms, der leise gurgelnd an unserm Bug vorüberzieht. —

Ich sitze nach dem Abendessen, das wir wenigen Passagiere mit dem Kapitän zusammen eingenommen haben, draußen auf dem Verdeck und schaue in die tiefe Nacht hinaus.

Nur soviel zeigt der matte Flimmer der Sterne, daß die beiden Ufer des Stroms einander näher als früher liegen und daß sie höher sind als zuvor. Sonst ist nichts zu unterscheiden. Zwei oder drei kleine Lichter etwas stromabwärts am Uferrande lassen erkennen, daß dort menschliches Leben sein muß. Verworrenes Geräusch, Musik von Eingeborenen-Instrumenten und einzelne, zusammenhanglose Töne von Gesang, klingen aus dem Dunkel herüber.

Das Geheimnisvolle dieser verlorenen Klänge reizt mich. Ich frage den Kapitän, was sie wohl zu bedeuten haben. „Oh," meint er, „wahrscheinlich nichts von besonderem Interesse. Vielleicht sitzen nur ein paar Leute um ein Feuer und musizieren etwas vor sich hin. Vielleicht ist es auch ein Begräbnis, bei dem sie immer Spektakel machen."

„Ist es wohl möglich, daß ich einmal hinüberrudere und mir die Sache ansehe?"

„Aber gewiß. Ich gebe Ihnen gern ein Boot. Und ich kann Ihnen auch meinen birmanischen Schiffsklerk mitschicken, damit er für Sie dolmetscht." Ich fragte unter den Passagieren, ob jemand Lust habe, mitzukommen. Niemand wollte. Nur der Zweite Offizier, ein junger, frischer Mensch, entschloß sich, mich zu begleiten.

Ein Boot wurde zu Wasser gelassen, und wir kletterten hinein. In diesem Augenblick hatte der Kapitän die Liebenswürdigkeit, den Scheinwerfer anzustellen, um unsern Pfad zu beleuchten.

Wie wunderschön das war! In seinem Licht trat plötzlich, wie durch Zauberei, ein kleines Dorf auf einer Anhöhe am Ufer aus dem Nachtdunkel hervor, in jener unnatürlichen, theaterhaft grellen Art, die der elektrische Scheinwerfer den Dingen in der Nacht verleiht, wo alle

Farben bengaliſch bunt ſind und die ſcharfen Schlagſchatten die Bäume und Häuſer flach, wie aus Pappe geſchnittene Kuliſſen, erſcheinen laſſen.

Binnen kurzem waren wir am Ufer und ſprangen auf den weißen Sand. Wunderliche Gebilde lagen dort herum, in der fremdartigen Beleuchtung zunächſt nicht zu erkennen. Waren es dicke, graue Baumſtämme? Waren es große runde Steine? Oder waren es rätſelhafte Lebeweſen von unbekannten Formen? Schwerfällig erhoben ſie ſich erſt, einer nach dem andern, als wir faſt auf ſie traten. Es waren mächtige graue Waſſerbüffel, verdutzt von dem blendenden Schein, die wir hier aufſcheuchten. Mit plumpen Sprüngen, in den großen Augen das fremde Licht, entfernten ſie ſich.

Zwiſchen Holzlagern und auf den Strand gezogenen Kanus erklommen wir den Uferrand und betraten den Eingang der von zwei Häuſerreihen eingefaßten Dorfſtraße. Wie feurige Finger griffen die Strahlen des Scheinwerfers zwiſchen den einzelnen Hütten und den Pfählen der hohen Plattformen hindurch, auf denen ſie ſtanden. Menſchen ſahen wir zunächſt nicht; wohl aber hörten wir die Dorfhunde, die rebelliſch wurden und uns wütend von nah und fern anbellten. Eine unbehagliche Situation. Wir faßten unſere Stöcke feſter und ſchritten vorwärts, einem Lichtſchimmer zu, der in einiger Entfernung vor uns durch die Bäume fiel und von woher die Muſik, jetzt aus größerer Nähe, kam. In dieſem Lichtſchimmer nahten ſich einige menſchliche Geſtalten. Ihre Geſichter konnte ich nicht ſehen, wohl aber erkannte ich, daß man uns mit Freundlichkeit begrüßte.

Nur ein paar Schritte weiter und wir waren auf dem kleinen Hauptplatz des Dorfes angelangt, den ein paar rieſige Bäume überwölbten und einige Hütten im Viereck umgaben. Hier ſaß die ganze Bewohnerſchaft des Dorfes, um einzelne Feuer gruppiert: Männer, Frauen und Kinder, bis zu ganz kleinen herunter. Einige geflochtene Matten bedeckten die Mitte des Platzes, und ein paar an Bambusſtangen aufgehängte Öllampen beleuchteten dieſen Raum.

Es war hier — und nichts anderes war der Grund der Muſik — ein pwé (ſprich wie pöé) im Gange, die Aufführung eines jener

volkstümlichen Dramen, mit Königen, Helden und Dämonen, die dem ganzen birmanischen Volke von Jugend auf vertraut sind, die es schwärmerisch liebt und auswendig weiß, und die bei Festlichkeiten irgendwelcher Art von den Dörflern selbst dargestellt werden. Die Kosten bestreitet entweder ein reicher Gönner oder eine Sammlung von Haus zu Haus im Dorfe.

Die Handlung stockte, als wir den Dorfplatz betraten. Eine Respektsperson, ein Dorfältester oder Dorfschulze, trat uns entgegen und begrüßte uns verbindlich; auf seinen Wink wurden aus den benachbarten Häusern zwei Lehnstühle europäischer Form herbeigeschafft, auf denen wir Platz nahmen; dann ging, ohne daß viel mehr geredet wurde, das Spiel weiter. Der birmanische Dolmetscher, den wir mit uns hatten, stand neben uns und gab uns Erklärungen der Vorgänge. Leider war seine Geschicklichkeit sehr beschränkt, so daß ich nur in ganz allgemeinen Zügen erfassen konnte, um was es sich handelte. Im Mittelgrunde der Szene saß ein Mann auf einem Stuhl und stellte einen König vor; in gemessener Entfernung von ihm standen drei andere, die Minister waren. In singender, feierlich getragener Sprechweise befragte sie der König um den Stand der Dinge in seinem Lande, und zwar schien ihm dabei ganz besonders daran zu liegen, zu erfahren, ob auch die Klöster und Pagoden gut imstande, ob die Mönche und Priester wohlgehalten seien und es ihnen an nichts fehle. Das war nicht uncharakteristisch, denn diese Dramen, obschon weltlichen Inhalts, sind doch zweifellos stets von den Priestern wenn nicht verfaßt, so doch wesentlich beeinflußt, da sie Träger und Bewahrer der gesamten Bildung des Volkes sind. In ähnlich singendem Tone antworteten die einzelnen Minister und versicherten, daß die Priester höchst zufrieden und daher das Land sehr glücklich sei. All das wurde in endlosen, offenbar höchst blumigen Reden vorgebracht, unter gelegentlicher Begleitung eines kleinen, im Dunkel des Hintergrundes für mich unsichtbaren Orchesters, ähnlich wie bei den Secco-Rezitativen unserer alten Oper. Besondere Kostüme trugen die Schauspieler nicht, nur extra saubere und neue seidene Kleidung. Es war eben ein ganz kleines und

armes Dorf, das auch ſeine Freude haben wollte, ohne viel Aufwand treiben zu können.

Jetzt trat eine „Prinzeſſin" auf, ein niedliches junges Mädel, mit ihrer Gefolgsdame, einem ein wenig älteren Mädchen. Das Prinzeßchen trug nun doch ein, wenn auch beſcheidenes, Theaterkoſtüm; ihr enganliegendes Jäckchen über dem ſeidenen Sarong war vorn mit bunten Metallflittern beſetzt und unten am Rande war es durch irgendwelche Drahteinlage zu jenen phantaſtiſchen, nach oben ſtrebenden Schwingungen aufgebogen, die ſo charakteriſtiſch für die Tracht birmaniſcher Götter, Helden und Hofperſonen ſind, die man auf all den ſtiliſierten Schnitzereien der Birmanen findet und die den Hoftrachten aus der letzten Zeit des birmaniſchen Königtums, wie ſie im Palaſt von Mandalay aufbewahrt werden, ein Ausſehen geben, als beſtänden ſie aus lauter nach oben flackernden Flammen. Auf dem Kopfe trug ſie eine der zu dem Koſtüm gehörigen ſpitzen Kegelmützen. Die junge Dame wurde von lebhafterer Muſik des unſichtbaren Orcheſters und einem Geſangschor, der ebenfalls im Dunkel hinter der Szene hockte, begrüßt und begann mit ihrer Gefährtin nun einen der birmaniſchen Tänze, die aus einem langſamen Hinundherſchreiten, einem Hinundherwerfen der Hüften und merkwürdigen Biegungen der Arme, Hände und Finger beſtehen. Der Körper nimmt dabei jene aus den landesüblichen Skulpturen bekannten Haltungen an, die Hüfte weit rechts oder links herausgebogen, den Kopf entſprechend geneigt, ſo daß die ganze Geſtalt eine geſchlängelte Linie bekommt, während die Arme in ſtreng ſtiliſierten rechtwinkligen Beugungen davon abſtehen. Das junge Ding, in ihrem gewöhnlichen Daſein gewiß arbeitſame Haustochter des Dorfhauptes, bot ſicherlich keine erſtklaſſige Leiſtung, aber ſie war doch graziös und jugendlich anmutig und übte ihr Amt mit ruhiger Sicherheit, ohne ſich durch die unerwartete Anweſenheit der Fremden beeinfluſſen zu laſſen. Das andere Mädchen ahmte alle ihre Bewegungen nach, auch nicht übel, und es war ein allerliebſtes Schauſpiel. Nur daß es, wie all dieſe Dinge für den ungeduldigen Europäer, endlos lange dauerte. Endlich traten die Mädchen ab, d. h. ſie miſchten ſich unter das Publikum, an

einem der Feuerchen ſich niederhockend, ohne daß ich recht begriff, was ſie eigentlich gewollt hatten. — Nun kam von der andern Seite her ein „Prinz“, ein ſchlanker, junger Burſche, begleitet von einigen andern, und hielt eine längere Anſprache, unterbrochen von ſeinen Freunden, deren Zwiſchenreden, wie es ſchien, höchſt humoriſtiſch, wahrſcheinlich ſogar recht derb waren, denn homeriſches Gelächter der Zuſchauermenge begleitete ſie jedesmal. Hierauf nahte ſich ein älterer Mann und nahm Platz auf dem einzigen auf der Bühne ſtehenden Stuhl, der je nach Bedürfnis Thron oder Altar oder ſonſt etwas zu bedeuten ſchien. Er wurde mit großer Reverenz von den anweſenden Darſtellern begrüßt und ſollte einen höheren Prieſter vorſtellen. In der Tat hielt er, wie es ſchien, höchſt erbauliche Ermahnungen, die die andern ehrerbietig, zur Erde niedergeworfen, anhörten. Im weiteren Verlauf der Sache vermählte dieſer Prieſter den Prinzen mit der wieder auftretenden Prinzeſſin, die beide vor ihm niederknieten. Dann zog er ſich, ſamt dem übrigen Gefolge, diskret zurück, und es erfolgte nun ein Wechſelgeſang der beiden, eine Liebesſzene, wie mir der Dolmetſcher verſicherte.

Auch ich hielt es allmählich an der Zeit, mich zurückzuziehen. Aber der Dorfälteſte ließ mir ſagen, ich ſolle doch noch etwas warten, es käme gleich noch eine zweite Prinzeſſin. Richtig, nach einiger Zeit trat ein neues junges Mädchen auf, ähnlich in Flitter gekleidet, und begann in ähnlicher Weiſe wie die erſte Geſang und Tanz. Wie es ſchien, hatte ſie ältere Anſprüche an den Prinzen geltend zu machen, kam jedoch augenſcheinlich zu ſpät mit ihnen. Dies junge Ding hatte entweder ſchlecht gelernt oder ſie zierte ſich vor uns Fremden. Sie lachte, drehte ſich verlegen ab, ſtatt zu antworten, wenn an ſie die Reihe im Wechſelgeſang kam, bewegte ſich ungeſchickt im Tanz und blieb zuletzt ganz ſtecken. Unwillig ſoufflierten ihr die Umſitzenden, aber ſie war das richtige alberne Gör, es war nichts mit ihr zu machen. Um ſo wohlgefälliger ließ ſich ihre Partnerin hören, es ſchien, als ob ſie im Stolz wüchſe; ſie ſang noch einmal ſo laut und drehte ihr Körperchen im Takt noch einmal ſo geſchmeidig wie vorher und rettete die Situation.

All das war, ich wiederhole es, außerordentlich beſcheiden, aber gerade darum von einem ganz beſonderen Reiz. Wie hübſch war es, daß es ſo etwas überhaupt auf der Welt noch gab wie dieſe einfachen Bauersleute, die nach des Tages Arbeit ſich hier in warmer Nacht zuſammentaten, um ſich hochtönende und feierliche Verſe vorzudeklamieren. Wie drollig waren dieſe kleinen menſchlichen Leiſtungen und Eitelkeiten, die dabei ſich, wie anderswo auch, entfalteten. Wie phantaſtiſch die Lichtſtimmung des Bildes: dieſe kleinen Feuerchen, um die halbbeleuchtet, ernſthaft ſcheinende oder lachende und kichernde Geſtalten herumſaßen, und die von Zeit zu Zeit höher aufflackerten, wenn einer der Buben ein neues Holzſcheit hineintat. Wie fremdartig die ſeltſame Muſik, die aus dem Dunkel hervortönte. Wie reizend dieſe ruhige, natürliche Gaſtfreundſchaft, die ich hier in ſo ſpäter Stunde und ſo völlig fremder Umgebung genoß!

Ich erhob mich jetzt, nach Verſtändigung mit meinem Begleiter, trat auf den Dorfälteſten zu, ließ durch unſern Dolmetſcher unſern Dank und unſere höchſte Zufriedenheit mit den Leiſtungen, die wir geſehen, ausſprechen, und bekräftigte dieſe Gefühle durch Überreichung einiger Rupien. Das Theater hatte ſolange pauſiert. Der alte Herr verneigte ſich mit gemeſſenem Anſtand und ebenſo die ganze Schauſpielergeſellſchaft, und wir ſchritten von dannen, denſelben Pfad, den wir gekommen waren, zu unſerm Boot. Der Scheinwerfer hatte ſeine Tätigkeit längſt eingeſtellt, da wir zu lange blieben, doch die gewöhnlichen Lichter unſeres Dampfers leiteten uns ohne Mühe zu ihm zurück.

Wenige Minuten ſpäter ſaß ich wieder genau wie vorhin auf dem Verdeck über dem dunklen Strom, nur ein paar kleine Lichtpunkte am Ufer zeigten die Stelle, wo ich geweſen, und ein paar verworrene Klänge, wie vorher, deuteten an, daß das Schauſpiel dort ſeinen Fortgang nahm. Für mich war der Vorhang wieder gefallen über jener merkwürdigen kleinen Welt, in die ich, wie in einem Märchen, einen einzigen Blick hatte tun dürfen.

28.

Ein Tag bei mir.

Dichtung und Wahrheit.

1913.

Vor kurzem geriet mir ein Schreibheft aus meiner Tertianerzeit wieder einmal in die Hand. Unter der Überschrift „Ein Tag bei mir" enthält es einen Versuch des Knaben, Zukunftsträume über sein künftiges Dasein schriftstellerisch festzuhalten. Gewählt wird dazu die Form einer Erzählung der Erlebnisse eines einzelnen Tages aus dem fünfzigsten Lebensjahr. Dem Verfasser schwebt seine Existenz in einer gewissen Abgeschlossenheit vor, wo die Reisen und Abenteuer, die er ersehnt, schon hinter ihm liegen, sonst aber noch Vollkraft und Vollgenuß herrschen. Drollig erstrebt er dabei, den Ton des Erwachsenen zu treffen, durch nüchterne, realistische Einzelheiten den Anschein der Echtheit zu erwecken und mit Vorbedacht alles Besondere und romantisch Ausnahmsweise des Geschehens, woran sonst seine literarischen Versuche jener Zeit gerade übervoll sind, auszuschalten, damit dieser Tag eben ganz als ein natürlicher und für sein erdachtes Dasein typischer erscheine.

Die Schilderung beginnt folgendermaßen (ich ändere außer der chaotischen Orthographie durchaus nichts):

„Der Wecker tönte laut durch die nächtliche Stille, und ich erwachte. Noch umgab Dämmerung mich, und kaum ließ das ungewisse Licht Gegenstände erkennen. Ich rüttelte mich aus Morpheus' Armen und sprang aus dem Bette. Nachdem ich Licht angezündet hatte, warf ich mir den schon bereitliegenden Schlafrock über, öffnete dann die nach dem Meere hingehende Flügeltür und betrat die marmorne,

säulentragende Plattform, an deren Marmorstufen die Flut wie die Ebbe spült. Lautlose Stille war umher. Langsam zogen die Wellen, die Atemzüge des Ozeans, heran; sie bewährten den Namen des ‚Stillen Meeres'. In unvergänglicher Klarheit strahlten am Himmel die Prachtgestirne des Südens. Hoch am Südpol thronte des südlichen Kreuzes Wunderlicht; der König der Planeten, Jupiter, leuchtete am Horizont; ‚ein Liebesglanz, bringt Venus aus der Ferne, ein Geisterblitz, strahlt Sirius der Nacht'. Gastlich lockten die kühlen Wellen, und bald versenkte ich mich in die Wasser des Großen Ozeans: ich nahm mein allmorgendliches Bad. Mein Hund, derselbe Neufundländer, der mich auf meinen Jagd- und Erforschungszügen begleitet hatte, war mit herausgekommen; er schlief allnächtlich vor meinem Bett. Als er mich im Wasser erblickte, sprang er auch augenblicklich mit hinein" usw.

Der Verfasser träumt sich auf eine Südseeinsel, die, mehrere Quadratmeilen groß, ihm gehört. Auf dieser ist alles untergebracht, was ihm begehrenswert erscheint. Neben dem selbstverständlichen treuen Hunde fehlt natürlich auch der windschnelle Rappe nicht; er kommt noch.

Der vom Bad Erfrischte erwartet dann auf der Plattform den Aufgang der Sonne, was Veranlassung gibt, das Anwesen weiter zu schildern. „Da glitt ein Strahl über die Fläche des Ozeans und vergoldete die Spitzen der dunklen Wellen. Empor in flammender Majestät steigt der feurige, lebenspendende Ball. Mit herrlichem Licht übergoß er die Terrasse mit ihren marmornen Säulen, ihren schöngeschwungenen Bogen, die die blumengeschmückte, rings um die Front laufende Galerie trugen. Bald hörte man aus dem Walde die Stimmen der erwachenden Vögel. Erst einige, dann mehr, endlich fiel der ganze Chor der befiederten Sänger ein. Darein mischte sich das Geschrei der Wasservögel, die ich mir in großer Anzahl halte, und das tiefe Brummen der Bären und andern Tiere, welche auf der Ostseite ihre Käfige haben. Ich setzte meinen Klingelzug in Bewegung. Ein Mohr, mein treuer Leibdiener, erschien und brachte mir auf einem silbernen

Brett mein allmorgendliches Glas friſcher Milch. Ich trank ſie langſam aus und begab mich dann in mein Schlafzimmer zurück, nachdem ich noch einen Blick auf den von einer friſchen Briſe gekräuſelten Ozean geworfen, wo eben um die Ecke eine Zahl herrlicher Schwäne gezogen kam." Nun kleidet ſich der Verfaſſer an und füttert dann in Geſellſchaft ſeines jüngſten, dreizehnjährigen Sohnes die verſchiedenen Tiere in den eingehend beſchriebenen Gehegen am Hauſe: Bären, Löwen, Leoparden, ſchwarze Panther. Die Löwin hat Junge, läßt ſich aber trotzdem von dem in den Käfig hineingehenden Vater — der Sohn wird verſtändig draußen gelaſſen — den Kopf krauen. Hierauf geht's zum Frühſtück mit der Familie in den Speiſeſaal.

Das Schriftchen ſtammt offenbar aus einer Zeit, in der das weibliche Geſchlecht in den Intereſſen des Verfaſſers noch eine geringe Rolle ſpielte. Die Frau des Hauſes wird nur ganz flüchtig erwähnt; ſie muß ja vorhanden ſein der erträumten Kinder und des Haushalts wegen, aber ſie wird gleich nach dem Frühſtück mit einer einzigen Zeile: „Meine Frau hatte Wirtſchaftsangelegenheiten", vom Schauplatz abgeſchoben und nachher vergeſſen. Man erfährt ferner, daß der älteſte Sohn in Europa Theologie ſtudiert — offenſichtlich ein Zugeſtändnis an meinen Vater, der Geiſtlicher war und ſchon damals mit Bedauern fühlte, daß ich ſelbſt andere Wege gehen wollte —; die andern Kinder werden von einem Hauslehrer unterrichtet, der als Sohn eines in Wirklichkeit damals noch mit dem Verfaſſer die Schulbank drückenden Vetters eingeführt wird.

Der Autor erledigt dann in ſeinem am Meere gelegenen Studierzimmer mit der wertvollen Bibliothek die geſtern mit dem allwöchentlich zwiſchen Sydney und San Francisco verkehrenden Dampfer gekommene umfangreiche Korreſpondenz. „Dieſer Dampfer brachte mir häufig liebe Gäſte, die ich mit offenen Armen empfing." Verſchiedene ſolcher Gäſte werden genannt, natürlich damalige Freunde des Knaben, die als große Gelehrte, Afrikareiſende u. dgl. eingeführt werden. Einer von dieſen iſt ein hervorragender Mediziner geworden und hat dem Verfaſſer einen beſonderen Dienſt getan. „Mein guter Cäſar, mein

treuer Rappe, dasselbe herrliche Roß, das mich durch die Prärien Nordamerikas wie durch die Urwälder Brasiliens getragen hatte, das mit mir die glühende Sahara durchmessen und die Sümpfe des Kongo, Indien wie Australien, das hundertmal durch seine außergewöhnliche Schnelligkeit mich durch die Kugeln und Pfeile der Indianer getragen oder vor einem verfolgenden Raubtier gerettet hatte, war, wohl aus Altersschwäche, krank geworden." Der befreundete Gast hatte es wiederhergestellt.

Aber auch Gäste werden vorgeführt, die der Autor in Wirklichkeit niemals persönlich kennen gelernt hat. Ausführlich schildert er, wie der als sein eigentliches Ideal verehrte Alfred Brehm, der Verfasser des „Tierlebens" (der damals noch in voller Manneskraft stand und gerade einen Vortrag in meiner Vaterstadt gehalten hatte), die letzten Lebensjahre auf seiner Insel im innigsten Verkehr und gemeinsamer Forschung mit ihm zugebracht habe. „Er stand mir bei in meinem Federkampfe, den ich für die von neuem angefeindete Lehre des großen Darwin focht, und half mir meinen jetzt völligen Sieg vollenden." Bis dann Brehm allmählich körperlich hinfällig und vom Verfasser zuletzt nach Europa überführt wird, wo er im alten Pfarrhause seines Vaters, des „Vogel-Brehm", sein Leben beschließt.

Der Verfasser erzählt hierbei, wie bewegt jedesmal die vier Wochen seien, die er alljährlich selbst in Europa zuzubringen pflege; wie er da zahllose Besuche zu empfangen, mit Forschern und Studenten zu verkehren, aus einer gelehrten Versammlung in die andere zu eilen habe und wie des Abends gefüllte Häuser seine Vorträge erwarteten. Die Erledigung der Korrespondenz zeigt ihn im Briefwechsel mit Redaktionen wissenschaftlicher wie auch rein literarischer Zeitschriften; beides freilich noch ganz im Horizont des elterlichen Journalzirkels. „Hier schrieb der Redakteur der Zeitschrift ‚Natur' an mich um die Lösung einer im Briefkasten gestellten Frage. Dort ein Brief von der ‚Dichterhalle', der mir den Preis des letzten Dichterturniers übersandte."

Den Rest des Vormittags arbeitet er dann weiter an seinem großen wissenschaftlichen Werk, betitelt „Die Welt", und an der

Vollendung eines Romans, den er mit dem nächſten Schiff nach Europa ſenden möchte.

Am Mittageſſen nehmen drei Offiziere eines engliſchen Kriegsſchiffes teil, das am Morgen in einiger Entfernung von der Inſel Anker geworfen hat. Ihr Herumführen nachher gibt Gelegenheit, das Haus und den Park mit ſeinen Tierhäuſern, Teichen, Waſſerläufen uſf. des weiteren zu ſchildern. Ebenſo die Meierei, die Johann, der, nicht minder als der Hund und der Rappe, treue Diener und Reiſebegleiter verwaltet.

Hierauf ladet der Autor die Gäſte zu einer Jagd in ſeinem Urwalde ein. Alles macht ſich beritten — er ſelbſt auf dem, ebenfalls ausgezeichneten, Sohne Cäſars —, verſieht ſich mit einer Unmaſſe von Waffen und bricht auf. Die Inſel wimmelt von Wild, denn der Verfaſſer hat im Laufe der Jahre alles mögliche hier ausſetzen laſſen: Faſanen, Pfauen, Trappen, Strauße, Antilopen, Giraffen, Quaggas, Steinböcke, Känguruhs, Gemſen, Tapire. „Ja ſogar zwei Paar gewaltige Wiſents, die mir Seine Majeſtät der Kaiſer von Rußland zu ſchenken geruht hatte.“ Zunächſt wird nun in einer aufregenden Hatz ein Zwanzigender-Hirſch gejagt und beim Durchſchwimmen einer Meeresbucht erlegt. Dann geht es, nach einem Veſperimbiß in einem Jagdſchlößchen auf der Höhe der Inſel, das nach dem Muſter des Babelsberger Flatow-Turms erbaut iſt, zur Jagd auf einen Kaffernbüffel, den der Verfaſſer beſeitigen will, weil er ſich von der übrigen Herde getrennt hat und ſich als doppelt gefährlicher Burſch allein umhertreibt. „Immer dichter drängten ſich die Stämme zuſammen, immer dichter ſchlangen ſich die Lianen, immer unſicherer wurde der Boden, ſchwarzes Waſſer quoll hervor, ſo daß die Pferde kaum noch gehen konnten. Da ſchlugen die Hunde an; vor uns war ein ſtarkes Dickicht. Wir trennten es mit einem Axthiebe, und vor uns ſtand der Geſuchte, bis an die Knie in einer Sumpflache. Ich erkannte ihn an den zerfetzten Ohren, da er ſchon manchen Kampf mit meinen Hunden durchgemacht hatte.“ Johann begibt ſich vorſichtig in den Sumpf, um ihn anzugreifen, während die Hunde ihn beſchäftigen. „Da knallte ein

Schuß. Einer der Offiziere hatte meine Warnung, nicht zu schießen, außer acht gelassen. Das rasende Tier kam auf uns zu, hochauf spritzte das sumpfige Wasser; ehe der Offizier es erwartete, kam der Büffel heran, rannte sein Pferd über den Haufen, der Offizier sauste herab und verrenkte sich das Bein." Der Verfasser entgeht selbst dem Verderben nur durch einen übergewaltigen Sprung seines Pferdes; die Axt, die er dem Büffel nachschleudert, schafft diesem nur eine schmerzende, aber ungefährliche Wunde. „Er wollte wenden, und das wäre sehr gefährlich geworden; erstens für Johann, der noch im Sumpfe stak, denn alles war in der Zeit weniger Sekunden geschehen, ferner für den Offizier, der noch stöhnend am Boden lag." Doch eine große Dogge wirft sich dazwischen. Der Büffel schleudert sie in die Luft, zertritt sie darauf zu einer unkenntlichen Masse und trollt nun befriedigt von dannen. Er wird also nicht erlegt; dem Autor war sein Büffel offenbar für diese Alltagsgelegenheit doch zu schade. An Verfolgung ist des Verunglückten wegen nicht zu denken. Der Verfasser — der auch das kann — renkt diesem das Bein wieder ein und läßt ihn auf einer rasch hergestellten Tragbahre nach Hause schaffen, wo er sich bald soweit erholt, daß er überfahrtsfähig ist. Mit vielem Dank „für das genossene Vergnügen" fahren die Offiziere nach dem Abendessen wieder zu ihrem Schiff zurück.

Nun folgt, dem Morgen entsprechend, eine, etwas arg lyrische, Sonnenuntergangsszene, bei der der Verfasser in schwärmenden Worten alle die Länder an seinem Geiste vorüberziehen läßt, die er bereist haben will, d. h. so ziemlich die ganze Geographie, vom ewigen Eise der Arktis bis zu den Pampas Südamerikas und den Urwäldern von Madagaskar; mit Indianergefechten und Kämpfen mit Kongonegern, mit Überfall von chinesischen Dschunken-Seeräubern u. a. m. Hiernach stellt er mit dem Hauslehrer in seinem Laboratorium noch einige Versuche an, über die im Laufe des Tages gesprochen worden ist, und nachdem er auch die Ergebnisse dieser noch zu Papier gebracht hat, begibt er sich endlich zur Ruhe. „Der Hund legte sich vor meinem Bette nieder, und bald umgaukelten mich sanfte Träume." —

Soweit die Zukunftsdichtung des Knaben. Was von jenen Erwartungen hat das Leben verwirklicht? Wie ſieht ein Lebenstag bei dem jetzt Fünfzigjährigen in Wahrheit aus?

Alſo: Kein Wecker tönt durch nächtliche Stille. Schon darum nicht, weil von ſolch einer gar keine Rede mehr iſt. Lachend liegt das Gold der Morgenſonne auf der altväteriſch geblümten Tapete gegenüber meinem Bett, und draußen machen die Finken und die Stare einen Lärm, von dem der ruhige Morgenſchläfer in Berlin W, hinten heraus, keine Ahnung hat. Was aber als recht energiſcher Weckruf mir ins Ohr tönt, ſind die Stimmchen von fünf kleinen Entenküken, die in einer mit Heu ausgepolſterten Eierkiſte neben dem Waſchtiſch ſtehen, mit einem alten Sofakiſſen zugedeckt, und die finden, daß es jetzt aber wirklich Zeit zum Frühſtück iſt.

„Mamſell!“ rufe ich durch die Türritze, „um Gottes willen, die Enten!“

Die umfangreiche Wirtſchafterin bringt das Schälchen mit dem eingeweichten Weißbrot, und nun ſchaue ich von meinem Lager aus auf das Bild der bezaubernden, kleinen, flaumigen, goldgelben Bällchen, die, wie aus chineſiſcher Kokonſeide geformt, mit ungeheurem Behagen in der trüben Flut ſchnabbern und eine ebenſo ungeheure Schmutzerei auf dem Fußboden verbreiten. Dieſe Entchen ſind von der Glucke verlaſſen, und ich bemühe mich mit Erfolg, an deren Stelle zu treten und ſie in meinem Schlafzimmer aufzuziehen. —

Ach du lieber Gott! Alſo nicht Löwen und Bären hinter Eiſenſtangen werden in der Morgenfrühe gefüttert, ſondern nur fünf kleine Enten in einer Kiſte? Ja, ſo iſt es, geliebter Leſer, ich kann es nicht in Abrede ſtellen. Auch erſcheint jetzt kein Mohr mit einem ſilbernen Tablett auf einer marmornen Säulenplattform an tropiſchem Meeresſtrande, ſondern ein kleines Stubenmädel mit holſteiniſch weißblondem Haar und roten Armen reicht meiner Frau und mir das Frühſtück in einer mitteleuropäiſchen Holzveranda, unter dem goldgrünen Schatten von vier mächtigen Lindenbäumen.

Keine Südseeinsel ist es geworden, sondern nur eine kleine norddeutsche Klitsche! Aber was es mir in Wahrheit für ein Glück bedeutet, von diesem Globus, auf dem ich soviel umhergelaufen, dem meine ganze wissenschaftliche Liebe und mein Studium gilt, überhaupt ein Teilchen mein eigen zu nennen, mit den Stiefeln auf eigenen Rasen zu treten, ein eigenes Stück Bach durch eigene Wiesen sich schlängeln zu sehen, eigene Frühlingssonne mir über den Rücken rieseln zu lassen, dem Flug der eigenen Schwalben durch die eigene blauseidene Luft zu folgen, ach, davon hat der Knabe von damals ja doch noch gar keine Ahnung gehabt!

Meine Frau und ich wandern miteinander über Hof und Wiesen. Wie forsch stolzieren unsere verschiedenen Hähne vor ihren Hennen daher: der schwere goldbraune Rhode-Island, der hochbeinige, einem spanischen Hidalgo mit Mäntelchen und Stoßdegen aufs Haar gleichende Andalusier in seinem wundervollen Blaugrau, der winzig kleine, aber wie ein Goldfasan prächtige italienische Zwerghahn, der merkwürdige weiße japanische Masiro Schabo mit steil aufstrebendem Schwanz, den wir seines würdevollen Wesens halber den „Geheimrat" nennen, der schwarze Holländer mit seiner weißen Haube usw.

Aber dies ist ja Kleinkram für den richtigen Agrarier, und so sieht der schweigsame holsteinische Vogt diese Wonne meiner Frau an. Ganz etwas anderes sind die schönen schwarz und weiß gefleckten Kühe, die mit strotzenden Eutern dort über unsere Weiden wandeln.

Vom Hofe, der hoch liegt, senkt sich das Hügelgelände in weicher Schwingung hinab zu den Wiesen, durch die der Bach, die jugendliche Schwentine, fließt, und diese ziehen sich bis zu der röhrichtumgebenen Bucht des Sees, an den unsere Besitzung stößt. Gerade gegenüber vom Südufer des Sees grüßt das reizende Städtchen Eutin mit seinen roten Dächern herüber und seinem alten spitzdachigem Kirchturm. Prachtvoller Buchenwald umsäumt das Nordufer bis zu unserer Grenze. Auf dem Abhang vom Hof zum See herab sind vier mächtige Terrassen im Entstehen, auf deren oberster im Juni viele Hundert Rosen blühen sollen; weiter abwärts wird es nützlicher, mit Äpfel- und Birnenspalieren, mit Pflaumen und Erdbeeren.

Unten, jenseits des Baches, weidet friedlich Titus, der braune Wallach. — Kein windschneller Rappe Cäsar, der mich durch Indianerpfeile getragen, sondern ein braves Kutsch- und Ackerpferd. Es heißt auch nicht nach dem römischen Kaiser, sondern nach dem schönlockigen Sohne Rembrandts, dessen Bildnis meiner Frau besondere Liebe ist. Wo aber ist Ella, die Stute? Sie wird seit Wochen mit besonderer Rücksicht behandelt, denn wir „erwarten"! Der reine Städter unter meinen Lesern wird nie ganz begreifen, was für ein Ereignis die Geburt eines Fohlens ist! Ein neuer Stall ist bereits in der Scheune für sie eingerichtet; heut abend soll sie da hinein. Plötzlich kommt aber der Vogt atemlos angelaufen — nein, da ist mir doch eine unwahre Redensart in die Feder geflossen: Holsteiner sind nie atemlos und laufen tun sie überhaupt nicht. Er kommt also ganz langsam und bedächtig, wie immer, und sagt mit der seelenruhigsten Stimme von der Welt: „Die Ella hat eben gefohlt."

Ist es möglich? Wir beide jedenfalls rennen nun ohne Rücksicht auf Würde die Terrassen hinunter, klettern über den Viehzaun zur Weide, und wahrhaftig, da liegt das braune Wunder im Grase. Vorläufig nur von weitem zu genießen, denn die Stute, die es sorglich trocken leckt, läßt niemand in die Nähe. Vergeblich versucht es bereits aufzustehen mit seinen überlangen Gliedmaßen.

Aber kaum eine Stunde später gelingt ihm das, und nun steht es aufrecht, noch etwas ängstlich, auf seinen vier schräg nach auswärts gestellten Beinen, wie das Pferd in dem ostpreußischen Schulaufsatz: „an jedem Ack eins". Es sieht eigentlich verboten aus, wie ein Bastard von Esel und Giraffe. Aber der Vogt und alle auf dem Hof arbeitenden Leute, die es bewundernd umstehen, erklären es für ein ausgezeichnetes Tier, das zu den schönsten Hoffnungen berechtige; und so sind wir als die Pflegeeltern denn glücklich und stolzer darauf, als ich auf irgendeins meiner Bücher oder meine Frau auf das schönste der alten chinesischen Seidengemälde, die sie in China gesammelt hat.

Doch ich sollte nun wohl mit ähnlichem literarischen Raffinement, wie einst der Tertianer, in gelegentlichen Andeutungen die Gesamtheit

meiner Lebensverhältnisse und meines Werdeganges entwickeln. Hierzu sollte ich z. B. gleich den Landbriefträger benutzen, der soeben statt des San-Francisco-Dampfers den Lindenhof angelaufen hat. Es sind bei der überbrachten Post unter anderm auch Korrekturbogen eines neuen Buches, das im Herbst erscheinen soll. Zwanglos könnte ich dies jetzt nennen und dabei gleich alle früheren mit anbringen. Es wäre eine so schöne Gelegenheit. Leider hat man aber die naive Eitelkeit von damals nicht mehr — oder doch nicht mehr den Mut, sich so unbefangen dazu zu bekennen. So will ich denn nur sagen: ein Werk, das „Die Welt" so ganz im Bausch und Bogen literarisch bewältigt, ist nicht aus meiner Feder hervorgegangen. Auch die ganze Richtung ist eine andere geworden, als der Knabe dachte; das damalige Ideal des Naturforschers mit Brehm als Vorbild hat sich nicht verwirklicht. Nur so ein bißchen etwas Verwandtes, ein Geograph, bin ich geworden. Und auch als solcher keiner von den Großen und Führenden meiner Wissenschaft, nach dem Maß des Mannes, der später mein wirklicher Lehrer und vorbildliches Ideal werden sollte, Ferdinands von Richthofen. Höchstens einer, der den Gegenstand unserer Studien, die Erdoberfläche, in weiterem Umfange gesehen hat, als es den meisten von uns vergönnt ist, und der es als begeisternde Lebensaufgabe empfunden hat, ein Herold ihrer Gestaltenfülle zu sein und den Schauplatz, den uns Menschen das Schicksal als Lebensraum im Universum zugewiesen hat, seinen Mitmenschen vertrauter und in seinem Wesen verständlicher zu machen.

In den Reisehoffnungen freilich hat die Knabenphantasie so ziemlich recht behalten. Wenn ich jetzt in dem Stil des alten „Ein Tag bei mir" von meinen Wanderungen über Land und Meer rhapsodieren wollte, so könnte ich wohl eine nicht viel kürzere Liste aufstellen als der Autor von damals. Und das rauschvolle Lebensglück, das er sich von solchem Reisen erwartete, ist wirklich und wahrhaftig damit verbunden gewesen; ja noch viel tiefer, als er damals ermessen konnte. Wundervoll war mein Leben in diesen langen Reisejahren, unerschöpflich reich an immer neuen Eindrücken und unendlich bewegt durch immer

neues Erleben. Dies Erleben iſt nicht gerade ſo geweſen, wie ſich der Knabe gedacht hat: Indianer z. B. habe ich wohl kennen gelernt, aber ich brauchte meinen Skalp nicht vor ihnen zu flüchten. Mit chineſiſchen Seeräubern habe ich keinen Strauß gehabt, wenn ich ſchließlich auch einmal gerade zu recht piratengefährlicher Zeit den chineſiſchen Weſtfluß hinaufgereiſt bin auf einem mit Eiſengittern verwahrten Dampfer, den geladenen Browning Tag und Nacht in der Hoſentaſche. Gefahren mit „wilden Tieren", wonach man zu Hauſe immer zuerſt gefragt wird, habe ich nie eine einzige zu beſtehen gehabt — wenn ich nicht diejenigen wilde Lebeweſen nennen will, die eigentlich die wirklich gefährlichen in den Tropen ſind, die Bazillen der Malaria, des gelben Fiebers, der Peſt uſw. Vor denen haben mich aber keine dramatiſchen Taten, ſondern nur Vorſicht und vor allem ein großes Glück immer bewahrt. Von Fährniſſen anderer Art, bei Schiffbruch, Gefechten, Vulkanausbrüchen uſw., würde ich mancherlei zu berichten haben, wie das in einem langen Reiſeleben nicht anders möglich iſt. Aber die „Gefahren" ſpielen ja unter den Dingen, die das Reiſeleben ſo anziehend und reich machen, im allgemeinen eine viel geringere Rolle, als der Laie denkt. Kommt man wirklich einmal in eine ſolche, ſo iſt man meiſt nicht im mindeſten romantiſch geſtimmt, ſondern denkt nur und mit überraſchender Nüchternheit das eine: „Wie kommſt du da heraus?"

Auch hat mir der Zar von Rußland keine Wiſents zu ſchenken geruht. Das einzige perſönliche Geſchenk, das ich je von einem mehr oder minder regierenden Monarchen erhalten habe, iſt eine lange, nachtſchwarze Zigarre geweſen, die mir der König von Kambodſcha in Hinterindien eigenhändig aus einem goldenen, juwelenbeſäten Käſtchen hervorſuchte — Schuh und Strümpfe hatte er aber dabei nicht an. Sonſt habe ich mit exotiſchen Fürſten ja wohl mancherlei zu tun gehabt, habe im Zenanapalaſt des Maharadſchas von Jaipur, wie der Leſer weiß, ſeine Bajaderen tanzen ſehen, habe vom Goldgeſchirr des Niſam von Haiderabad gegeſſen, dem Sultan von Djokjakarta in ſeinem Kraton die Hand geſchüttelt uſw. Mit europäiſchen Fürſtlich-

keiten bin ich aber nur herzlich wenig in nähere Berührung gekommen — mit einer großen und schönen Ausnahme, die dauernd eine wertvolle Erinnerung in meinem Leben bilden wird: meiner Reise mit unserm Kronprinzen durch Indien.

Kinder habe ich nicht. Aber eine Frau habe ich wirklich bekommen. Und Gott sei Dank keine solche, die man mit vier Worten in einer Versenkung verschwinden lassen und nachher vergessen könnte. Nein, meine Freunde wissen vielmehr, wie unendlich viel ich von dem Besten, was ich bin und was mir mein Leben wertvoll macht, ihr verdanke. Und viel, viel mehr weiß ich es selbst. Sogar der Lindenhof gehört dazu, denn er ist eigentlich ihr Eigentum.

Auch zu einem Dichter hat mich der Himmel sich nicht entfalten lassen, und nicht den kleinsten Preis habe ich von irgendeiner „Dichterhalle" erhalten. Und nur eine einzige Novelle habe ich seit meiner Schülerzeit noch zu verfassen gewagt. Ich gab sie seinerzeit meiner Braut zu lesen — oder war sie damals schon meine Frau? Sie lieferte sie mir zurück mit der Erklärung, bis Seite 37 des Manuskriptes hätte sie es gebracht, aber weiter hätte sie nicht gekonnt; es sei zu langweilig! Und man bedenke, wenn das eine Braut schon sagt! — hm, sie muß doch wohl schon meine Frau gewesen sein!

Eine Bibliothek ist mir im Laufe der Jahre erwachsen, und der Knabe hat richtig vorausgeahnt, welch ein köstlicher Schatz eine solche ist. Macht sie nicht jenes alte Märchen zur Wirklichkeit, wo einer ein ganzes Traumkönigreich, in ein kleines Kästchen zusammengedrängt, sein eigen nennt? Wenn er ganz still und allein ist, stellt er das Kästchen auf den Tisch, öffnet den Deckel, und nun steigt das Königreich daraus hervor, breitet sich um ihn aus mit Hügeln und Seen, Schlössern, Wiesen und Rosenlauben und einer Geliebten schließlich auch noch darin. Ist nicht so in diese Bücherreihen die ganze Welt, soweit ich sie selbst durchwandert habe, und noch viel weiter, wo auch meine unersättliche Sehnsucht nicht hingekommen, noch einmal hineingebannt und steigt daraus empor und umgibt mich, sobald ich nur will und sage: „Sesam, öffne dich!"?

Aber dieſe Bibliothek iſt nicht auf dem Lindenhof, ſondern ſteht in der Stadtwohnung in Berlin, wohin ich jede Woche auf mehrere Tage muß, um meine Vorleſungen an der Berliner Handelshochſchule zu halten. Hieraus erſieht der Leſer, daß ſich auch die akademiſche Lebensrichtung, die dem Knaben vorſchwebte, verwirklicht hat und mein eigentlicher, mit beſonderer Freude umfaßter Beruf geworden iſt.

Dieſes Doppeldaſein, das ich infolgedeſſen jetzt führe, dieſes Hin und Her zwiſchen der Reichshauptſtadt und dem entlegenen Dorf am See, iſt für meine Natur von höchſtem Reiz. Auch das hat etwas Märchenhaftes. Für ein paar Tage umgibt mich die brauſende Lebensfülle der jüngſten und fieberndſten Großſtadt der Alten Welt, mit den Menſchenſtrömen, auf denen man dahintreibt wie ein Blatt im Niagara, mit der allabendlichen Feerie der blitzenden Lichtreklamen auf den Straßen, mit philharmoniſchen Konzerten oder den ſzeniſchen Wundern einer Reinhardtſchen Theatervorſtellung. Und ich hauſe dabei in den vertrauten Räumen einer jener modernen Wohnungen des neuen Berlins, deren Bequemlichkeit keine andere Stadt Europas kennt, umgeben von altem, mit Herz und Geſchmack (dies bezieht ſich auf meine Frau) geſammelten Hausrat; einem *gewordenen*, der überall die Geſchichte unſeres gemeinſamen Lebens erzählt; von Bildern, die ich liebe, und Sammlungsgegenſtänden, die an unſere gemeinſamen oder geſonderten Reiſen erinnern. Dann aber des Abends im Kraftwagen zum Bahnhof, das ganze Lichtmeer verſinkt mit einem Schlage hinter mir, ein paar Stunden Fahrt durch die Nacht, und wenn ich am Morgen aufwache, liegt die Frühſonne auf unſerm Scheunendach, wo die Schwalben niſten, und über den flimmernden See klingen fein und leiſe die Schläge der alten Turmuhr des Städtchens herüber. —

So war's auch heut früh. Der Vormittag und der halbe Nachmittag iſt nun in ſtiller Tätigkeit dahingegangen; jetzt kommen Gäſte: Freunde und Freundinnen aus Lübeck und Berlin. Engliſche Marineoffiziere ſind nicht darunter, aber ein deutſcher zufällig doch: der Marine-Oberſtabsarzt Dr. Hanſen, mit dem ich ausgerechnet wirklich in der Südſee zum erſten Male zuſammengetroffen bin.

Das war an jenem glorreichen Tage des 31. Mai 1900, von dem ich S. 136 ff. erzählt habe. Er war damals Arzt auf dem „Seeadler" und saß mit unter den weißgekleideten Offizieren in der Hütte König Mataafas auf der Halbinsel Mulinuu, als ich dorthin kam und nun die lange Rede halten mußte, unter Palmenrauschen am Ufer des schimmernden Meeres, vor mir in Lebendigkeit der berühmte Häuptling, von dessen Kriegsruhm ich soviel gehört, ich selbst auf einer samoanischen Matte sitzend, höchst unbequem mit gekreuzten Beinen, aber mit dem merkwürdigen Bewußtsein, daß die Heimat beinahe in geradliniger Verlängerung meines Rückgrats unter mir, auf der andern Seite der Erde lag. Jene Rede, in der ich zuletzt den Kapitän Emsmann fragte:

„Ist's nun genug?", und er sagte:

„Nein, nun müssen Sie noch ‚uma' sagen, d. h. ich bin fertig, sonst denkt Mataafa, es kommt immer noch was."

So sagte ich denn mit einer schwungvollen Schlußwendung „uma", Mataafa lächelte huldvoll, antwortete noch einmal und schenkte uns dann als Gastgabe ein ganzes, großes, gemästetes Schwein.

So gut wurde es heut meinen Gästen nicht. Auch eine Büffeljagd setzte ich für sie nicht in Szene. Die krassen Städter unter ihnen wurden aber wenigstens zu dem Schauspiel des Kühemelkens geführt. Die Hauptsensation des Abends war jedoch die Taufe des Fohlens. Wir zogen allesamt zum Stall, meine Frau hielt eine hübsche kleine Taufrede, etwa folgendermaßen: „So taufe ich dich denn auf den Namen ‚Fu' (das beliebte chinesische Amulettwort „Glück") zur Erinnerung an das Land, in dem ich so unvergeßlich schöne Zeiten verlebt habe. Mögest du eine Brücke sein zwischen jenem Lande, das meinem Herzen über alles teuer ist, und dieser neuen Heimat hier, und mögest du auch hierher das Glück bringen, das uns dort gelächelt hat." Dann spritzte sie ihm ein paar Tropfen Sekt auf die verwunderte Nase, und es wurde beschlossen, unsern Freund Hülle, ehedem Professor an der Kaiserlichen Universität zu Peking und jetzt Sinolog der Königlichen Bibliothek zu Berlin, zu bitten, mit dem

Aufgebot ſeiner ganzen Kunſt und Wiſſenſchaft uns ein ſchönes Fu-Zeichen zu malen, das über der Krippe angebracht werden ſoll.

Und nun verfließt der Abend, wie eben ſchöne warme Maiabende auf dem Lande verfließen, mit friſchem Spargel und guter Bowle, mit heiterem Plaudern und Lachen und jener in Worte nicht zu faſſenden Stimmung, die eine weiche, ſchon nordiſch lange Dämmerung gibt, in deren ſtiller, durchſichtiger Luft es gar nicht dunkel werden will. Wunderbar fein ſteht in dieſem blaſſen Licht der rötlich-gelbe Schein der großen chineſiſchen Seidenlampions, die, leiſe pendelnd, auf den Terraſſen über dem See ſchimmern, und die unvergleichlich edle Schwingung ihrer Linien trägt in ſeltſamer Weiſe einen Hauch uralter klaſſiſcher Kultur des fernen Oſtens in die Schönheit einer weißen norddeutſchen Sommernacht. —

Uma!

Von **Georg Wegener** erschien im gleichen Verlag:

Der Wall von Eisen und Feuer.

Erster Teil:

Ein Jahr an der Westfront.

416 Seiten Text mit 92 Abbildungen. In Leinen gebunden.

Inhalt: Die ersten Tage. — In der Reichshauptstadt. — Mitten hinein! — Bei der Einnahme von Namur. — Im Siegessturm vorwärts. — In Frankreichs Königskrönungsstadt. — Zwischen den Ereignissen. — Der Durchbruch durch die Sperrfortkette Toul-Verdun. — Vom Kampf um Antwerpen. — Antwerpen unser! — Zur Armee von Kluck. — In den Schützengräben an der Aisne. — Am äußersten rechten Flügel. — Heilige Nacht im Felde. — Vom Meer zum Fels. — Oben im Wasgenwald. — Der Erfolg von Blamont-Cirey-Allarmont. — Bei den Helden der Champagne. — Der englische Vorstoß bei Neuve-Chapelle. — St. Quentin. — Der kleine Krupp in B. — Vor Ypern. — Im Bannkreis der Lorettohöhe. — Nachtgang nach Souchez. — Im Flugzeug zwischen Maas und Rhein. — „In den Argonnen machten wir Fortschritte." — Und wieder an der Front!

Zweiter Teil:

Champagne — Verdun — Somme.

385 Seiten Text mit 81 Abbildungen. Gebunden.

Inhalt: Auf heiligem Boden. — Trommelfeuer. — „Durch kommen sie nicht!" — Im Hauptquartier der Champagne-Armee. — Bei den rheinischen Truppen der Champagne. — Ein französisches Tagebuch aus der Champagne-Offensive. — Nebel. — Die Kathedrale von Reims. — Laon. — Schloß Pinon. — Gegenüber von Soissons. — Weihnachten am Hartmannsweilerkopf. — Am Südende der Front. — Heimaterlebnis. — Unsere Eisenbahnen und der Krieg im Westen. — Auf den Maashöhen vor Verdun. — In der Woëvre. — Aus den Kämpfen westlich der Maas. — Die andere Welt. — Chimay. — Vogel Phönix. — Stille vor dem Sturm. — Die Sommeschlacht I. — Die erste Nacht des dritten Kriegsjahres. — Die Sommeschlacht II. — Cambrai. — Eine U-Deutschlandfeier an der Westfront. — Hauptmann Boelcke. — Ham an der Somme. — Boelckes letzter Flug. — Das unterirdische Hermies. — Der General. — Das Friedensangebot des Kaisers.

In Vorbereitung.

Dritter Teil:

Die beiden letzten Jahre.

Mit zahlreichen Abbildungen und Karten.

Dieser Schlußband wird neben den Ereignissen der Jahre 1917 und 1918 die in den ersten zwei Bänden von der Zensur unterdrückten Namen der Orte und der Führer enthalten. Er ist daher eine notwendige Ergänzung der beiden ersten Bände.

Bücher von Georg Wegener

Herbsttage in Andalusien. 4. Aufl., 322 S. mit 21 Tafeln. 8°. 1904. Berlin, Allg. Verein für Deutsche Literatur. ℳ 6.—, geb. ℳ 7.50.

Zum ewigen Eise. Eine Sommerfahrt ins nördliche Polarmeer und Begegnung mit Andree und Nansen. 2. Aufl., 359 S. mit zahlreichen Abbildungen nach Entwürfen von Hans B. Wieland und nach Photographien nebst 2 Karten. 8°. 1896. Berlin, Allg. Verein für Deutsche Literatur. ℳ 6.— geb. ℳ 7.50.

Die deutsche Ostseeküste. 168 S. mit zahlreichen Abbildungen und 1 Karte. 8°. 1900. (Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. Bd. 7.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. ℳ 4.—.

Zur Kriegszeit durch China 1900/1901. 2. Aufl., 405 S. mit zahlr. Abb. und 1 Karte. 8°. 1902. Berlin, Allg. Verein für Deutsche Literatur. ℳ 7.50, geb. ℳ 9.—.

Deutschland im Stillen Ozean. Eine Monographie der deutschen Südseeinseln: Samoa, Karolinen, Marshall-Inseln, Marianen, Kaiser-Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel und Salomo-Inseln. 156 S. mit zahlr. Abb. und 1 Karte. 8°. 1903. (Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. Bd. XV.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. ℳ 4.—.

Reisen im westindischen Mittelmeer. Fahrten und Studien in den Antillen, Columbia, Panama und Costarica im Jahre 1903. 2. Aufl., 302 S. mit Abb. und 4 Karten. 8°. 1904. Berlin, Allg. Verein für Deutsche Literatur. ℳ 6.—, geb. ℳ 7.50.

Tibet und die englische Expedition. 147 S. mit 8 Bildern und 2 Karten. 8°. 1904. (Angewandte Geographie, Ser. 2, Heft 1.) Halle, Gebauer-Schwetschke. ℳ 3.—.

Indien. Ceylon. Vorderindien. Birma. Die Malayische Halbinsel. Siam. Java. Handbuch für Reisende, (auf Grund eines Manuskripts des Verfassers) von Karl Baedeker. LXXIV, 358 S. mit 22 Karten, 33 Plänen und 8 Grundrissen. Kl. 8°. 1914. Leipzig, K. Baedeker. ℳ 20.—.

Die geographischen Ursachen des Weltkrieges. Ein Beitrag zur Schuldfrage. 144 S. 8°. Berlin, Karl Siegismund. Geb. ℳ 7.—.

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.